Die quellen des Shakspeare in novellen

Karl Joseph Simrock

Theo. W. Koch

Die

Quellen des Shakspeare

in

Novellen Märchen und Sagen

mit sagengeschichtlichen Nachweisungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Neue Ausgabe.

Erster Theil.

Bonn
bei Adolf Marcus
1872.

Reinhold Köhler

gewidmet.

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Indem ich die Quellen des Shakspeare nach fast vierzig Jahren in einer neuen vervollständigten und dem heutigen Stande der Forschung angenäherten Ausgabe vorlege, glaube ich aus den Vorreden zu den drei Bänden der ersten Ausgabe Folgendes wiederholen zu sollen:

„Die Untersuchung über die Quellen Shakspeares hat schon bei den Engländern begonnen, welche sich bei jedem seiner Stücke mehr oder minder sorgfältig um die Novellen bemüht haben, aus welchen er schöpfte, ohne sich jedoch um ihren Zusammenhang mit der Sage überhaupt zu bekümmern. Ein eigenes Werk, das wie das unsere Shakspeares Quellen zusammenstellen sollte, schrieb Mistreß Lennox, Fieldings scharfsinnige aber geschmacklose Schwester, jedoch mit der völlig verfehlten Tendenz, alle Schönheiten Shakspeares als aus jenen Novellisten erborgt, und alle Abweichungen von denselben als sündliche Missgriffe darzustellen. Die Eschenburgische Uebersetzung lieferte bekanntlich zu jedem Stücke einen kritischen Anhang, dessen Hauptzweck war, die Quellen des Dichters nachzuweisen, und der Antheil, welchen Lessing und spätere Uebersetzer und Erklärer bis auf Douce und Dunlop an diesen Untersuchungen nahmen, mag wohl

die Frage rechtfertigen, worin denn eigentlich der Werth derselben für das Verständniß des Dichters bestehe? Hierüber äußert Docen (Altd. Museum Bd. II, S. 277 ff.):

„„Es ist so natürlich als gewöhnlich, daß man sich mit den Individualitäten großer Schriftsteller so wie mit den Veranlaßungen ihrer Productionen bekannt zu machen suche: was Zeit und Umstände ihnen darboten wünschen wir zu erfahren, um hiedurch ihrem Kreise näher zu sein. Was die damalige englische Literatur unserm Dichter und seinen Vorgängern darbot, war vielfältig in jenem Zeitalter nicht bloß unter diesem Volke, sondern oft schon mehrere Generationen hindurch auch bei den übrigen cultivierten Nationen Europas einheimisch — es war die Volksliteratur jener Zeiten, die man nothwendig von den Interessen der damaligen gelehrten Welt absondern muß. Die Allgemeinheit dieser Literatur war im Ganzen von der Art, daß das gegenwärtige Zeitalter ihr nichts Aehnliches gegenüberstellen kann, vorausgesetzt, daß hier von Werken, die nur den gebildeten Ständen angehören, nicht die Rede sein kann. Durch Uebersetzungen, Nacherzählungen und dramatische Bearbeitungen pflanzten sich damals manche Volksdichtungen, Sagen und Novellen von Italien und Frankreich nach Deutschland, England u. s. w. hinüber; nicht selten auch umgekehrt. — Jene Verbindung der europäischen Welt erreichte ungefähr um die Zeit, als Shakspeare seine Laufbahn schloß, ihr Ende; wenigstens erzeugte sich seitdem nichts Neues mehr unter dem Volke was durch eine weitere Fortbildung die übrigen Nationen sich angeeignet hätten. Halten wir diesen Gesichtspunkt fest, so erscheint die Idee der Mistreß Lennox sehr empfehlenswerth, die in ihrem Shakspeare illustrated die Zusammen-

stellung aller ihr bekannten Erzählungen versuchte, aus denen der Dichter den Stoff seiner Schauspiele hergenommen.““

„Wenn ein Dichter nur im lebendigen Zusammenhang mit seiner Zeit und ihren gemeinsamen Anschauungen ganz verstanden werden kann, so kommt gewiss die obige Aeußerung Docens der Wahrheit sehr nahe. Darum haben wir uns auch nicht auf Mittheilung der nächsten Quellen des Dichters beschränkt, sondern in den Anmerkungen deren Zusammenhang mit der Sage und dem Volksglauben der Zeit und Vorzeit darzustellen gesucht, denn aus ihnen hat Shakspeare nicht selten seine unmittelbaren Quellen ergänzt und bereichert. Waren die letztern auch noch so mangelhaft und unzulänglich, so muß man doch den Sagen, die er aus ihnen kennen lernte, ihres tiefen Gehalts wegen einen hohen Werth beilegen, und diesen erkannt und durch seine Behandlung zu dem höchsten Glanz ausgeschliffen zu haben, dessen jene Edelsteine fähig waren, ist das ewige Verdienst des Dichters. Darum möchten wir Shakspeare weder mit Mistreß Lennox für jede Abweichung von seinen Quellen zur Rechenschaft ziehen, noch mit Andern seinen Ruhm durch Herabsetzung seiner unmittelbaren Quellen zu erhöhen suchen, denn auf den innern geistigen Gehalt der Sage kommt es an, nicht auf die gewiss oft mangelhafte Behandlung, in der sie ihm überliefert war. Erborgt hat darum Shakspeare nicht, denn diese Sagen waren Gemeingut, sie bildeten die Mythologie jener Zeit: es ist vielmehr ein Zeugniss seines hohen Genius, daß er eben solche Sagen am Liebsten ergriff, die durch die allgemeine Verbreitung, die sie sich verschafft, schon ihre Gewalt über die Herzen bewährt hatten.

„Dem Leser, der von unserm Buche allen Vortheil ziehen will, den es darbieten kann, rathen wir vor dem Lesen eines Shakspeareschen Stücks die von uns mitgetheilte Quelle desselben und nach dem Lesen des Schauspiels unsere Anmerkungen einzusehen. Bei einem zweiten Lesen des Stücks wird er dann unterscheiden können, was der nächsten Quelle, was dem Volksglauben, was dem Dichter angehört, und wieviel mächtiger der poetische Geist des Volks, der die ursprüngliche Sage geschaffen, in Shakspeare wirkte als in dem Novellisten, der sie vor ihm dargestellt hatte. Vielleicht wird es ihm dann vergönnt sein, einen Blick in die Werkstätte des Shakspeareschen Genius zu werfen und die geheimen Verrichtungen seines Geistes zu belauschen, durch die er aus einem unscheinbaren, aber edeln Stoffe die lieblichsten und gewaltigsten Gebilde hervorrief. Dieß ist belehrend und bildend zugleich, es wird dem Kritiker wie dem schaffenden Talent Anregung und Förderung, Allen aber Genuß gewähren.

„Die in den Anmerkungen angestellten Untersuchungen über den Ursprung der mitgetheilten Sagen waren bisher von den Erklärern Shakspeares fast ganz vernachläßigt; durch die Bemühungen deutscher Forscher wie der Brüder Grimm, Valentin Schmidts u. A.“, und um mich selber zu unterbrechen, neuerdings Uhlands, Benfeys, Liebrechts, Reinhold Köhlers, Adalb. Kuhns u. A., „ist aber für die Ergründung der Sage überhaupt so Großes geleistet worden, daß es uns leicht werden muste, auf ihrem Wege fortzugehen und das bereits durch sie Gewonnene für die Verfolgung der Quellen Shakspeares zu benutzen.

„Den großen Zusammenhang der mythischen Ueberliefe-

rungen zu erforschen, in den gemeinsamen, immer wiederkehrenden Zügen ein Allgemeines und Nothwendiges zu erkennen und den Schatz zu heben, welchen die dichterische Anschauung der Völker in Sagen, Märchen und Liedern, wie in Mythologieen und Kosmogonieen niedergelegt hat, ist eine der schönsten aber auch schwierigsten Aufgaben, welche unsere Zeit dem wißenschaftlichen Geiste gestellt hat. Das Studium der Sprache muß mit der Erforschung der Sage Hand in Hand gehen um das große Räthsel von der Urgeschichte der Menschheit und der Verwandtschaft der Völker zu lösen, ja diese würde schneller zum Ziele führen, wenn es ohne jenes nur überhaupt zu lösen wäre.

„Doch auch die Untersuchungen über die unmittelbaren Quellen des Dichters glauben wir um einige Schritte weiter gefördert zu haben, obgleich noch Vieles zu thun bleiben mag."

Unsere Nachweisungen sind 1850 von Halliwell für die Shakspeare Society übersetzt*) und hier und da mit neuen Anmerkungen versehen worden, welche wir zu benutzen nicht versäumt haben.

Auch war schon 1843 im Anschluß an die Sammlung der Mistreß Lennox, vielleicht auch an die unsere, in England eine neue Zusammenstellung von Shakspeares Quellen durch Payne Collier**) herausgegeben worden, auf die wir hier und

---

*) The remarks of M. Karl Simrock on the plots of Shakespeares plays. With notes and additions by J. O. Halliwell, London, Shakespeare Society 1850. 8.

**) Shakespeare's Library: a collection of the Romances, Novels, Poems and Histories used by Shakespeare as the foundation of his Dramas. Now first collected and accurately reprinted from the original editions. With introductory notices. London. 2 Voll. 8.

da Bezug genommen haben. An den Untersuchungen über den Ursprung der zu Grunde liegenden Sagen haben sich die Engländer noch nicht betheiligt, ja Halliwell schien es bei der Uebersetzung meiner Abhandlungen zuweilen nöthig zu finden, für dergleichen Nachforschungen die Geduld seiner englischen Leser in Anspruch zu nehmen. In Deutschland hat die Sagenvergleichung noch andere Ziele als das Verständniſs des Dichters, der zunächst dazu Veranlaßung giebt.

Nachträglich bemerke ich noch zu S. 96 und 226—254, daß Benfeys Ansicht von dem orientalischen Ursprung unserer Märchen und Sagen jedenfalls in der gegebenen Faßung unhaltbar ist, als wären sie erst im späten Mittelalter, im zehnten Jahrhundert, wie auch Scherer (Jacob Grimm, Berlin 1865 S. 60) will, bei uns eingewandert. Haben wir bisher auf dem sprachlichen Gebiete jeden Fußbreit Landes gegen die keltische Invasion zu vertheidigen gehabt, so sollen wir jetzt auf dem verwandten der Sage dieß nicht minder theure Gut vor dem Einbruch der Orientalisten schützen. Sprache und Sage sind aber gleich alt, sie sind Zwillinge, und wie die deutsche Sprache der indischen verwandt ist, so auch unsere Sage der orientalischen; zu Gunsten der deutschen könnte sogar geltend gemacht werden, daß unsere Ueberlieferungen häufig, wie ich davon Beispiele gegeben habe, auf eine frühere Culturstufe deuten als die entsprechenden morgenländischen, was sich auch leicht daraus erklärt, daß Littauer, Slawen und Deutsche sich zuerst von dem arischen Urvolke abgezweigt haben. Und wär unser Gedächtniſs damals solche tabula rasa gewesen, so hätt es sich schon bald durch den Verkehr mit Griechen und Römern, welche dieselben oder nahverwandte

Sagen besaßen, wieder füllen müßen. Das Märchen von Amor und Psyche, die Sage von Brutus, vgl. S. 124, und viele griechische Mythen, die nichts weiter als Märchen sind, zeigen mit den unsern die auffallendste Uebereinstimmung: mit welchem Rechte, ja auch nur mit welchem Schein der Wahrheit will man behaupten, daß diese verwandten Formen uns erst durch die Kreuzzüge oder die ihnen vorausgegangenen Wallfahrten nach dem gelobten Lande bekannt geworden seien? Sind etwa vor dem 10. Jahrhundert keine Märchen in Deutschland nachweisbar? Wenige allerdings bei der Dürftigkeit unserer Quellen; aber doch kennt die Edda das Märchen von den drei Schwänen, die im Bade zu Jungfrauen werden. Es wird von Wieland (Wölundur) erzählt, dessen Vater Wate als deutscher Christophorus nach S. 239 auf die erste Culturstufe weist. Wieland der berühmte Schmied hat in der Edda noch zwei Brüder, Eigil und Slagfidr. Eigil wird schon Wölundarkwida 5 als Schütze bezeichnet; in der Wiltinasage erscheint er als der berühmte Schütze, an dem die Tellsage hängt. Dem Slagfidr wird keine Kunst beigelegt; aber da in diesem Geschlecht alle Kunstfertigkeiten vertreten sind, wie Wate die Schiffahrt erfunden haben soll (Handb. der d. Myth. 242), so wird die Heilkunst, die nach der Gudrun auch schon Wate übte, auf seinen Sohn Slagfidr vererbt sein. So klingt hier schon das Grimmsche Märchen von den kunstreichen Brüdern an, das nicht erst im 10. Jahrhundert einzuwandern brauchte. Das Märchen von dem zahmen Bären, der die Mühle, in der er mit seinem Führer übernachtet, von dem Kobold erlöst, war einst ein Thorsmythus, der in Beowulfs Kampf mit Grendel zur Heldensage ward, wobei von

dem Bären, dem heiligen Thier des Gottes, in dessen Gestalt er zu erscheinen pflegte, nichts übrig blieb als der Name Beowulf (Bienenwolf), der den Bären als Honigräuber bezeichnet. Vgl. meine Uebersetzung S. 176—183 und Handb. der d. Myth. 521. 522. Bei Gregor von Tours, bei Paulus Diaconus begegnen deutsche Sagen, die wir den Grundzügen nach in der Edda, bei Widukind wiederfinden; Fredegar kennt schon das Thiermärchen von Hirsch, Fuchs und Bär (Löwe), das den Knotenpunkt unserer Götter-, Helden- und Thiersage bildet, und Rheinland 390 ff., vgl. Handb. der d. Myth. 208, hab ich in einem deutschen Märchen den Mythus von Grani (Apollo Granus) nachgewiesen, der schon den Römern bekannt gewesen sein muß. Dem widerspricht Liebrecht, weil sich auch im Orient davon Andeutungen fänden. Letzteres bestreite ich nicht; es steht mir aber nur bei jener unerweislichen Voraussetzung entgegen als ob alle deutschen Ueberlieferungen, die im Orient Verwandte hätten, erst tausend Jahre später in Deutschland eingewandert wären. Diese entsetzliche Behauptung hat gleichwohl bei uns Eingang gefunden; aber die Deutschen sind Selbstmörder und ich, der ich nach Kuhn slavischen Ursprungs sein soll, was ich freilich auch nicht glaube, muß sie vor solchem Wüthen im eigenen Fleische warnen. Schon einmal, im siebzehnten Jahrhundert, hat uns die üble Meinung von uns selbst, die wir uns aufreden ließen, an den Rand des Verderbens geführt.

Bonn im April 1870.

K. S.

Inhalt
des ersten Theils.

I.

Zu

Romeo und Julie.

1. Romeo und Julie.

Nach Luigi da Porto.

An Frau Lucina Savorgnana.

Wie Ihr selbst gesehen habt, ergab ich mich in den schönen Tagen meiner ersten Jugend, als der Himmel noch nicht allen seinen Groll auf mich wandte, dem Waffenwerke nach dem Beispiel vieler großen und wackern Männer, und versuchte mich darin einige Jahre in euerm anmuthigen Vaterlande Friaul, durch das ich, wie es sich fügte, bald in geheimem bald in öffentlichem Dienst hin und her zu ziehen hatte. Bei solchen Ritten pflegte ich einen Bogenschützen bei mir zu führen, einen Mann von etwa funfzig Jahren, sehr gewandt in seinem Geschäft, von angenehmem Umgang und wie fast alle Veroneser, denn er war aus Verona gebürtig, sehr gesprächig. Er hieß Peregrino und war ein beherzter und erfahrener Soldat, dabei lebenslustig und immer, vielleicht mehr als sich für seine Jahre schickte, verliebt, was den Werth seiner Tapferkeit erhöhte, weshalb er denn gerne die schönsten Geschichten, zumal von Liebeshändeln, in der besten Ordnung und so reizend erzählte, daß ich sie nie schöner gehört habe.

Als ich daher eines Tages von Gradisca, wo ich in Quartier lag, mit ihm und noch zwei andern meiner Leute, vielleicht von der Liebe getrieben, nach Udine zog, eine Straße, die sehr einsam und damals ganz vom Kriege verheert und verbrannt war, und von Gedanken überwältigt mich von den Andern entfernt hielt, kam der genannte Peregrino an meine Seite und sprach, da er

meine Gedanken errathen mochte, so zu mir: „Wollt ihr immer im Traume leben, weil eine grausame Schöne, der es ganz anders zu Muthe ist, euch nicht wieder liebt? Ob ich gleich wider mich selber predige, so laßt mich doch, da man leichter guten Rath giebt als ihm nachlebt, euch sagen, gnädiger Herr, daß es nicht bloß für euern Beruf sich nicht schickt, in der Liebe Gefangenschaft zu schmachten; es ist auch gefährlich, ihrer Führung zu vertrauen, weil das Ziel, zu dem sie führt, fast immer ein trauriges ist. Zum Beweise könnt ich euch, wenn es euer Wille wäre, die Einförmigkeit und Langeweile unsres Weges zu kürzen, eine Geschichte erzählen, die sich in meiner Vaterstadt zugetragen hat, aus der ihr ersehen könntet, wie zwei edle Liebende einem elenden beklagenswerthen Tode zugeführt worden sind.“ Ich hatte ihm schon ein Zeichen gegeben, daß ich ihm gerne zuhören wolle, daher begann er also:

Als Bartolomeo della Scala, ein höfisch gebildeter und wohldenkender Mann, die Zügel der Herschaft über meine Vaterstadt bald fester anzog bald verhängte, standen sich daselbst, wie mein Vater gehört haben wollte, zwei edle Geschlechter, entgegengesetzten Parteien angehörig oder aus persönlichem Haß, feindlich gegenüber, die einen Cappelletti, die andern Montecchi genannt. Zu einem derselben, behauptet man, gehören die hier in Udine lebenden Messer Niccolo und Messer Giovanni, die man jetzt Monticoli von Verona nennt, denn von dort hat sie ein seltsames Geschick hieher verschlagen, obgleich sie außer ihrer höfischen Bildung von ihren Vorfahren nicht viel an ihren neuen Wohnort gebracht haben. In einer alten Chronik fand ich freilich zufällig, daß Montecchi und Cappelletti einer und derselben Partei angehört hätten; ich will euch aber die Geschichte, ohne etwas daran zu ändern, erzählen wie ich sie gehört habe.

Es blühten also, wie ich sagte, in Verona unter besagtem Herrn die vorher genannten edeln Häuser, welche der Himmel, Natur und Glück mit Reichthümern und tapfern Männern gleichmäßig begabt hatte. Zwischen ihnen herschte, wie es bei edeln

Geschlechtern meistens der Fall ist, gleichviel aus welcher Ursache, eine grausame Feindschaft, durch die schon mehrere Männer sowohl auf der einen als der andern Seite den Tod gefunden hatten, so daß sie aus Ueberdruß, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, zum Theil auch wegen der Drohungen des Fürsten, der ihre Feindschaft mit dem grösten Missfallen sah, endlich von weitern Feindseligkeiten abließen und ohne förmlich Frieden zu schließen sich doch allmählich so weit näherten, daß ein großer Theil ihrer Angehörigen wieder mit einander sprach. Als nun so der Friede zwischen ihnen hergestellt war, begab es sich einst zu Carneval, daß im Hause des Messer Antonio Cappelletti, der das Haupt seines Geschlechts und ein sehr heiterer und prachtliebender Mann war, bei Tag und Nacht Feste begangen wurden, an welchen die ganze Stadt Theil nahm. Zu einem solchen fand sich eines Abends auch ein junger Mann aus dem Hause der Montecchi ein, einer Geliebten wegen, wie es die Weise der Liebhaber ist, daß sie wie mit dem Herzen so mit der Person ihren Schönen überall hinfolgen. Er war noch sehr jung, aber schön und schlank, aufgeräumt und im Umgang angenehm. Als er daher wie die Andern die Maske abzog und sich im Nymphengewand zeigte, ließ kein Auge mehr von ihm ab sowohl seiner Schönheit wegen, die selbst die schönsten Frauen übertraf, als aus Verwunderung, daß er in dieses Haus, und dazu bei Nacht gekommen war. Den grösten Eindruck machte aber seine Erscheinung auf die einzige Tochter des genannten Herrn Antonio, die fast übernatürliche Schönheit, eine jugendliche Ungebundenheit und große Munterkeit zeigte. Wie diese den Jüngling erblickte, faßte sie seine Schönheit mit solcher Gewalt in sich auf, daß sie bei der ersten Begegnung ihrer Augen nicht mehr sie selbst zu sein glaubte. Der Jüngling hielt sich nicht sehr verwegen im Hintergrund allein und ließ sich nur selten in Tanz und Gespräch ein, da er von der Liebe hergeführt, seiner Sache nicht recht sicher war. Dem Mädchen war das sehr leid, da sie hörte, er sei ein angenehmer, heiterer Gesellschafter. Mitternacht war schon vorüber, das Fest gieng zu Ende, der Fackeltanz

oder Kehraus, wie er auch heiße, der noch jetzt den Schluß der Bälle zu machen pflegt, hatte schon begonnen; man steht dabei im Kreise umher, und wechselt nach Belieben mit Tänzer oder Tänzerin. Bei diesem Tanze nun wurde jener Jüngling von einer Dame geholt und zufällig neben das schon verliebte Mädchen gestellt. Ihr zur andern Seite stand ein edler Jüngling, Marcutio Guercio genannt, der von Natur im Januar wie im Juli gleich kalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi (so hieß der Jüngling) ihr zur Linken zu stehen kam, und wie es beim Tanze gebräuchlich ist, die Schöne seine Hand in die ihre nahm, sagte sie auf einmal zu ihm, wohl nur um ihn reden zu hören: Gott sei Dank, daß ihr neben mich kommt, Herr Romeo! Der Jüngling, der ihre Blicke schon bemerkt hatte, versetzte, über ihre Worte betroffen: Wie, ihr dankt Gott, daß ich komme? Ja, antwortete sie, mich freut, daß ihr zu mir kommt, denn ihr könnt mir wenigstens die linke Hand warm halten, da mir Marcutio die rechte zu Eis erstarren läßt. Hiedurch kühner gemacht, fuhr Romeo fort: Wenn ich mit meiner Hand die eure wärme, so setzen eure schönen Augen mein Herz in Flammen.

Sie lächelte ein wenig, wollte aber nicht, daß man sie mit ihm sprechen sehe oder höre, und sagte nur noch: Ich schwöre euch, Romeo, bei meiner Ehre, hier ist keine Frau, die meinen Augen so wohl gefällt als ihr.

Der Jüngling, schon ganz von Liebe zu ihr ergriffen, versetzte: Wer ich auch sei, so bin ich, wenn es euch nicht mißfällt, eurer Schönheit getreuer Diener.

Als das Fest zu Ende war, überlegte Romeo daheim die Grausamkeit seiner ersten Geliebten, die ihm für langes Schmachten so geringen Lohn gab, und beschloß, wenn sie es verstatte, sich ganz der neuen zu widmen, obgleich sie einem feindlichen Hause angehöre. Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts mehr als an ihn und schätzte sich unter vielen Seufzern unendlich beglückt, wenn sie ihn zum Gemahl gewinnen möchte; aber die Feindschaft ihrer beiden Häuser ängstigte sie und ließ ihr wenig Aus-

sicht ein so erfreuliches Ziel zu erreichen. So zwischen Furcht und Hoffnung hin und her geschleudert, sprach sie oft zu sich selbst: Ich Thörin! wie laß ich mich in dieß seltsame Labyrinth verleiten und verlocken, aus dem ich mich ohne Führer nicht wieder herauswinde, wenn ich auch wollte, da mich Romeo nicht liebt: denn bei seiner Feindschaft gegen die Meinigen kann er nichts als meine Schande bezwecken. Und gesetzt er verlangte mich zur Frau, so würde mein Vater doch niemals einwilligen mich ihm zu geben. Hernach kam sie jedoch wieder auf andere Gedanken und sagte sich: Wer weiß ob mir nicht gerade, um zwischen diesen beiden Häusern, die sich zu befehden schon müde und überdrüßig sind, den Frieden zu befestigen, zu seinem erwünschten Besitz zu gelangen bestimmt ist! Und hieran hielt sie nun fest und begann ihm ihre Zuneigung durch Blicke zu erkennen zu geben. Da nun die beiden Geliebten in gleichen Flammen glühten und Einer des Andern Namen und Bildniß ins Herz gegraben trug, fiengen sie an, sich bald in der Kirche bald am Fenster mit Augen zu weiden und Keinem von beiden war es mehr wohl, wenn sie sich nicht sahen. Er vornämlich fühlte sich von ihren zärtlichen Blicken und Mienen so entzündet, daß er fast die ganze Nacht mit gröster Gefahr seines Lebens allein vor dem Hause des geliebten Mädchens verweilte, und bald sich zu ihrem Kammerfenster emporhebend, dort, ohne daß sie oder sonst Jemand es wuste, hängen blieb, dem Ton ihrer süßen Stimme zu lauschen, bald sich auf der Straße niederlegte. Eines Nachts fügte es der Liebesgott, da der Mond ungewöhnlich hell schien, daß Romeo eben zu ihrem Balcon emporkletterte, als das Mädchen zufällig oder weil sie ihn in frühern Nächten bemerkt hatte, die Fensterthüre öffnete, hinaustrat und ihn erblickte. Er aber, vermeinend sonst Jemand nicht sie öffne den Balcon, wollte sich hinter einer vorspringenden Mauer verbergen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn an und fragte: Was macht ihr hier so allein zu dieser Stunde? Da erkannte er sie und versetzte: Wozu die Liebe mich treibt. Wenn man euch aber hier fände, sagte sie, könntet ihr nicht leicht ums Leben kommen? Freilich, Herrin, ant-

wortete Romeo, könnte ich ums Leben kommen, und das wird auch eines Nachts geschehen, wenn ihr mir nicht Beistand leiht. Da ich aber an jedem andern Ort dem Tode so nahe bin als hier, so will ich nur suchen, euch so nahe als möglich zu sterben, mit der ich doch wünschte ewig zu leben, wenn es dem Himmel und euch nur gefiele.

Darauf versetzte das Mädchen: Ich würde nicht dagegen sein, daß ihr in Ehren mit mir lebtet, wenn es an euch nicht mehr Hinderniß fände, oder an der Feindschaft, die ich zwischen euerm und meinem Hause sehe.

Ihr dürft versichert sein, entgegnete der Jüngling, daß man nichts sehnlicher wünschen kann, als ich nach euerm Besitz unaufhörlich verlange. Darum, wenn es euch ebenso lieb ist, die Meine zu sein als ich euch zu gehören wünsche, so thu ich es gerne und fürchte nicht, daß mich euch je Wer entreiße.

Nach diesem Gespräch verabredeten sie noch, wie sie sich bequemer sprechen möchten und schieden dann von einander.

Darnach kam der Jüngling noch öfter mit ihr zu sprechen; als er sie aber eines Abends, da viel Schnee fiel, an dem gewohnten Orte wiederfand, sagte er: Ach, warum laßt ihr so mich schmachten? habt ihr denn kein Mitleid mit mir, daß ich euch alle Nacht bei solchem Wetter hier auf der Straße erwarte? Sie antwortete: Gewiß hab ich Mitleid mit euch; aber was wollt ihr, daß ich thue? Soll ich euch bitten, fortzugehen? Darauf gab ihr der Jüngling zur Antwort: Laßt mich in eure Kammer, daß wir behaglicher mit einander sprechen können.

Darauf antwortete ihm fast zürnend die schöne Jungfrau: Romeo, ich liebe euch so sehr als man Jemand lieben darf, und gestatte euch mehr als sich mit meiner Sittsamkeit verträgt: ich thue das von der Liebe und euern Vorzügen gezwungen. Dächtet ihr aber, durch langes Werben oder sonst wie, noch mehr von meiner Liebe davon zu tragen, so laßt diesen Gedanken nur fahren, denn ihr würdet ihn zuletzt völlig nichtig befinden. Um euch aber nicht ferner den Gefahren Preis zu geben, denen ich euer Leben

ausgesetzt sehe, indem ihr jede Nacht dieses Haus besucht, so wißt, wenn ihr mich zur Frau nehmen wollt, so bin ich bereit, mich euch ganz hinzugeben und ohne alle Rücksicht euch überall hinzufolgen, wohin euch beliebt. Das ist mein einziger Wunsch, sagte der Jüngling. Möchte es gleich geschehen. Es mag geschehen, versetzte das Fräulein; aber es muß sofort bestätigt werden in Gegenwart Bruder Lorenzos des Franziscaners, meines Beichtvaters, wenn ihr wollt, daß ich mich ganz und sorglos euch übergebe. O, rief Romeo, Bruder Lorenzo von Reggio also ist es, der alle Geheimnisse euers Herzens weiß! Ja, sagte sie, und zu meiner Beruhigung wollen wir Alles aufschieben bis wir vor ihn kommen. Und nachdem sie diese Verabredung getroffen hatten, trennten sie sich.

Der erwähnte Mönch gehörte zum Orden der mindern Brüder und war ein großer Philosoph und Naturkundiger, dem Romeo aber zu so inniger Freundschaft verbunden, daß ein engeres Verhältniss zwischen zwei Männern in jener Zeit weit und breit nicht zu finden gewesen wäre. Denn bei dem thörichten Volk in gutem Ansehen zu bleiben und zugleich das Vergnügen der Freundschaft nicht ganz zu entbehren, sah sich der Mönch genöthigt, sich einem edeln Jüngling der Stadt zu offenbaren, und dazu hatte er sich Romeo ersehen, der angesehen, muthig und klug war, und ihm sein Herz, das allen Andern durch Verstellung verborgen blieb, unverhüllt dargelegt. Romeo suchte ihn also auf und sagte ihm frei heraus, wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünsche und mit ihr verabredet habe, er allein solle der geheime Zeuge ihrer Vermählung sein und alsdann den Vermittler machen, daß ihr Vater nachträglich seine Einwilligung gebe. Der Mönch war des zufrieden, sowohl weil er Romeo ohne großen Schaden nichts abschlagen konnte, als weil er durch seine Vermittlung die Sache noch einem guten Ende zuzuführen hoffte, was ihm bei dem Fürsten zu großer Ehre gereichen muste, und so auch bei allen, die den Frieden zwischen diesen beiden Häusern hergestellt wünschten. Da es in den Fasten war, so gieng eines Tages die Jungfrau wie zur Beichte in das Franziscanerkloster, trat an einen der

Beichtstühle, wie sie die Mönche dort haben, und ließ nach Bruder Lorenzo fragen. Als dieser hörte, sie sei da, kam er von der Klosterseite her mit Romeo in denselben Beichtstuhl, schloß die Thüre hinter sich und schob eine durchlöcherte Eisenplatte, welche die Jungfrau von ihnen trennte, zurück und sprach zu ihr: Ich seh euch immer gerne, mein Töchterchen; aber jetzt seid ihr mir lieber als je, wenn es so ist, daß ihr meinen Freund Romeo zum Gatten begehrt. Worauf sie erwiederte: Ich wünsche nichts so sehnlich als ihm ehelich verbunden zu sein: darum bin ich hieher gekommen vor euch, zu dem ich großes Vertrauen habe, damit ihr nächst Gott Zeuge werdet von dem, was die Liebe mich zu thun zwingt.

Darauf wurde denn in Beisein des Bruders, der Alles als Beichtgeheimniß zu betrachten versprach, durch Romeos Erklärung die schöne Jungfrau ihm angetraut, und die Abrede getroffen, sie wollten die nächste Nacht miteinander zubringen. Sie küßten sich dann einmal und beurlaubten sich von dem Mönch, der sein Gitter wieder aus der Mauer zog und noch andere Frauen Beichte hörte.

Als die Liebenden so Mann und Frau geworden waren, genoßen sie in den nächsten Nächten ihres Liebesglücks und hofften mit der Zeit Mittel zu finden, den Vater der jungen Frau zu beschwichtigen, der wie sie wusten ihren Wünschen entgegen war. Inzwischen begab es sich, daß das aller Lust der Welt feindliche Schicksal ich weiß nicht welchen bösen Samen streute, aus dem die schon fast erstorbene Feindschaft ihrer Häuser neu hervorwuchs, so daß es einige Tage drunter und drüber gieng und weder die Montecchi den Cappelletti, noch die Cappelletti den Montecchi ausweichen wollten und endlich auch auf dem Corso miteinander handgemein wurden. Romeo gerieth auch in den Kampf, hütete sich aber seiner Frau wegen Einen ihres Hauses zu erschlagen; zuletzt aber, als von den Seinigen Viele erschlagen, und fast Alle von der Straße verjagt waren, rannte er, vom Zorn übernommen wider Tebaldo Cappelletti, welcher der heftigste seiner Gegner

schien, los, streckte ihn mit Einem Schlage zu Boden, und trieb die Andern, die Tebaldos Tod sehr bestürzt hatte, in allgemeine Flucht. Man hatte gesehen, daß Romeo den Tebaldo erschlagen hatte, der Mord ließ sich also nicht verheimlichen. Es wurde sogleich vor dem Fürsten Klage erhoben, alle Cappelletti schrieen immer nur über Romeo, bis ihn das Gericht auf ewig aus Verona verbannte.

Wie der armen jungen Frau, als sie dieß Alles erlebte, zu Muthe war, mag ein Jeder, der herzlich liebt, wenn er sich in ihre Lage denkt, leichtlich ermeßen. Sie weinte beständig so heftig, daß sie Niemand zu trösten vermochte und ihr Schmerz war um so herber, je weniger sie ihr Unglück Jemand zu entdecken wagte. Andererseits fiel es dem jungen Mann nur darum schwer von der Vaterstadt zu scheiden, weil er sie verlaßen muste, und da er durchaus nicht abreisen wollte ohne von ihr thränenreichen Abschied zu nehmen, ihr Haus aber nicht betreten durfte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Mönche: durch einen Romeo befreundeten Diener ihres Vaters ward sie beschieden, auch dahin zu kommen, was denn geschah. Sie giengen Beide in den Beichtstuhl und beweinten lange miteinander ihr Unglück. Endlich aber sagte sie zu ihm: Was soll ich anfangen ohne euch? Das Leben ist mir verleidet. Es wäre beßer, daß ich mit euch gienge, wohin Ihr geht. Ich will mir diese Locken abschneiden und als euer Diener hinter euch herschreiten: ihr könnt von Niemand beßer und treuer bedient werden als von mir.

Das wolle Gott nicht, mein liebstes Leben, entgegnete Romeo, wenn ihr mich begleiten sollt, daß ich euch anders denn als meine Herrin mit mir führe. Weil ich aber gewiss bin, daß die Sachen nicht lange so fortgehen können und Friede werden muß zwischen unsern Häusern, wo dann auch ich leicht von unserm Fürsten Gnade erwirken mag, so rath ich, daß ihr einige Tage leiblich von mir getrennt bleibt, denn mein Herz ist immerdar bei euch. Gesetzt aber die Sachen giengen nicht nach meiner Erwar-

tung, so können wir alsdann über unser künftiges Leben andern Beschluß faßen.

Nachdem sie sich hierüber vereinigt hatten, umarmten sie sich tausendmal und schieden unter Thränen, indem ihn die Frau beschwor, ihr so nah als möglich zu bleiben und sich nicht, wie er gesagt hatte, nach Rom oder Florenz zu begeben. Wenige Tage darauf gieng Romeo, der sich so lange in Lorenzos Kloster verborgen gehalten hatte, aus der Stadt und zog in aller Stille nach Mantua, nachdem er zuvor ihrem Diener aufgetragen hatte, alles was er über ihn in ihrem Hause höre, dem Mönch zu berichten und Alles was sie ihm befehle, getreulich auszuführen, wenn er den Rest der ihm verheißenen Belohnung zu erhalten wünsche.

Als Romeo schon längst abgereist war, fand man die junge Frau noch immer in Thränen: ihre große Schönheit litt darunter und die Mutter, die sie zärtlich liebte, fragte sie mit schmeichelnden Worten, warum sie so heftig weine, und sprach: O meine Tochter, die ich wie das eigne Leben liebe, welcher Schmerz ist es, der seit Kurzem dich quält? Wie kommt es, daß du keinen Augenblick zu weinen aufhörst? Hast du irgend einen Wunsch, so sag es mir allein, denn mit Allem was ich nur darf, werde ich dich zu trösten suchen. Die Tochter gab ihr aber immer nur unzureichende Gründe ihrer Trauer an. Die Mutter glaubte daher, ein heftiges Verlangen sich vermählt zu sehen, das sie aus Scham oder Furcht verberge, bringe sie zum Weinen. Sie sagte daher eines Tages, in der Meinung ihrer Tochter Wohl zu fördern, deren Tod sie doch herbeiführte, zu ihrem Gemahl: Messer Antonio, ich sehe schon manchen Tag, daß unser Kind heftig weint, ja daß sie, wie ihr selbst sehen mögt, gar nicht mehr dieselbe scheint. Ich habe mir viel Mühe gegeben, die Ursache ihres Kummers zu erfahren, konnte sie aber nicht aus ihr herausbringen; auch weiß ich selbst den Grund nicht zu erdenken, wenn es nicht etwa das Verlangen ist sich zu verheirathen, das sie aus jungfräulicher Scham nicht zu erkennen geben mag. Darum glaub ich, es wäre gut, ihr, ehe sie sich verzehrt, einen Mann zu geben;

ward sie ja doch auf letzten St. Euphemientag achtzehn Jahre und wenn die Mädchen weit über dieses Ziel hinauskommen, verlieren sie mehr an ihrer Schönheit als sie gewinnen. Sie sind ohnehin keine Waare, die man lange auf dem Lager behalten darf, wiewohl ich unsere Tochter durchaus nie anders gekannt habe, als höchst sittsam. Ueberdieß weiß ich ja, daß ihr ihre Mitgift schon längst für sie bereit liegen habt; suchen wir also ihr einen anständigen Gemahl zu geben.

Messer Antonio antwortete, der Rath sie zu verheirathen, gefalle ihm wohl. Dabei lobte er die Tochter sehr, daß sie bei solchen Wünschen lieber ihren Kummer verberge, als ihn ihm oder ihrer Mutter offenbare. Bald darauf ließ er sich auch wirklich mit einem der Grafen von Lodrone in Unterhandlungen wegen ihrer Vermählung ein. Schon waren sie dem Abschluß nahe, als die Mutter in der Meinung, der Tochter die gröste Freude zu machen, zu ihr sprach: Sei guter Dinge, mein Töchterchen: in wenigen Tagen sollst du einem vornehmen Edelmanne würdig vermählt und so die Ursache deines stäten Kummers gehoben werden. Du hast sie mir zwar nicht entdecken wollen; ich habe sie aber mit der Hülfe Gottes erkannt und es bei deinem Vater durchgesetzt, daß dein Wunsch erfüllt wird.

Auf diese Worte konnte die schöne Jungfrau das Schluchzen nicht zurückdrängen; worauf die Mutter sprach: Glaubst du, ich wollte dich belügen? Es sollen nicht acht Tage vergehen, so wirst du einem schönen Junker aus dem Hause der Lodrone vermählt.

Auf diese Worte verdoppelte die Tochter ihr Weinen, weshalb die Mutter in schmeichelndem Tone zu ihr sprach: Ei Kind, bist du damit denn nicht zufrieden?

Nein, Mutter, antwortete sie, und werde auch nie damit zufrieden sein.

Was willst du dann aber? fragte die Mutter. Sage mirs, denn ich bin zu Allem für dich bereit.

Sterben will ich, versetzte die Tochter, anders nichts.

Hieran merkte Frau Giovanna (denn so hieß die Mutter), die eine kluge Frau war, daß ihre Tochter verliebt sei, antwortete ihr, ich weiß nicht was und ließ sie allein. Am Abend, als ihr Mann kam, erzählte sie ihm, was ihr die Tochter unter Thränen geantwortet habe. Sehr verdrießlich hierüber gedachte er doch, es sei gerathen, ehe man mit ihrer Vermählung weiter gienge, um nicht etwa in Verlegenheiten zu gerathen, darüber ins Klare zu kommen, was denn ihre Meinung sei. Er ließ sie daher eines Tages rufen und sprach zu ihr: Julie, denn so hieß sie, ich bin dabei dich standesgemäß zu vermählen. Bist du damit zufrieden, Kind?

Die Tochter schwieg erst eine Weile, nachdem der Vater gesprochen hatte; dann aber sprach sie: Nein Vater, ich bin nicht damit zufrieden.

Wie? sprach der Vater, willst du denn ins Kloster gehen?

Herr, ich weiß nicht, antwortete sie, und vergoß einen Strom von Thränen.

Ich weiß, sprach der Vater, daß du das nicht willst. Beruhige dich also, denn ich beabsichtige dich einem der Grafen Lodrone zu vermählen. Worauf die Tochter heftig weinend versetzte: Das wird nie geschehen.

Darüber zürnte Messer Antonio sehr und drohte ihr heftig, wenn sie sich ferner seinem Willen zu widersetzen wage, und überdieß, wenn sie ihm die Ursache ihres Kummers nicht offenbare. Da er aber nichts als Thränen aus ihr herausbrachte, ließ er sie überaus unwillig bei der Mutter allein, ohne in Erfahrung gebracht zu haben was die Tochter im Sinne habe. Die junge Frau hatte dem Diener ihres Vaters, der Pietro hieß und ihrer Liebe Mitwißer war, alles was die Mutter ihr gesagt hatte, wiedererzählt und dabei betheuert, sie würde lieber Gift trinken als einen Andern denn Romeo zum Gemahl nehmen, wenn es auch möglich wäre. Davon hatte Pietro der Verabredung gemäß durch Vermittlung des Mönchs Romeo Kunde gegeben, und dieser hatte an Julie geschrieben, sie solle um keinen Preis in ihre Vermählung

willigen, noch weniger ihre Liebe gestehen, da er gewiss in acht bis zehn Tagen Gelegenheit finden werde sie aus dem elterlichen Hause zu entführen. Unterdessen bemühten sich Messer Antonio und Frau Giovanna vergeblich mit Schmeicheln und Drohen die Ursache in Erfahrung zu bringen, warum ihre Tochter nicht heirathen wolle; auch sonst kamen sie nicht etwa einem Liebesverständniss auf die Spur. Frau Giovanna hatte manchmal zu ihr gesagt: Sieh, meine süße Tochter, weine doch hinfort nicht mehr: du sollst einen Mann haben nach deinem Herzen und vielleicht selbst wenn es der Montecchi Einer wäre, aus welchen ich überzeugt bin, daß du keinen haben willst; aber nie hatte ihr Julie anders geantwortet als mit Seufzern und Thränen, wodurch die Besorgnisse der Eltern noch gesteigert wurden. Sie beschloßen endlich die Vermählung mit dem Grafen von Lodrone so bald als möglich in Vollzug zu setzen. Als das die junge Frau hörte, wurde sie über alle Maßen betrübt und wünschte sich, rathlos wie sie war, tausendmal des Tages den Tod. Doch setzte sie sich vor, ihr Leid dem Pater Lorenzo zu klagen, auf den sie nächst Romeo am meisten vertraute, zumal sie von ihrem Geliebten gehört hatte, daß er viel Wunderbares vermöge. Daher sagte sie eines Tages zu Frau Giovanna: Mutter, wundert euch nicht, wenn ich euch den Grund meines Kummers verschweige, denn ich kenne ihn selbst nicht; aber immer fühl ich in meinem Herzen eine solche Schwermuth, daß mir Alles in der Welt, ja das Leben selbst zuwider ist, und ich kann nicht erdenken, woher das kommt, noch es euch oder meinem Vater sagen; vielleicht aber rührt es von einer begangnen Sünde her, deren ich mich nicht erinnere. Da nun die letzte Beichte mir das Herz erleichtert hat, so wollt ich mit eurer Bewilligung wieder zur Beichte gehen, damit ich bei dem im Mai bevorstehenden österlichen Fest zur Heilung meiner Schmerzen die liebliche Arznei des geheiligten Leibes unseres Herrn empfangen könne. Hiezu gab Frau Giovanna ihre Einwilligung gern. Sie führte sie einige Tage darauf ins Franziscanerkloster und übergab sie dem Bruder Lorenzo, den sie schon vorher dringend gebeten hatte, die Ursache

ihres Kummers in der Beichte zu erforschen. Sobald die junge Frau sah, daß sich die Mutter entfernt hatte, klagte sie dem Bruder sogleich mit betrübter Stimme all ihr Leid, und beschwor ihn bei der Liebe und innigen Freundschaft, die wie sie wuste zwischen ihm und Romeo bestand, ihr in dieser äußersten Noth zu helfen. Da versetzte der Mönch: Was kann ich thun, liebe Tochter, da die Feindschaft zwischen deinem Hause und dem deines Gatten so groß ist? Da sprach die betrübte Frau zu ihm: Vater, ich weiß, daß ihr Vieles bewirken und auf tausenderlei Art helfen könnt, wenn es euch gefällt. Wollt ihr mir aber sonst keine Wohlthat erweisen, so gewährt mir wenigstens dieß. Ich höre, daß zu meiner Hochzeit Anstalten getroffen werden in einem Schloß meines Vaters, das zwei Meilen vor der Stadt gegen Mantua liegt. Dahin wollen sie mich bringen, damit ich weniger den Muth habe, meinen neuen Bräutigam auszuschlagen, der auch dahin kommen soll, sobald ich dort bin. Gebt mir nur soviel Gift, daß ich mich von diesem Unstern, und Romeo von dieser Schmach befreien könne; sonst werde ich mir was schwerer auszuführen ist und Romeo weher thäte, ein Meßer in den Leib stoßen.

Als Bruder Lorenzo ihre verzweifelte Rede vernahm und bedachte, wie sehr ihn Romeo in der Gewalt habe, und ihm ganz sicher feind würde, wenn er ihm in dieser Lage nicht hülfe, sprach er so zu der jungen Frau: Julie, du weist, ich bin der halben Stadt Beichtvater und bei Jedermann in gutem Ruf; auch wird kein Testament gemacht, kein Abkommen getroffen, daß ich nicht dabei wäre. Darum möchte ich mich nicht in einen Aufsehen erregenden Handel einlaßen, noch wollte ich in dieser Sache betheiligt scheinen um alle Schätze der Welt. Gleichwohl will ich aus Liebe zu dir und Romeo thun was ich noch für Niemand gethan habe; jedoch unter der Bedingung, daß du mir versprichst, meinen Namen dabei geheim zu halten. Worauf die junge Frau versetzte: Vater, gebt mir nur unbesorgt das Gift: es soll nie Jemand davon erfahren. Er aber sprach: Gift geb ich dir nicht, mein Kind, es wäre zu große Sünde, wenn du so jung und schön

stürbest; wenn du dich aber entschließen kannst zu thun was ich dir sage, so geb ich dir mein Wort, daß ich dich sicher zu deinem Romeo bringe. Du weist, daß die Gruft von euch Cappelletti sich vor dieser Kirche auf unserm Friedhof befindet. Ich werde dir ein Pulver geben: wenn du das nimmst, wirst du auf achtundvierzig Stunden oder wenig mehr oder minder in solchen Schlaf sinken, daß Jedermann, und wenn es der gröste Arzt wäre, dich für nichts anderes als todt halten wird. Ohne Zweifel wirst du dann für gestorben in besagter Gruft beigesetzt; ich aber werde dich, wenn es Zeit ist, herausholen und in meiner Zelle verborgen halten bis ich zu dem Capitel gehe, das wir nächstens in Mantua halten, wo ich dich in unsere Ordenstracht verkleidet deinem Gemahl zuführe. Aber sage mir, fürchtest du dich auch vor dem Leichnam deines Vetters Tebaldo, der erst kürzlich dort begraben worden ist? Die junge Frau antwortete ihm ganz heiter: Vater, wenn es der Weg wäre zu Romeo zu gelangen, so wollt ich mich nicht fürchten, durch die Hölle zu gehen.

Wohlan denn, sprach Lorenzo, wenn du so gesinnt bist, so bin ich bereit dir beizustehen; aber ehe etwas geschieht, solltest du, dünkt mich, dem Romeo mit eigener Hand von Allem genaue Kunde geben, damit er nicht dich todt wähnend irgend einen verzweifelten Schritt thue, denn ich weiß, daß er dich über die Maßen liebt. Ich habe immer Brüder zur Hand, die nach Mantua gehen, wo du weist, daß er sich aufhält. Sorge, daß ich den Brief bald bekomme, den ich ihm dann durch einen sichern Boten schicke.

Mit diesen Worten verließ der gute Mönch (wie denn ohne die Mitwirkung solcher Männer keine bedeutende Sache zu Ende geführt wird) den Beichtstuhl, gieng in seine Zelle und kam mit einem kleinen Fläschchen Pulver zurück und sprach: Nimm dieß und trink es, wenn es dich gut dünkt, unbesorgt, etwa Nachts zwischen drei und vier Uhr, in frischem Waßer. Gegen sechs Uhr wird es zu wirken anfangen und unfehlbar dann unser Anschlag gelingen. Nur

vergiß nicht, mir den Brief zu schicken, den du Romeo schreiben sollst: es ist durchaus nöthig.

Julie nahm das Pulver und kam ganz munter zu ihrer Mutter zurück und sprach: Wahrhaftig, Mutter, Bruder Lorenzo ist der beste Beichtvater von der Welt. Er hat mich so getröstet, daß ich mich der frühern Traurigkeit kaum noch entsinne. Frau Giovanna, durch die Heiterkeit der Tochter auch fröhlicher gestimmt, antwortete: Gelegentlich gedenke, mein Kind, auch ihn zuweilen mit unserm Almosen zu trösten, denn es sind arme Mönche.

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Hause. Nach dieser Beichte war Julie ganz wohlgemuth geworden, so daß Messer Antonio und Frau Giovanna allen Verdacht, daß sie verliebt sei, fahren ließen und dachten, irgend ein unerklärlicher Anfall von Schwermuth habe ihr Jammern verursacht. Sie hätten sie auch gerne vor der Hand unbehelligt gelaßen und weiter nichts von der Heirath gesprochen; sie waren aber in dieser Sache schon zu weit gegangen und konnten nicht leicht mehr zurück. Als demnach der Graf von Lodrone wünschte, daß Einer seiner Familie das Fräulein sehe und Frau Giovanna nicht so ganz wohl war, verabredete man, daß Julie in Begleitung zweier ihrer Muhmen sich auf das schon erwähnte, der Stadt benachbarte Landgut des Vaters begebe; sie sträubte sich auch gar nicht und gieng dahin. In der Meinung nun, der Vater habe sie so plötzlich dahin beordert, um sie sogleich ihrem zweiten Gemahl in die Hände zu spielen, nahm sie das Pulver mit, das ihr der Bruder gegeben. In der Nacht aber, gegen vier Uhr, rief sie einer Wärterin, die mit ihr erzogen war, und die sie fast wie eine Schwester hielt, ließ sich einen Becher frisches Waßer reichen und sagte, die gestrige Abendkost habe sie durstig gemacht. Dann warf sie das wirksame Pulver hinein und trank den Becher in Einem Zug aus. Darauf sagte sie in Beisein der Wärterin und einer der Muhmen, die mit ihr aufgewacht war: Mein Vater soll mir gewiss gegen meinen Willen keinen Mann geben, wenn ichs verhindern kann.

Diese beiden nicht aus dem feinsten Teige gebackenen Frauen,

die sie das Pulver trinken gesehen, das sie zur Erfrischung in das Waßer zu schütten vorspiegelte, und auch ihre Worte gehört hatten, verstanden sie darum doch nicht und schöpften auch keinen Verdacht, sondern giengen wieder zu Bette. Julie löschte das Licht aus, und als die Wärterin hinausgegangen war, stieg sie, wie ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, aus dem Bette, legte alle ihre Kleider wieder an, gieng dann zurück ins Bette und legte sich darin, als hätte sie sterben zu müßen gedacht, so gut sie konnte zurecht, faltete die Hände über der Brust und erwartete so die Wirkung des Tranks, der auch nicht zwei Stunden brauchte, sie einer Todten gleich zu machen. Als der Morgen kam und die Sonne schon ziemlich emporgestiegen war, ward das Fräulein in der beschriebenen Weise im Bette gefunden; man wollte sie wecken und konnte nicht, denn sie war schon ganz kalt. Da erinnerte sich die Muhme und die Wärterin des Waßers und des Pulvers, die sie in der Nacht getrunken, und der Worte, die sie dabei gesprochen hatte. Als sie ferner bemerkten, daß sie sich angekleidet und so auf dem Bette zurecht gelegt hatte, hielten sie das Pulver für Gift und zweifelten nicht, daß sie todt sei. Da erhob sich unter den Frauen Lärm und gewaltiges Heulen, zumal von der Wärterin, die sie oft beim Namen rief und sagte: O Herrin, das war es also, warum ihr sagtet: Mein Vater soll mir gegen meinen Willen keinen Mann geben! Trügerisch batet ihr mich um frisches Waßer, das mir Armen euern kläglichen Tod zugezogen hat. O ich Unglückselige! Wen soll ich am Meisten beklagen, euern Tod oder mich selbst! Warum habt ihr im Tod die Begleitung einer Magd verschmäht, die ihr im Leben so zu lieben schient? Wie ich gern mit euch lebte, so wär ich auch gern mit euch gestorben. O Herrin, mit eigenen Händen hab ich euch das Waßer gebracht, daß ich Unglückliche so von euch verlaßen würde! Ich allein hab euch und mich selbst, euern Vater und eure Muttes mit Einem Schlag getödtet. Mit diesen Worten stieg sie auf das Bette und schloß das scheintodte Fräulein fest in die Arme.

Messer Antonio, der in der Nähe den Lärm gehört hatte, lief am ganzen Leibe zitternd in der Tochter Kammer, und da er sie so auf dem Bette liegen sah und hörte, was sie in der Nacht getrunken und gesprochen hatte, schickte er, ob er sie gleich für todt hielt, doch zu seiner Beruhigung sogleich nach Verona zu seinem Arzt, den er für sehr gelehrt und erfahren hielt. Als dieser kam, das Fräulein gesehen und ein wenig berührt hatte, erklärte er, sie sei in Folge des genommenen Giftes schon sechs Stunden todt, worüber der arme Vater in heftiges Wehklagen ausbrach. Die Trauerbotschaft lief schnell von Mund zu Mund und kam in kürzester Zeit auch der unglücklichen Mutter zu, welche plötzlich eiskalt für todt zu Boden sank und als sie mit einem grellen Schrei aus der Ohnmacht wieder zu sich kam, sich wie wahnsinnig schlug, die liebe Tochter mit Namen rief und die Luft mit Klagen füllend ausrief: Ich sehe dich todt, meine Tochter, du einziger Trost meines Alters! Wie hast du mich so grausam verlaßen können und deiner unseligen Mutter deine letzten Worte zu hören missgönnt. Ich hätte dir wenigstens deine schönen Augen geschloßen und deinen köstlichen Leib gewaschen. Wie kannst du mich das von dir hören laßen? O liebste Frauen, die ihr da bei mir seid, helft mir sterben, und wenn ein Funken Erbarmen in euch lebt, so laßt eure Hände, wenn der Dienst euch nicht zu niedrig ist, eher als den Schmerz mich ersticken. Und du großer Vater im Himmel, wenn ich so schnell als ich wünsche nicht sterben kann, so entzieh mit deinem Pfeil mich mir selbst, die ich haße.

Von einigen ihrer Frauen aufgehoben ward sie aufs Bette gebracht; andere bemühten sich vergebens sie zu trösten: sie hörte nicht auf zu jammern und zu klagen. Unterdessen ward das Fräulein von dem Landgute, wo sie sich befand, nach Verona gebracht und bei großen und ehrenvollen Seelenmessen von Verwandten und Freunden beklagt und in der genannten Gruft des Franziscanerklosters für todt beigesetzt.

Bruder Lorenzo, der in Angelegenheiten seines Klosters eine Strecke vor die Stadt gegangen war, hatte Juliens Brief, den er

an Romeo schicken sollte, einem Bruder, der nach Mantua gieng, mitgegeben. Als dieser dort ankam, gieng er zwei bis dreimal in Romeos Wohnung, traf ihn aber zu großem Unglück nie zu Hause und hatte den Brief, den er keinem Andern als ihm selbst geben wollte, noch in Händen, als Pietro, welcher Julien für todt hielt, da er den Bruder Lorenzo in Verona nicht antraf, in gröster Verzweiflung beschloß, Romeo seinem Herrn selbst eine so traurige Nachricht zu bringen, wie ihm der Tod seiner Geliebten sein muste. Er gieng daher Abends aus Verona nach dem Landgut seines Herrn und eilte dann in der Nacht so schnell auf Mantua zu, daß er am Morgen zeitig anlangte. Er fand Romeo, ehe dieser noch den Brief seiner Gattin durch den Bruder erhalten hatte, und erzählte ihm weinend, wie er Julien todt und beisetzen gesehen, und berichtete ihm Alles, was sie zuvor gethan und gesprochen hatte. Als Romeo dieß hörte, erblasste er und zog wie halb todt den Degen und wollte sich erstechen; aber von den Anwesenden gehindert, rief er aus: Mein Leben kann in keinem Falle mehr lange dauern, da mein wahres Leben gestorben ist. O mein Lieb, ich bin allein an deinem Tode Schuld, da ich nicht kam, wie ich geschrieben hatte, dich deinem Vater zu entführen. Nicht von mir zu laßen, wolltest du sterben, und ich sollte aus Todesfurcht allein am Leben bleiben? Das sei fern! Zu Pietro gewendet aber sagte er, indem er ihm ein Trauerkleid vom Leibe wegschenkte: Lebe wohl, Pietro!

Pietro zog heim: da verschloß sich Romeo allein in sein Zimmer und da ihm nichts so unerträglich schien als das Leben, überlegte er wie er nun mit sich verfahren sollte. Endlich legte er Trauerkleider an, steckte ein Fläschchen mit Schlangenwaßer, das er seit langer Zeit in einem Schächtelchen für den Nothfall bewahrte, in den Ermel und begab sich auf den Weg nach Verona, entschloßen, wenn er ergriffen würde, von der Hand der Gerechtigkeit das Leben zu verlieren oder sich in der Gruft, deren Lage ihm wohlbekannt war, mit seiner Vermählten einzuschließen und dort zu sterben.

Diesem letztern Vorsatz war das Glück günstig, denn am zweiten Abend nach Juliens Beisetzung kam er, ohne erkannt zu werden, nach Verona und erwartete die Nacht, und als er nun Alles in Schweigen gehüllt sah, verfügte er sich nach dem Minoritenkloster, wo die Gruft war. Die Kirche stand in der Citadelle, wo diese Mönche damals wohnten; sie haben sie später, ich weiß nicht weshalb, verlaßen und sind in die Vorstadt St. Zeno in das Kloster San Bernardino gezogen wie es jetzt heißt, wiewohl es früher nach San Francesco benannt war. An dieser Kirche Mauern waren dazumal einige steinerne Särge angebaut, wie man sie an manchen Orten vor den Kirchen sieht. Einer derselben war das alte Begräbniss der Cappelletti und darin lag auch die schöne junge Frau. Dahin begab sich Romeo, es mochte vier Uhr in der Nacht sein, hob, da er sehr stark war, mit Gewalt den Deckel hinweg, und nachdem er ihn mit ein Paar mitgebrachten Hölzern so gestützt hatte, daß er gegen seinen Willen nicht zufallen konnte, stieg er hinein und schloß ihn von innen zu. Der unselige Jüngling hatte eine Handlaterne mitgebracht, sein Gemahl noch ein wenig zu sehen: sobald er sich in der Gruft verschloßen sah, zog er sie hervor und öffnete sie. Da sah er seine schöne Julie zwischen Knochen und Fetzen vieler Todten selbst als eine Todte liegen: darüber ergoß er sich alsbald in heftige Thränen und sprach: O ihr Augen, einst, so lang es Gott gefiel, mir helle Lichter! O Mund, von mir tausendmal so süß geküsst! O schöne Brust, die mein Herz in solcher Wonne beherbergte! Nun ich euch hier blind, stumm und kalt wiederfinde, wie soll ich ohne euch sehen, sprechen und leben? O mein unglückselig Gemahl, wohin hat dich die Liebe geführt, deren Wille es ist, daß ein so enger Raum zwei arme Liebende ersticke und herberge. Weh mir, verhieß mir Solches Hoffnung und Sehnsucht, als sie mich zuerst in deiner Liebe entzündeten? O mein unseliges Leben, was soll nun dein Leitstern sein? So sprechend küsste er ihr Augen, Mund und Brust und überließ sich immer heftigerm Weinen. Dazwischen rief er: Ihr Mauern über mir, warum

fallt ihr nicht über mich und kürzt mir dieß Leben? Aber da ja der Tod offenbar in eines Jeden Gewalt gegeben ist, wär es doch gewiss höchst niederträchtig, ihn zu erwünschen und nicht zu sterben. Hiemit zog er das Fläschchen, das er mit der scharf giftigen Flut im Ermel bewahrte, hervor und fuhr fort: Welch seltsames Geschick bringt mich dazu, auf meinen Feinden, auf von mir Erschlagenen, in ihrem Begräbniss zu sterben! Aber mein Herz, da es eine Wonne ist, bei der Geliebten zu sterben, so laß uns sterben. Hiemit setzte er das grausame Waßer an den Mund, und schlang es ganz hinab. Dann nahm er das geliebte Weib in die Arme, drückte sie fest an die Brust und sprach: O schönes Lieb, letztes Ziel all meiner Sehnsucht, wenn noch ein Gefühl dir geblieben ist nach der Seele Scheiden, oder wenn diese meinen grausamen Tod sieht, so bitt ich dich, laß es dir nicht missfallen, da ich nicht glücklich vor aller Welt mit dir leben durfte, daß ich wenigstens insgeheim und unselig mit dir sterbe. Und sie so eng umschloßen haltend, erwartete er den Tod.

Schon war die Stunde gekommen, wo die Lebensglut der jungen Frau die mächtige Wirkung des Pulvers überwinden und sie zum Leben erwachen muste. Gepresst und gerüttelt von Romeo belebte sie sich daher in seinen Armen, und wie sie wieder zu sich kam, sprach sie mit einem schweren Seufzer: Weh mir, wo bin ich? wer umarmt mich Unglückliche, wer küsst mich? Und in der Meinung, Bruder Lorenzo sei es, rief sie: So also, Mönch, haltet ihr Romeo die Treue? Auf solche Weise wollt ihr mich sicher zu ihm führen? Als Romeo gewahrte, sie lebe, erstaunte er sehr, und vielleicht an Pigmalion gedenkend, sprach er: Kennst du mich nicht, mein süßes Weib? Siehst du nicht, daß ich dein trauernder Gatte bin, der allein heimlich hieher von Mantua gekommen ist, mit dir zu sterben?

Als Julie erkannte, daß sie in der Gruft war und einem Manne in den Armen lag, der Romeo sein wollte, war sie fast außer sich. Sie drückte ihn ein wenig zurück, sah ihm ins Gesicht und da sie ihn gleich erkannte, umarmte sie ihn unter tausend

Küssen und sprach: Welche Thorheit bewog dich hier herein zu kommen mit solcher Gefahr? War es dir nicht genug, daß du aus meinem Briefe ersahst, daß ich mich mit Bruder Lorenzos Hülfe todt stellen wollte, um dann alsbald bei dir zu sein?

Da erkannte der unselige Jüngling seinen großen Irrthum und sprach: O mein trauriges Looß! Unglücklicher Romeo, weit über alle Liebenden beklagenswerth! Ich habe hierüber keinen Brief von dir empfangen. Noch erzählte er ihr, wie Pietro ihren scheinbaren Tod ihm als wirklich zu melden kam, und wie er sie für gestorben haltend, ihr im Tode Gesellschaft zu leisten, neben ihr ein Gift genommen, so scharf, daß er schon den Tod durch alle Glieder rinnen fühle. Das unglückliche Kind, da sie Solches hörte, überwältigte sie so der Schmerz, daß sie nichts zu thun wuste als ihre schönen Locken zu raufen und ihre unschuldige Brust zu zerschlagen; den Romeo, der schon rücklings hingesunken war, küsste sie häufig und übergoß ihn mit einem Meer von Zähren, und noch bleicher als Asche und ganz zitternd sprach sie: Also in meiner Gegenwart und durch meine Schuld must du sterben, mein Gemahl, und der Himmel gäbe es zu, daß ich nach dir, wenn auch nur einen Augenblick lebe? Ich Unglückliche! Könnt ich dir wenigstens mein Leben schenken und allein sterben. Worauf der Jüngling mit schwacher Stimme sprach: Wenn je meine Treue, meine Liebe dir theuer waren, meines Lebens Hoffnung, so beschwör ich dich bei ihnen, laß dir das Leben nach mir nicht miss-fallen, wenn auch nur das Gedächtniss Dessen zu bewahren, der ganz von deinen Reizen glühend vor deinen schönen Augen dahinstirbt.

Die junge Frau antwortete ihm: Wenn du um meines verstellten Todes wegen dahinstirbst, was soll ich thun deines wirklichen willen? Es schmerzt mich nur, daß ich kein Mittel sehe, in deinem Beisein zu sterben, und bin mir selbst verhaßt, daß ich so lange lebe; doch hoff ich, es wird nicht lange währen bis ich wie die Ursache so auch die Gefährtin deines Todes werde.

Mit Mühe hatte sie diese Worte gesprochen, als sie wie

todt zurücksank; aber wieder zu sich kommend bemühte sich die Unglückselige, mit dem schönen Munde die letzten Seufzer ihres geliebten Gemahls aufzufangen, der mit schnellen Schritten seinem Ende entgegengieng.

Unterdessen hatte Bruder Lorenzo erfahren, wie und wann die junge Frau das Pulver eingenommen, und daß sie für todt beigesetzt worden war, und da er nun wuste, daß die Zeit gekommen sei, wo die Wirkung des Pulvers zu Ende gieng, so nahm er einen vertrauten Gefährten zu sich und kam etwa eine Stunde vor Tag an das Gewölbe. Als er dahin kam und sie jammern und weinen hörte, auch durch die Ritze des Deckels ein Licht darin brennen sah, verwunderte er sich sehr und meinte, auf irgend eine Weise müße sie eine Leuchte mit sich genommen haben und sei nun erwacht und in der Angst vor einem Todten, oder gar lebendig begraben zu bleiben, in solches Weinen und Klagen ausgebrochen. Mit Hülfe seines Begleiters öffnete er also schnell die Gruft und sah Julien, die mit gerauftem Haar und von Schmerz verstört halb aufrecht saß und den halbtodten Gatten auf den Schooß genommen hatte, und sprach zu ihr: Also fürchtetest du, mein Töchterchen, ich laße dich hier umkommen?

Als sie den Mönch vernahm, verdoppelte sie ihre Klage und sprach: Nein, vielmehr fürcht ich, ihr möchtet mich lebend hinwegführen. Ach, um Gottes Barmherzigkeit, verschließt das Grab, geht und laßt mich hier sterben; oder gebt mir ein Meßer, daß ich es in meine Brust stoßend mich allem Jammer entziehe. O mein Vater, mein Vater! Schön habt ihr meinen Brief besorgt! Schön werd ich vermählt mit ihm leben! Schön geleitet ihr mich zu Romeo! Seht ihn hier todt auf meinem Schooß.

Sie zeigte ihm Romeo und erzählte den ganzen Hergang. Als Bruder Lorenzo das hörte, stand er wie von Sinnen da. Er sah den Jüngling an, der im Begriff war ins andere Leben zu wandern, rief ihn an unter vielen Thränen und sprach: Romeo, welcher Unstern raubte dich mir? Sprich zu mir ein Wort, hebe deine Augen ein wenig zu mir. O Romeo, sieh deine

geliebte Julie, die dich fleht um einen Blick. Warum antwortest du nicht wenigstens ihr, in deren Schooß du liegst?

Bei dem theuern Namen seiner Geliebten erhob Romeo ein wenig die matten vom nahen Tode beschwerten Augen, sah sie an und schloß sie wieder. Bald darauf, als der Tod ihm durch alle Glieder fuhr, krümmte er sich ganz, stieß einen kurzen Seufzer aus und verschied.

Als so der unglückliche Liebhaber gestorben war, sprach der Mönch nach langem Weinen, da schon der Tag nahte, zu der Frau: Und du, Julie, was gedenkst du zu thun?

Hier zu sterben, gab sie sogleich zur Antwort. Wie? meine Tochter, sprach er, sprich nicht also. Komm heraus! Wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, was ich thun und sagen soll, so hindert dich doch nichts, dich in ein Kloster zu verschließen und dort immer Gott für dich und deinen todten Gemahl zu bitten, wenn er es bedarf.

Die junge Frau antwortete ihm: Vater, ich bitt euch nur um die eine Gnade, die ihr in Erinnerung an die Liebe, die ihr zu dem Seligen hier (auf Romeo zeigend) getragen, mir gern erweisen werdet, nämlich, daß ihr niemals unsern Tod bekannt macht, damit unsere Leiber stäts in diesem Grabe vereinigt seien, und wenn man je unsern Tod erführe, bitt ich euch bei jener eurer Liebe zu Romeo, daß ihr unsere trauernden Eltern in unser beider Namen anfleht, daß sie Denen, welche die Liebe in gleicher Glut verzehrt und zum gleichen Tode geführt hat, nicht missgönnen, im gleichen Grabe zu ruhen.

Damit wandte sie sich zu dem hingestreckten Leichnam Romeos, dessen Haupt sie auf ein Kopfkissen gelegt hatte, das bei ihr in der Gruft geblieben war, drückte ihm die Augen zu, badete ihm mit Thränen das kalte Angesicht und sprach: Was soll ich ohne dich ferner im Leben, mein Gemahl? Was bleibt mir sonst noch zu wünschen als dir in den Tod zu folgen? Gewiss, anders nichts, damit von dir, von dem nur der Tod mich trennen konnte, der Tod selbst mich nicht zu trennen vermöge. Mit die-

sen Worten stellte sie sich die Größe ihres Unglücks lebhaft vor, gedachte an den Verlust des theuern Geliebten, faßte den festen Vorsatz, nicht länger zu leben, hielt den Athem an sich so lange sie konnte, entließ ihn dann mit einem heftigen Schrei und fiel todt hin über den Leichnam.

Als Bruder Lorenzo sah, daß sie gestorben war, war er ganz betäubt vor Mitleid und wuste sich nicht zu rathen. Ihn und seinen Begleiter ergriff der Schmerz im tiefsten Herzen; sie beweinten beide der Liebenden Tod: da kamen von Ohngefähr die Leute des Statthalters hinzu, die einen Verbrecher verfolgten, und da sie in der Gruft weinen hörten und Licht darin sahen, liefen sie hinzu. Sie nahmen die Mönche vor und sprachen: Was macht ihr hier, ihr Herren, zu dieser Stunde? Uebt ihr etwa Raub in diesem Grabe?

Als Bruder Lorenzo die Häscher hörte und erkannte, hätte er des Todes sein mögen. Er sprach aber: Komme mir Keiner zu nahe! Ich bin euer Mann nicht. Wollt ihr etwas, so verlangt es aus der Ferne. Da sprach ihr Anführer: Wir wollen wißen, warum ihr die Gruft der Cappelletti so eröffnet habt, wo erst vorgestern ein Fräulein ihres Hauses beigesetzt wurde. Wenn ich euch, Bruder Lorenzo, nicht als einen rechtschaffenen Mann kennte, so würde ich sagen, ihr wärt die Todten zu berauben hieher gekommen.

Die Mönche löschten das Licht und versetzten: Was wir thun wirst du nicht erfahren, denn es geht dich nichts an.

Jener antwortete: Recht; ich werde es aber dem Fürsten anzeigen.

Bruder Lorenzo, den die Verzweiflung sicher machte, entgegnete: Zeig es nur immer an. Damit schloß er mit dem Gefährten die Gruft und gieng in die Kirche.

Der Tag war schon ganz hell, als die Mönche sich von den Häschern losmachten, daher Einer von ihnen die Nachricht, was mit diesen Mönchen vorgefallen sei, sogleich einem der Cappelletti überbrachte. Diese wusten vielleicht, daß Bruder

Lorenzo dem Romeo befreundet sei, und traten sogleich vor den Fürsten mit der Bitte, er möge, allenfalls mit Gewalt, aus dem Mönche herauszubringen sehen, was er in ihrem Begräbniss zu zu suchen habe. Der Fürst stellte Wachen aus, daß der Mönch nicht entweiche und schickte nach ihm. So ward er mit Gewalt vor den Fürsten gebracht, der ihn fragte: Was suchtet ihr heute Morgen in der Gruft der Cappelletti? Sagt es uns, denn wir müßen es wißen.

Der Bruder antwortete: Herr, ich will es euer Hoheit gerne sagen: Ich war der Beichtvater der Tochter des Messer Antonio Cappelletti, welche vor einigen Tagen so seltsam gestorben ist, Und weil ich sie als meine geistliche Tochter so sehr liebte und bei ihrer Leichenfeier nicht zugegen sein konnte, gieng ich hin über sie gewisse Gebete zu sprechen, welche, neunmal über einer Leiche gesprochen, die Seele von der Pein des Fegefeuers erlösen; und weil dieß Wenige wißen und von solchen Dingen nichts verstehen, sagen die Thoren, ich sei hingegangen um die Todten zu berauben. Ich weiß nicht ob ich Raub begehe, wenn ich solche Dinge thue: mir genügt diese schlechte Kutte und dieser Strick. Von allen Schätzen der Lebendigen nähm ich keinen Deut, geschweige von den Kleidern der Todten. Sie thun nicht wohl, die mich in solcher Weise verleumden. Der Fürst hätte dieß beinahe geglaubt, wenn nicht viele Mönche, die dem Lorenzo übel wollten, als sie hörten, man habe ihn in dem Begräbniss gefunden, es zu öffnen gelüstet hätte. Sie machten es auf und als sie den Leichnam Romeos darin fanden, ward es sogleich dem Fürsten, der noch mit dem Bruder sprach, mit dem grösten Lärm hinterbracht, wie in der Gruft der Cappelletti, in welcher man den Bruder in der Nacht betroffen hatte, Romeo Montecchis Leichnam liege; dieß schien Allen gleichsam unmöglich und brachte allgemeines Erstaunen hervor. Als das Bruder Lorenzo sah und begriff, daß er nicht mehr verhehlen könne was er so gern geheim gehalten hätte, fiel er vor dem Fürsten auf die Kniee und sprach: Verzeiht mir, mein Fürst, wenn ich euer Hoheit auf euer Befragen die Unwahrheit sagte,

denn es geschah nicht aus Bosheit noch des Gewinns willen, sondern um zwei armen heimgegangenen Liebenden mein Wort zu halten. So erzählte er denn in der Kürze den ganzen Hergang vor vielen Zeugen.

Als Bartolomeo della Scala dieß hörte, konnte er sich vor Mitleid der Thränen nicht erwehren, wünschte die Leichen selbst zu sehen, und begab sich sogleich mit einer großen Menge Volks in das Grab. Er ließ die Leichen beider Liebenden herausziehen und in der Kirche San Francesco auf zwei Teppiche legen. Unterdessen kamen auch ihre Väter in die Kirche, vergoßen Thränen über den Leichen ihrer Kinder und von doppeltem Erbarmen ergriffen schloßen sie sich, obwohl bisher Gegner, in die Arme, so daß die lange Feindschaft ihrer Häuser, welche weder der Freunde Bitten, noch des Fürsten Drohungen, weder der erlittene Schade, noch der Lauf der Zeit hatten auslöschen können, nun durch den elenden, beklagenswerthen Tod dieser beiden Liebenden zu Ende kam. Es wurde ein schönes Denkmal bestellt, dem nach wenigen Tagen die Ursache ihres Todes eingegraben ward, worauf denn die beiden Liebenden mit großem und festlichem Leichengepränge vom Fürsten, allen Verwandten und der ganzen Stadt beklagt und begleitet, beigesetzt wurden. Dieß klägliche Ende nahm die Liebe Romeos und Juliens wie ihr gehört habt und wie es mir Peregrino von Verona erzählte.

O du treue Liebe, die du in den Frauen vor Alters waltetest, wohin bist du gekommen? In welcher Brust wohnst du noch? Welche Frau würde es jetzt machen wie die getreue Julie bei der Leiche ihres Geliebten? Wird je der schöne Name dieser Frau von den gewandtesten Zungen nicht mehr gepriesen werden? Wie Viele gäbe es jetzt, die den Geliebten nicht so bald gestorben sähen, als sie schon einen Andern zu finden bedacht wären, statt an seiner Seite zu sterben. Denn wenn ich sehe, daß wider alle Forderung der Vernunft, manche Frauen aller Treue und redlicher Dienste vergeßen, ihre Liebhaber, die sie sonst heiß geliebt haben, nicht erst nach dem Tode, sondern schon bei irgend einem

Schlage des Glücks vergeßen und verlaßen, was mag man dann glauben, daß sie nach ihrem Tode thun würden? Beklagenswerthe Liebhaber dieser Zeit, die weder für geleistete treue Dienste, noch wenn sie das Leben für ihre Geliebten gewagt haben, hoffen dürfen, daß diese mit ihnen sterben möchten, vielmehr überzeugt sein dürfen, daß sie ihnen nicht auf länger hinaus theuer sein werden als so lange sie für ihre Bedürfnisse zu sorgen reichliche Mittel besitzen.

---

2. Romeo und Julie.

Nach Bandello.

Zu den Zeiten der Herrn de la Scala zeichneten sich in Verona zwei Familien, die Montecchi und die Cappelletti, vor allen andern durch Adel und Reichthümer aus; unter sich aber waren sie, was auch die Ursache sein mochte, durch eine so heftige und blutige Feindschaft entzweit, daß bei verschiedenen Gefechten, welche sich diese mächtigen Geschlechter lieferten, Viele, sowohl von den Montecchi als von den Cappelletti und den beiderseitigen Parteigängern ums Leben kamen, wodurch ihr Haß gegen einander immer höher gesteigert wurde. Herr von Verona war dazumal Bartolomeo Scala, welcher sich viele Mühe gab, zwischen den beiden Häusern Frieden zu stiften; aber er konnte es nie durchsetzen, so tief hatte der Haß in ihren Herzen gewurzelt. Indes brachte er sie dahin, daß sie zwar nicht Frieden schloßen, aber doch die beständigen Scharmützel abstellten, die oft genug zwischen ihnen mit dem Tode vieler Menschen geendet hatten, so daß hinfort die Jüngern der einen Partei den Bejahrtern der andern auf der Straße auswichen. Eines Jahres nach Weihnachten, als die Feste und Maskenzüge begannen, geschah es, daß Antonio Cappelletto, das Haupt seiner Familie, ein glänzendes Fest gab, zu welchem er viele vornehme Herren und Damen eingeladen hatte. Man sah daselbst den grösten Theil aller jungen Leute der Stadt, und unter andern kam auch Romeo Montecchio dahin, ein Jüngling von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, der schönste und artigste von Veronas ganzer Jugend. Er war verkleidet und begab sich, als die Nacht schon begonnen hatte, mit den Uebrigen in das Haus des Cappelletto.

Romeo war zu jener Zeit heftig verliebt in eine junge Dame, welcher er schon seit mehr als zwei Jahren zum Raube geworden war, denn obgleich er ihr, wenn sie in die Kirche, oder sonst wohin gieng, den ganzen Tag nachfolgte, so hatte sie sich doch nie auch nur mit einem Blicke freundlich gegen ihn erwiesen. Er hatte ihr oft und viele Briefe geschrieben und Botschaften gesandt, aber die übertriebene Sprödigkeit und Härte der Dame gestattete ihr nicht, dem verliebten Jüngling eine geneigte Miene zu zeigen. Dieß schien ihm so bitter und unerträglich, daß ihn das Uebermaß der Schmerzen, die er darüber empfand, nach unendlichen Seufzern und Thränen, zuletzt zu dem Vorsatz brachte, Verona zu verlaßen und einige Jahre außen zu bleiben, um durch mancherlei Reisen durch Italien seine zügellose Leidenschaft zu ersticken. Aber die glühende Liebe zu der Dame zwang ihn bald wieder, sich selber Vorwürfe zu machen, daß er einem solchen Gedanken Raum gegeben, und es war ihm durchaus unmöglich, die Stadt zu verlaßen. Manchmal sprach er zu sich selbst: Fern sei es von mir, Diese ferner zu lieben, da ich an tausend unzweideutigen Zeichen erkenne, daß ihr meine Dienstbarkeit nicht angenehm ist. Wozu ihr folgen auf Schritt und Tritt, wenn mir all mein Liebäugeln nicht frommt? Ich thue Unrecht, die Kirche oder sonst einen Ort zu besuchen, wo sie sich befindet: wenn ich sie nicht mehr sähe, vielleicht daß dieses Feuer, das von ihren schönen Augen Stoff und Nahrung entlehnt, sich nach und nach verzehren würde. Aber was halfs? Alle seine Gedanken waren verloren und verschwendet, denn je ungnädiger sie sich erwies und je weniger Hoffnung er hatte, desto mehr schien seine Liebe zu wachsen, und desto unglücklicher fühlte er sich, wenn er sie nur einen Tag nicht gesehen hatte. Da er so beständig in dieser glühenden Liebe verharrte, fürchteten einige seiner Freunde, daß er sich verzehre, daher sie ihn mehrmals liebevoll ermahnten und baten, von solchem Beginnen abzustehen. Aber er kümmerte sich so wenig um ihre gegründeten Ermahnungen und heilsamen Rathschläge, als die Dame um Alles was er thun mochte. Unter andern hatte Romeo einen Gefährten, welchem es gar zu leid that, daß er ohne

alle Hoffnung, Dank zu erwerben, in dem Dienst dieser Dame die Zeit seiner Jugend und die Blüthe seiner Jahre verschwende, daher er eines Tages zu ihm sprach: Romeo, eine Qual ist es mir, der ich dich brüderlich liebe, zu sehen, daß du dich in dieser Weise wie Schnee an der Sonne verzehrst. Da du doch siehst, daß mit Allem was du thust und aufwendest (und ohne Gewinn und Ehre aufwendest) du diese nicht bewegen kannst, dich zu lieben; daß dir alle angewandten Mittel nichts frommen, vielmehr ihre Sprödigkeit täglich zunimmt, was willst du dich länger vergebens abmühen? Es ist die äußerste Thorheit eine Sache, die nicht etwa schwer, sondern unmöglich ist, ausführbar machen zu wollen. Du siehst ja deutlich, daß sie weder von dir, noch von deinen Geschenken wißen will. Vielleicht hat sie einen Liebhaber, der ihr so theuer und werth ist, daß sie ihn dem Kaiser nicht aufopfern würde. Du bist jung und wohl der Schönste, der sich in dieser Stadt finden mag; du bist, erlaube mir dir die Wahrheit unter die Augen zu sagen, wohlgezogen, tugendreich, liebenswürdig und was die Jugend am meisten ziert, in den schönen Wißenschaften bewandert; du bist ferner der einzige Sohn eines Vaters, dessen große Reichthümer bekannt genug sind. Und hält er vielleicht gegen dich die Hände zu? Schilt er dich aus, daß du spendest und verschenkst wie es dir beliebt? Vielmehr ist er dir ein Verwalter, der sich für dich abmüht und dich nach Belieben schalten läßt. So ermanne dich denn und erkenne den Irrthum, in welchem du deine Tage verbringst; hebe den Schleier von deinen Augen, der dich blind macht und dich den Weg nicht sehen läßt, den du zu wandeln hast; entschließe dich, dein Herz anderswohin zu wenden, und ergieb dich einer Herrin, die dich zu verdienen weiß. Laß dich einen gerechten Unwillen bestimmen, der im Reiche der Liebe noch mehr vermag als die Liebe selbst. In der ganzen Umgegend beginnen jetzt Feste und Maskeraden; begieb dich hin zu allen Festen, und begegnet dir irgendwo die, welcher du so lange Zeit vergebens gedient hast, so schaue nicht nach ihr, sondern blicke zurück in den Spiegel der Liebe, die du zu ihr getragen, so wirst du ohne Zweifel für alle

ausgestandenen Schmerzen Ersatz finden, denn ein gerechter, wohlgegründeter Unwille wird so heftig in dir auflodern, daß er dein schlechtgeregeltes Verlangen bezwingen und dich in Freiheit setzen wird.

Mit diesen und vielen andern Gründen, die ich hier übergehe, ermahnte der getreue Geselle seinen Romeo, das schlecht begonnene Unternehmen aufzugeben. Romeo hörte Alles, was er ihm sagte, mit Geduld an und beschloß dem weisen Rathe Folge zu leisten. Er fieng an, alle Feste zu besuchen, und traf er irgend seine spröde Dame, so kehrte er sein Antlitz nie zu ihr hin, sondern gieng umher die andern anzusehen und zu mustern, um sich die auszusuchen, die ihm die Schönste schiene, gerade als wär er auf einen Markt gegangen um Pferde zu kaufen.

Zu dieser Zeit kam nun Romeo, wie gesagt, als Maske zu dem Feste des Cappelletto, und obgleich sie schlechte Freunde waren, duldeten sie sich doch gegenseitig. Nachdem Romeo sich eine Weile mit der Maske vor dem Gesichte hier aufgehalten hatte, nahm er sie ab und ließ sich in einer Ecke nieder, von wo aus er Alle übersehen konnte, die in dem Saale waren: denn dieser war von dem Schein unzähliger Fackeln hell wie am Tage erleuchtet. Jeder blickte auf Romeo, besonders die Damen, und alle wunderten sich, daß er so unbesorgt in diesem Hause verweile. – Indessen war Romeo, nicht bloß seiner Schönheit willen, sondern als ein sehr wohlgezogener, artiger Jüngling, in der ganzen Stadt allgemein beliebt. Seine Feinde hingegen achteten nicht so auf seine Gegenwart, wie sie vielleicht gethan hätten, wenn er älter gewesen wäre. Hier warf sich also Romeo auf das Studium der weiblichen Schönheiten, welche das Fest versammelt hatte, rühmte bald diese, bald jene mehr oder minder, wie sein Geschmack es ihm eingab, und unterhielt sich ohne zu tanzen auf diese Weise recht gut, als ihm plötzlich ein unbeschreiblich schönes Mädchen zu Gesichte kam, das ihm unbekannt war: diese gefiel ihm unendlich, er glaubte nie ein schöneres, anmuthigeres Fräulein gesehen zu haben; je aufmerksamer Romeo sie betrachtete, desto mehr schienen ihm ihre Reize an Reiz zu gewinnen, desto anmuthiger ihre Anmuth zu werden. Er be-

gann ihr mit verliebten Blicken zu kosen und wuste sich nicht von ihrer Anschauung loszureißen; eine ungewöhnliche Wonne gewährte ihm ihr Anblick; er entschloß sich alle seine Kräfte aufzuwenden, um ihre Gunst und Liebe zu erwerben. So wich die Leidenschaft, die er zu jener andern Dame empfunden hatte, von dieser neuen besiegt, der frisch auflodernden Flamme, die nun nichts mehr auszulöschen vermochte als der Tod. Bei dem Eintritte in dieses reizende Labyrinth hatte Romeo den Muth nicht, sich nach dem Namen der Dame zu erkundigen, sondern war einzig bedacht, die Augen an ihrem Anblick zu weiden; sorgfältig achtete er auf alle ihre Bewegungen, schlürfte das süße Gift der Minne und pries mit Bewunderung und Entzücken jeden ihrer Reize und jede ihrer Gebärden. Er saß, wie schon erwähnt, in einem Winkel, vor welchem beim Tanze alle Paare vorüber kamen.

Julie, so hieß das Fräulein, das Romeon so sehr gefiel, war die Tochter des Herrn des Hauses und des Festes; den Romeo kannte sie nicht, aber er schien ihr der schönste und reizendste Jüngling, den man finden möge; sie fühlte sich unendlich befriedigt bei seinem Anblicke, und wenn sie ihm zuweilen süß verstohlen unter die Augen sah, fühlte sie, ich weiß nicht welche Wollust am Herzen, die sie ganz mit Freude und unendlicher Wonne durchdrang. Von ganzer Seele wünschte die Jungfrau, Romeo möchte sich den Tanzenden anschließen, damit sie ihn beßer sehen könne und sprechen höre, denn seine Reden, meinte sie, müsten eben so viel unendliche Süßigkeit enthalten, als sie aus seinen Augen, so oft sie ihn ansah, zu kosten vermeinte. Aber er saß dort ganz alleine und schien gar keine Lust zum Tanz zu verrathen; all sein Sinnen gieng dahin, dem schönen Mädchen mit Augen zu kosen, so wie sie ihrerseits keinen andern Gedanken hatte als ihn zu betrachten. Und so unverwandt schauten sie sich einander an, daß, wenn ihre Augen sich begegneten und die feurigen Stralen ihrer Liebesblicke sich mischten, sie wohl gewahrten, daß die Liebe sie zusammenführe: denn so oft ihre Blicke sich kreuzten, füllten beide die Luft mit verliebten Seufzern und schienen

keinen andern Wunsch mehr zu kennen als miteinander zu sprechen und sich ihre neu entfachte Glut zu gestehen. Während sie so in Anschauung versunken waren, rückte das Ende des Balles heran und der Fackeltanz, welchen Andre den Kranzreigen nennen, sollte das Fest beschließen. Während dieses Tanzes wurde Romeo von einer Dame geholt, er trat also in den Reihen, that was seines Amtes war, gab die Fackel einer Dame, nahm, wie es das Gesetz des Tanzes erforderte, neben Julien seinen Platz und ergriff zum unermeßlichen Vergnügen beider Theile ihre Hand. Julie stand jetzt zwischen Romeo und einem Andern Namens Marcutio der Schielende, einem sehr aufgeräumten Hofmanne, der wegen seiner witzigen Einfälle und drolligen Späße, die er vorbrachte, allgemein gern gesehen war: denn er hatte immer einen Schwank bei der Hand, um die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, und gar zu gern, doch ohne Jemandes Schaden, ließ er seiner Laune den Zügel schießen. Dabei hatte er aber Winter und Sommer und zu jeder Zeit des Jahres Hände, die kälter und eisiger waren als das allerkälteste Alpeneis, und wenn er auch eine gute Weile am Ofen stand, um sich zu wärmen, blieben sie doch eiskalt wie zuvor. Julie, welche Romeon zur Linken und den Marcutio zur Rechten hatte, fühlte sich kaum von dem Geliebten bei der Hand gefaßt, als sie, vielleicht um ihn reden zu hören, sich mit heiterer Miene zu ihm wandte und mit schwankender Stimme sprach: Gesegnet sei eure Ankunft hier an meiner Seite: und dabei drückte sie ihm liebevoll die Hand. Der Jüngling, der aufgeweckt und eben nicht blöde war, erwiederte den Händedruck zärtlich und entgegnete: Was ist das für ein Segen, schöne Herrin, den ihr mir da gebt? Dabei sah er sie mit liebeflehenden Blicken an und schien seufzend an ihrem Munde zu hangen. Sogleich gab sie holdselig zur Antwort: Wundert euch nicht, edler junger Herr, daß ich eure Ankunft neben mir glücklich preise: schon eine gute Weile läßt mich der Herr Marcutio hier durch den Frost seiner kalten Hand zu lauter Eis gerinnen: habt also Dank, daß ihr mit eurer zarten Hand mich wieder erwärmt.

Sogleich versetzte Romeo: Schöne Herrin, daß ich euch, wodurch es auch sei, einen Dienst erzeige, ist mir überaus willkommen, denn ich wünsche nichts so sehr als euch dienen zu können, und würde mich glücklich preisen, wenn ihr geruhtet mir zu befehlen wie euerm geringsten Diener; wenn aber meine Hand euch erwärmt, so wißt, daß ihr mit der Glut eurer schönen Augen mich ganz in Brand setzt und ich betheure euch, wenn ihr mir nicht helft, diese mächtige Feuersbrunst zu ertragen, so werdet ihr mich bald völlig abbrennen und zu Asche werden sehen. Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, so war der Fackeltanz zu Ende, und Julie, die ganz vor Liebe glühte und ihm seufzend die Hand drückte, hatte nicht Zeit ihm anders zu erwiedern als mit den Worten: Weh mir, was kann ich euch sagen als daß ich mehr euch als mir gehöre!

Als sich nun Alle entfernten, wartete Romeo um zu sehen, welchen Weg das schöne Fräulein nehmen werde. Aber es währte nicht lange, so sah er deutlich, daß sie die Tochter des Hausherrn sei, und ganz außer Zweifel setzte ihn darüber ein guter Bekannter, welchen er über mehrere Damen befragte. Darüber ward er sehr missgelaunt, denn nun schien es ihm schwierig und gefährlich, das erwünschte Ziel seiner Liebe zu erreichen; aber die Wunde war einmal geschlagen und das Gift der Liebe schon zu tief eingedrungen.

Von der andern Seite wünschte auch Julie den Namen des Jünglings zu erfahren, dem sie sich ganz als Beute anheimgefallen fühlte: sie rief also eine Alte, welche sie gesäugt hatte, trat mit ihr an das Fenster ihrer Kammer, die von der Straße aus von unzähligen Fackeln erleuchtet wurde und fieng an sie zu fragen, wer Jener sei, der so und so gekleidet gehe, wer Dieser, welcher den Degen in der Hand halte, und wie jener Dritte heiße, bis sie zuletzt auf die Frage kam, wer der schöne Jüngling sei, der die Maske in der Hand trage. Die gute Alte, welche fast Alle kannte, nannte ihr Jeden bei Namen, und da ihr auch Romeo sehr wohl bekannt war, sagte sie ihr wer er sei. Bei dem Zunamen Montecchio

ward das Fräulein ganz bestürzt und verzweifelte bei der eifersüchtigen Erbitterung zwischen ihren beiden Familien, ihren Romeo je zum Gemahl erwerben zu können; indes ließ sie doch nicht das mindeste Zeichen von Unzufriedenheit blicken. Als sie darauf zu Bette gieng, konnte sie die ganze Nacht vor den mannigfaltigen Gedanken, die sich in ihrer Seele kreuzten, wenig oder gar nicht schlafen; doch von der Liebe zu ihrem Romeo ablaßen wollte und konnte sie nicht, so heftig fühlte sie sich für ihn entbrannt, denn da die unglaubliche Schönheit des Geliebten für ihn stritt, so schien es, als ob in Ermangelung der Hoffnung, das Verlangen nach ihm nur desto mehr wüchse, je ungünstiger und gefährlicher sie ihre Sache stehen sah. So von zwei entgegengesetzten Gedanken bestürmt, von welchen sie der eine ermuthigte, ihren Vorsatz zu verfolgen, während ihr der andere alle Wege dazu abschnitt, sprach sie oft zu sich selbst: Wohin laß ich mich von meinen schlecht geregelten Wünschen entführen? Weiß ich Thörin denn ob Romeo mich liebt? Vielleicht hat mir der verschmitzte Jüngling diese Worte gesagt, mich zu betrügen, und wenn er mehr von mir erlangt als die Ehrbarkeit erlaubt, mein zu spotten, und mich zur feilen Dirne herabzuwürdigen: vielleicht denkt er auf solche Weise im Namen der Feindschaft Rache zu nehmen, die von Tag zu Tag zwischen seinen und meinen Verwandten an Grausamkeit zunimmt. Doch nein, der Adel seiner Seele gestattet ihm nicht die zu betrügen, die ihn liebt und anbetet. Er ist zu schön und reizend, wenn anders das Gesicht von der Seele ein untrügliches Zeugniß giebt, als daß ein so gottloses und verruchtes Herz in ihm wohnen könnte: ich darf nicht glauben, daß von einem so edeln und schönen Jüngling sich anderes als Liebe, Zucht und Edelmuth erwarten laße. Gesetzt indes, daß er mich, wie ich glauben möchte, wirklich liebe und zu seinem rechtmäßigen Gemahl begehre, muß ich nicht vernünftigerweise denken, mein Vater werde niemals darein willigen? Doch wer weiß, ob man nicht gerade mittels dieser Verbindung hoffen dürfe, einst dauernde Eintracht und festen Frieden zwischen diesen beiden Familien zu begründen!

Hab ich doch oft sagen hören, daß durch Ehebündnisse nicht nur zwischen einfachen Bürgern und Edelleuten das Vernehmen wieder hergestellt worden, sondern nicht selten zwischen den grösten Fürsten und Königen, unter welchen die grausamsten Kriege herschten, Freundschaft und wahrer Friede zum Vortheil beider Theile erfolgt sei. Vielleicht bin ich es, die auf solchem Wege Ruhe und Frieden zwischen diesen beiden Häusern stiften soll.

Durch diesen Gedanken beschwichtigt, zeigte sie Romeon, so oft sie ihn nur sehen mochte, wenn er durch die Straße kam, stäts ein heiteres Antlitz, worüber er alsdann unendliches Vergnügen empfand. Denn obgleich er nicht minder als sie mit seinen Gedanken in beständigem Kriege lebte, und bald hoffte, bald verzweifelte, so unterließ er doch nicht, fleißig an dem Hause des geliebten Mädchens vorüber zu gehen, was bei Tag und bei Nacht nur mit großer Gefahr geschehen konnte; allein die freundlichen Gesichter, die ihm seine Julie zeigte, entflammten ihn immer mehr und mehr und zogen ihn stäts von Neuem in jene Gegend. Die Fenster von Juliens Kammer giengen nach einem sehr engen Gäßchen hinaus, und gegenüber lag eine Hütte: wenn also Romeo die große Straße herabkam und an die Mündung des Gäßchens gelangte, sah er seine Julie oft genug am Fenster und so oft er sie erblickte, machte sie ihm ein freundlich Gesicht, das ihm sagte, sie sehe ihn mehr als gern. Oft kam Romeo des Nachts und siedelte sich in dem Gäßchen an, theils weil dieser Weg wenig besucht war, anderntheils weil er hier, wenn er sich dem Fenster gegenüber stellte, zuweilen seine Geliebte sprechen hören konnte. Eines Nachts, da Romeo sich an diesem Orte aufhielt, geschah es, daß Julie, entweder weil sie ihn bemerkt hatte, oder durch Zufall, das Fenster öffnete. Romeo zog sich in die Hütte zurück, aber nicht so rasch, daß sie ihn nicht erkannt hätte, denn der Mond erhellte mit seinem Glanze die Nacht. Sie, die sich allein in ihrer Kammer befand, rief ihn sanft beim Namen und sprach: Romeo, was macht ihr hier zu dieser Stunde so allein? Wenn man euch hier träfe, Unglücklicher, was würde aus euerm Leben? Wißt ihr nicht

die tödliche Feindschaft, welche zwischen den Euern und den Unsern herscht, und wie Vielen sie schon das Leben gekostet hat? Sicherlich, ihr würdet grausam umgebracht; was euch nur zum Schaden und mir nicht zur Ehre gereichen könnte.

Herrin, antwortete Romeo, die Liebe zu euch ist Schuld, daß ich zu dieser Stunde hieher komme, obgleich ich nicht zweifle, daß die Eurigen, wenn sie mich hier träfen, mir nach dem Leben stehen würden; aber ich würde mich beeifern, so viel als meine schwachen Kräfte vermögen, meine Pflicht zu thun, und wenn ich die Uebermacht mich überwältigen sähe, wenigstens nicht allein zu sterben trachten. Da mir doch bestimmt ist, in dieser Liebe das Leben zu laßen, könnte mir wohl ein größeres Glück begegnen, als in eurer Nähe zu sterben? Daß ich aber jemals Ursache werden sollte, den leisesten Schatten auf eure Ehre zu werfen, das glaube ich, wird niemals geschehen, vielmehr würde ich das Opfer des eigenen Blutes nicht scheuen, sie so rein und untadelhaft zu erhalten wie sie ist. Wenn aber die Liebe zu mir so viel über euch vermöchte als die eure über mich, und mein Leben euch so werth wäre als mir das eure, so würdet ihr alle jene Gelegenheiten hinwegräumen, und so an mir thun, daß ich der glücklichste Mensch würde, der heutzutage lebt.

Und was wolltet ihr, daß ich thäte? fragte Julie.

Ich wollte, antwortete Romeo, daß ihr mich liebtet, wie ich euch liebe, und daß ihr mich in eure Kammer ließet, damit ich euch mit mehr Gemächlichkeit und weniger Gefahr die Größe meiner Liebe und die herbe Pein, die ich beständig um euch erdulde, schildern könnte.

Hierauf antwortete Julie etwas erzürnt und außer Faßung: Romeo, ihr kennt eure Liebe, und ich kenne die meine und weiß, daß ich euch liebe, so sehr als man nur Jemand lieben kann und vielleicht mehr als meiner Ehre geziemte; das aber sage ich euch, wenn ihr glaubt, mein jemals anders als durch das unerläßliche Band der Ehe genießen zu können, so seid ihr im grösten Irrthum und werdet nie mit mir einig werden. Und weil ich weiß,

daß ihr in dieser Nachbarschaft allzuviel verkehrt, so fürchte ich, ihr könntet in die Gewalt böser Geister gerathen und dann würde ich nie wieder froh werden; deshalb sage ich euch zum Schluße, wenn ihr so der meinige werden wollt wie ich ewiglich die eure zu sein wünsche, so müßt ihr euch mir als euerm rechtmäßigen Gemahl antrauen laßen. Vermählt euch mir, so bin ich bereit mich an jedem Orte einzufinden wo es euch beliebt; habt ihr andere Gedanken im Kopf, so geht eures Weges und laßt mich, so gut ich kann, in Frieden leben. Als dieß Romeo, der keinen andern Wunsch hegte, vernahm, gab er ihr mit vieler Freude zur Antwort, dieß sei ja all sein Verlangen; zu jeder Stunde, die sie befehlen, und auf jede Weise, die sie anordnen werde, sei er bereit, ihr seine Hand zu reichen. Nun ist es gut, versetzte Julie; was aber die Anordnung betrifft, so wünsche ich, daß die Trauung von dem ehrwürdigen Bruder Lorenzo da Reggio, meinem geistlichen Vater, geschehe. Hierüber vereinigten sie sich und beschloßen, Romeo solle am nächsten Tage mit ihm von der Sache sprechen, denn er war sehr genau mit ihm bekannt. Dieser Bruder war vom Minoritenorden, Magister der Theologie, großer Philosoph und erfahren in vielen Dingen, unter andern auch in der wunderthätigen Chemie und in der magischen Kunst. Und weil er sich in der guten Meinung des Volks zu erhalten und doch von den Genüßen zu kosten wünschte, die ihm zusagten, so bemühte er sich seine Handlungsweise so klug als möglich einzurichten und wuste sich in allen Fällen, die ihm vorkamen, an irgend eine Person von hohem Stande und Namen anzulehnen. Unter den Freunden, welche ihn in Verona begünstigten, war auch Romeos Vater, ein Edelmann, der großes Ansehen und allgemeine Hochachtung genoß und von der Heiligkeit dieses Bruders fest überzeugt war. Romeo liebte ihn ebenfalls sehr, und der Bruder ihn in hohem Maße, weil er ihn als einen klugen und herzhaften Jüngling kannte. Doch besuchte er nicht bloß das Haus der Montecchi, sondern unterhielt auch mit den Cappelletti eine sehr genaue

Bekanntschaft: überdieß hörte er den grösten Theil des Adels der Stadt, sowohl Männer als Frauen, Beichte.

Nach dieser Verabredung nahm also Romeo von seiner Julie Urlaub und gieng nach Hause und den Morgen darauf begab er sich nach San Francesco und erzählte dem Bruder die ganze Geschichte seiner Liebe und die mit Julien getroffene Verabredung. Da Lorenzo dieß hörte, versprach er Alles zu thun, was Romeo verlangte, theils weil er diesem nichts abschlagen konnte, theils weil er sich vorspiegelte, auf diesem Wege die Cappelletti und die Montecchi auszusöhnen und die Gnade des Herrn Bartolomeo de la Scala erwerben zu können, der unendlich wünschte, daß diese beiden Häuser Frieden machen möchten, damit endlich alle Unruhen in seiner Stadt ein Ende hätten. Die Liebenden warteten die Gelegenheit des Beichtegehens ab, um ihre Verabredung auszuführen. Als die Karwoche kam, beschloß Julie, sich mehrerer Sicherheit willen der Alten anzuvertrauen, die in ihrer Kammer schlief, und bei schicklicher Gelegenheit entdeckte sie der guten Amme die ganze Geschichte ihrer Liebe. Und obgleich die Alte sie ausschalt und von solchem Beginnen abmahnte, so sah sie doch bald, daß sie hiemit nichts ausrichte, und bequemte sich dem Willen Juliens, welche ihr so viel vorzusagen wuste, daß sie zuletzt einwilligte, einen Brief an Romeo zu überbringen. Als der Liebende ihn gelesen hatte, hielt er sich für den glücklichsten Menschen von der Welt, denn sie schrieb ihm, er solle sich gegen die fünfte Stunde der Nacht an ihrem Fenster, der Hütte gegenüber, zur Zwiesprache einfinden und eine Strickleiter mitbringen. Romeo hatte einen sehr vertrauten Diener, dem er sich schon oft bei Sachen von der grösten Wichtigkeit anvertraut und ihn immer willig und treu befunden hatte. Diesem theilte er seinen Vorsatz mit und übertrug ihm die Anschaffung der Strickleiter, und als Alles vorbereitet war, begab er sich zur bestimmten Stunde mit Pietro (so hieß der Diener) nach dem Gäßchen, wo er Julien schon seiner harrend fand. Sobald diese ihn erkannte, ließ sie den Bindfaden herab, den sie bereit hielt, zog die daran geheftete Leiter hinauf

und Pietro verbarg sich in der Hütte. Als Romeo das Fenster erstiegen hatte, das so stark und dicht vergittert war, daß er Mühe hatte eine Hand hindurchzustrecken, ließ er sich mit seiner Julie ins Gespräch ein. Nach gegenseitigen liebevollen Begrüßungen sprach Julie zu ihrem Geliebten: Theurer Freund, den ich mehr liebe als das Licht meiner Augen, ich hab euch hieher kommen laßen, weil ich mit meiner Mutter verabredet habe, nächsten Freitag in der Vesperstunde zur Beichte zu gehen. Unterrichtet Bruder Lorenzo davon, damit er für das Weitere sorge. Romeo antwortete, er habe den Bruder Lorenzo schon benachrichtigt und überredet, ihnen zu Willen zu sein. Nachdem sie eine gute Weile von ihrer Liebe gesprochen, stieg Romeo, da es ihnen Zeit schien, wieder herab, zog die Strickleiter, die man oben gelöst hatte, nach sich und entfernte sich mit Pietro. Sehr vergnügt blieb Julie zurück und jede Stunde schien ihr tausend Jahre zu währen, bis sie ihrem Romeo vermählt würde. Von der andern Seite unterhielt sich Romeo mit seinem Diener und war so fröhlich, daß er sich kaum zu laßen wuste.

Als der Freitag kam, gieng Madonna Giovanna, Juliens Mutter, wie diese mit Romeo verabredet hatte, nebst der Tochter und ihren Dienerinnen nach San Francesco, welches damals in der Citadelle lag, und ließ, als sie in die Kirche kam, den Bruder Lorenzo rufen. Er, der von Allem unterrichtet war, und den Romeo schon in seine Beichtzelle gelaßen hatte, verschloß ihn nun darin und gieng zu der Dame, welche ihn anredete: Mein Vater, ich komme in der Frühe bei euch zu beichten, und bringe auch Julien mit, weil ich weiß, daß ihr den ganzen Tag sehr beschäftigt sein werdet, euern vielen Beichtkindern zu sitzen. Der Bruder antwortete, es könne in Gottes Namen geschehen, gab ihnen den Segen, führte sie dann in seine Klosterzelle und setzte sich in den Beichtstuhl, in welchem sich Romeo schon befand. Von der andern Seite war Julie die erste, welche sich dem Bruder darbot, ihre Beichte abzulegen. Sie trat in den Beichtstuhl, schloß die Thüre hinter sich und gab dem Bruder das Zeichen ihres Eintritts.

Dieser hob das Gitterchen aus und sprach nach kurzen Begrüßungen zu Julien: Meine Tochter, nach dem was mir Romeo erzählt, bist du mit ihm einig, ihn zum Gatten zu nehmen, und er ist entschloßen, dich zur Gattin zu haben. Seid ihr noch jetzt dieses Willens? Die Liebenden antworteten, sie hätten keinen andern Wunsch. Da der Bruder den Willen Beider vernommen hatte, hielt er eine kurze Rede zum Preise des heiligen Ehestandes und sprach dann jene Worte, welche nach dem Gebrauche der heiligen Kirche bei Trauungen üblich sind, worauf dann Romeo seiner theuern Julie, zum grösten Vergnügen beider Theile, den Ring übergab. Dann versprach Romeo, sie die nächste Nacht zu besuchen, küsste sie durch das Fensterchen, schlich sich behutsam aus der Zelle und dem Kloster und gieng fröhlich von dannen an seine Geschäfte. Der Bruder rückte das Gitterchen wieder so vor das Fenster, daß Niemand bemerken konnte, es sei ausgehoben gewesen, und hörte die Beichte des glücklichen Mädchens und dann der Mutter und der übrigen Damen. Als die Nacht kam, gieng Romeo mit Pietro zur verabredeten Stunde vor die Mauer des Gartens, erklomm mit Hülfe des Dieners die Mauer und stieg in den Garten herab, wo er seine Gattin fand, die ihn mit der Alten erwartete. Als er Julien erblickte, gieng er ihr mit offenen Armen entgegen. Das Gleiche that ihm Julie: sie umschlang seinen Hals und vom Uebermaß des Entzückens bewältigt, blieb sie lange sprachlos. Der Liebende war von gleicher Freude durchglüht, nie glaubte er solche Wonne empfunden zu haben. Dann begannen sie sich zu küssen, mit unendlicher Lust und unaussprechlichem Vergnügen beider Theile. Darauf zogen sie sich in einen entlegenen Winkel des Gartens zurück, und dort auf einer Ruhebank umarmten sie sich liebevoll und vollzogen die heilige Ehe, und Romeo, der ein kräftiger Jüngling und sehr verliebt war, erneuerte zu wiederholten Malen das süße Spiel mit seiner schönen Gattin. Alsdann verabredeten sie, wie sie sich wieder zusammenfinden und unterdes Juliens Vater, Messer Antonio Cappelletti, bereden laßen wollten, Frieden zu stiften und sie zu verbinden, worauf Romeo

seine Gattin tausend- und aber tausendmal küßte und den Garten verließ, indem er voller Freuden zu sich selber sprach: Wer mag nun wohl auf Erden gefunden werden, der glücklicher wäre als ich? Wer darf sich in der Liebe mit mir vergleichen? Wer hatte je ein so schönes und reizendes junges Weib als ich? Desgleichen freute sich auch Julie und pries sich glücklich, denn es schien ihr unmöglich auf der ganzen Welt einen Jüngling zu finden, der an Schönheit, Höflichkeit, feiner Bildung, adligem Betragen und tausend andern glücklichen und schönen Eigenschaften ihrem Romeo die Wage hielte. Mit dem heißesten Verlangen von der Welt erwartete sie nun die nächste Gelegenheit, wo sie wieder ohne Verdacht ihres Romeo froh werden könne, und es fügte sich also, daß die Liebenden sich an manchen Tagen zusammen fanden, an manchen nicht. Bruder Lorenzo betrieb indessen aus allen Kräften den Frieden zwischen den Montecchi und Cappelletti, und hatte die Sache schon auf einen ziemlich guten Stand gebracht, so daß er hoffen konnte, mit völliger Einstimmung beider Theile die Verbindung der Liebenden zu bewirken. Allein es geschah in den Osterfeiertagen, daß auf der Straße von der Porta dei Borsari nach Castelvecchio Viele von dem Hause der Cappelletti Einigen der Montecchi begegneten und sie mit bewaffneter Hand heftig angriffen. Unter den Cappelletti war Tebaldo, Juliens nächster Vetter, ein sehr tapferer Jüngling, welcher die Seinigen ermahnte, die Hände herzhaft und ohne alles Ansehen der Person gegen die Montecchi zu erheben. Der Streit nahm zu und da beide Theile jeden Augenblick Verstärkung an Mannschaft und Waffen erhielten, so erhitzten sich die Kämpfenden bald dergestalt, daß sie sich ohne alle Rücksicht unzählige Wunden schlugen. Da führte der Zufall Romeo herbei, welcher außer seinen Dienern noch einige junge Leute, seine Gefährten, bei sich hatte, mit welchen er sich in der Stadt erging. Als er seine Verwandten mit den Cappelletti handgemein sah, erschrak er heftig, denn da er von den Friedensunterhandlungen wuste, welche Bruder Lorenzo betrieb, so war ihm eine Erneuerung der Händel sehr unwillkommen. Um den

Tumult beizulegen, rief er seinen Gefährten und Dienern mit lauter Stimme zu, was von Vielen der Anwesenden vernommen wurde: Brüder, laßt uns dazwischen fahren und den Streit auf jede Weise beizulegen suchen: wir wollen sie nöthigen, die Waffen niederzulegen. Und somit begann er die Seinigen wie die Gegner zurückzudrängen und bemühte sich an der Spitze seiner Gefährten mit Worten und Werken Alles anzuwenden, damit der Streit keinen Fortgang habe: aber er konnte nichts ausrichten, denn die Wuth der Streiter hatte auf beiden Seiten so zugenommen, daß sie auf nichts achteten als wie sie den Gegnern beikämen. Schon waren auf beiden Seiten zwei bis drei Mann gefallen, als dem Romeo, der sich vergebens bemühte die Seinigen zurückzuziehen, jener Tebaldo in die Flanke fiel, und ihm einen gewaltigen Degenstich in die Seite beibrachte. Da er aber einen Ringharnisch trug, so blieb er unverwundet, indem der Degen nicht durch den Panzer dringen konnte. Romeo wandte sich jetzt gegen Tebaldo und redete ihn mit freundlichen Worten an: Tebaldo, du bist in großem Irrthum, wenn du glaubst, ich sei hieher gekommen mit dir oder den Deinigen zu kämpfen. Der Zufall hat mich hieher geführt und jetzt bin ich hier, die Meinigen zurückzuholen, denn ich wünsche, daß wir uns künftig als gute Bürger vertragen; und ein Gleiches bitte und ermahne ich dich bei den Deinigen zu thun, damit kein weiteres Aergerniß gegeben werde, zumal da schon Blut genug geflossen ist.

Diese Worte wurden fast von Allen vernommen, aber Tebaldo, der entweder Romeo nicht verstand, oder sich stellte, als verstehe er ihn nicht, rief: Verräther, du bist des Todes, und holte wüthend nach ihm aus, um ihm den Kopf zu zerschmettern. Romeo, welcher seiner Gewohnheit nach Halsschienen trug und den Schild am linken Arme hatte, deckte mit diesem den Kopf und kehrte die Spitze des Schwertes gegen den Feind, welchem sie in die Kehle fuhr und sie ganz und gar durchbohrte, so daß sich Tebaldo sogleich für todt zur Erde fallen ließ. Ein gewaltiger Lärm erhob sich, und als jetzt die Wache des Podesta heranzog, zerstreuten sich

die Kämpfenden nach allen Seiten. Trostlos, den Tebaldo getödtet zu haben, begab sich Romeo in Begleitung einiger seiner Gefährten nach San Francesco, um sich in Bruder Lorenzos Zelle zu verbergen. Als der gute Bruder den Vorfall von dem Tode Tebaldos erfuhr, wollte er schier verzweifeln, denn nun glaubte er sich aller Gelegenheit beraubt, die Feindschaft der beiden Familien zu beseitigen. Die Cappelletti versammelten sich und erhoben Klage vor dem Herrn Bartolomeo Scala. Von der andern Seite bewies der Vater des verborgenen Romeo mit den Angesehensten der Montecchi, daß sich Romeo mit seinen Gefährten in der Stadt ergangen habe und zufällig an den Ort gelangt sei, wo die Montecchi von den Cappelletti angegriffen worden waren, und sich nur unter das Getümmel begeben, um den Tumult zu beseitigen und den Streit beizulegen; daß er den Tebaldo, als er von diesem von der Seite her angefallen wurde, gebeten, die Seinigen hinwegzuführen und die Waffen niederzulegen; Tebaldo aber zum zweiten Mal nach ihm ausgeholt habe, und was sich weiter zugetragen. So mit wechselseitigen Anklagen und Entschuldigungen stritten beide Theile auf das Heftigste vor dem Herrn Bartolomeo. Da es indessen deutlich genug war, daß die Cappelletti die Angreifer gewesen, und durch viele glaubwürdige Zeugnisse erwiesen wurde, was Romeo zu seinen Begleitern gesprochen und welche Worte er an den Tebaldo gerichtet hatte, so befahl Signor Bartolomeo Allen, die Waffen niederzulegen und verbannte den Romeo. In dem Hause der Cappelletti herschte große Wehklage über den Tod ihres Tebaldo. Julie, deren Thränenschleusen schon aufgezogen waren, ließ sie jetzt nicht nieder, sondern vergoß häufige Thränen, allein sie beweinte nicht den Tod ihres Vetters, vielmehr die entschwundene Hoffnung auf den Frieden und die Verbindung mit Romeo war es, um welche sie jammerte und sich unendlich betrübte, denn sie konnte nicht absehen, welchen Ausgang die Sache noch nehmen werde. Als sie darauf durch Bruder Lorenzo erfuhr, wo Romeo sich aufhalte, schrieb sie ihm einen Brief, der mit tausend Thränen angefüllt war, und schickte ihn durch die Alte an Lorenzo.

Sie wuste, daß Romeo verbannt sei und wie nöthig es sei, daß er Verona verlaße, daher sie ihn auf das Zärtlichste bat, ihr Gelegenheit zu geben, mit ihm zu fliehen. Romeo antwortete ihr, sie möge sich beruhigen, die Zeit werde für Alles Rath schaffen; noch sei er unschlüßig, wohin er sich begeben solle, doch werde er einen möglichst nahen Aufenthalt wählen und vor seiner Abreise Alles anwenden, sich an dem Orte, der ihr der bequemste scheine, zur Unterredung mit ihr einzufinden. Sie wählte als den mindest gefährlichen Ort den Garten, wo sie schon ihre Hochzeit mit Romeo begangen hatte. Als die Nacht der verabredeten Zusammenkunft herankam, nahm Romeo seine Waffen, verließ mit Bruder Lorenzos Hülfe das Kloster und begab sich in Begleitung seines getreuen Pietro zu seiner Gattin. Als er den Garten betrat, wurde er von Julien mit unendlichen Thränen empfangen. Lange Zeit standen Beide ohne ein Wort hervorbringen zu können und küsten sich wechselsweise die tropfenden Thränen hinweg, die in großer Menge niederfielen. Dann klagten sie sich ihr Leid über die Nothwendigkeit der bevorstehenden Trennung und konnten nicht aufhören zu weinen und das ihrer Liebe so ungünstige Schicksal zu bejammern; dann umarmten und küsten sie sich vielfach und brachen noch einmal die süße Frucht der Liebe. Als jetzt die Stunde des Abschieds herannahte, ersuchte Julie den Gemahl mit den inständigsten Bitten, sie mit sich hinwegzuführen. Mein theurer Herr, sprach sie zu ihm, ich will mir das lange Haar kürzen und mich als einen Knaben kleiden; wohin euch dann zu gehen beliebt, dahin werde ich euch stäts begleiten und euch liebevoll bedienen: wie könntet ihr auch einen zuverläßigern Diener finden als mich? Ach, mein theurer Gemahl, erzeigt mir diese Gnade und laßt mich ein Schicksal mit euch theilen, damit, was euch betrifft, auch mich betreffe. Romeo tröstete sie, so viel er vermochte, mit den zärtlichsten Worten und gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen; er versicherte sie, er hoffe zuverläßig, seine Verbannung werde binnen Kurzem widerrufen werden, der Fürst habe seinem Vater schon einige Hoffnung darauf gemacht. Und wenn

er sie mit sich führe, so solle es nicht in Pagenkleidern geschehen, sondern als seine Gattin und Hausfrau gedenke er sie ehrenvoll und mit standesmäßiger Begleitung heimzuführen. Er betheuerte ihr nochmals, seine Verbannung werde in keinem Falle länger als ein Jahr währen, und wenn bis dahin der Friede zwischen ihren Verwandten nicht gütlich zu Stande gekommen sei, so werde der Fürst dazwischen treten und die Widerstrebenden mit Gewalt zur Ausgleichung zwingen; was aber alsdann auch geschehen möge, so werde er, wenn er sehe, daß sich die Sache in die Länge ziehe, andere Maßregeln treffen, da es ihm durchaus unmöglich sei, lange Zeit ohne sie zu leben. Hierauf verabredeten sie, sich brieflich Nachricht von einander zu geben. Tausenderlei sagte Romeo seiner Gattin, um sie beruhigt verlaßen zu können; aber das unglückliche junge Weib hörte nicht auf zu weinen. Zuletzt, als schon das Morgenroth zu dämmern begann, küßten und umschlangen sich die Liebenden in enger Umarmung und nahmen unter häufigen Thränen und Seufzern Abschied von einander. Romeo kehrte nach San Francesco zurück, und Julie auf ihre Kammer. Zwei bis drei Tage darauf verließ Romeo, der schon Alles zu seiner Abreise eingerichtet hatte, als ein fremder Kaufmann gekleidet heimlich Verona, fand gute und zuverläßige Reisegesellschaft bereit und gelangte ohne Gefahr nach Mantua. Hier bezog er ein Haus und lebte, da sein Vater es ihm an Geld nicht fehlen ließ, ehrenvoll und in guter Gesellschaft.

Julie that indessen den ganzen Tag nichts als weinen und seufzen, aß wenig, schlief noch weniger und verbrachte ihre Nächte wie ihre Tage. Die Mutter, welche den Kummer ihrer Tochter bemerkte, fragte sie mehrmals um den Grund ihres Mißvergnügens und was ihr doch fehle? Sie sagte ihr, es sei endlich Zeit, so vielen Thränen ein Ziel zu setzen: sie habe nun lange genug den Tod ihres Vetters betrauert. Julie antwortete, sie wiße nicht was ihr fehle, fuhr aber fort, so oft sie sich nur aus der Gesellschaft wegstehlen konnte, sich ihrem Schmerz und ihren Thränen

4

hinzugeben. Die Folge war, daß sie immer magerer und schwermüthiger ward, so daß sie bald jener schönen Julie, die sie zuvor gewesen war, kaum noch ähnlich sah. Romeo ließ es ihr an Briefen nie fehlen, sprach ihr Trost zu und gab ihr immer Hoffnung, daß sie bald vereinigt werden würden. Auch bat er sie dringend, gutes Muthes zu sein, sich Zerstreuung zu machen und nicht so dem Grame zu überlaßen, denn Alles werde noch den glücklichsten Ausgang nehmen. Allein Alles war vergebens, denn sie wuste ohne Romeo ihren Schmerzen kein Heilmittel zu finden. Die Mutter glaubte den Grund der Betrübniss ihrer Tochter darin zu finden, daß die Vermählung einiger ihrer Gespielinnen auch in ihr den Wunsch nach einem Gemahl erregt habe. Kaum hatte sie sich diesen Gedanken in den Kopf gesetzt, so theilte sie ihn ihrem Gatten mit und sprach: Mein Gemahl, unsere Tochter Julie führt ein trauriges Leben: sie thut nichts als weinen und seufzen, und flieht, wo sie nur kann, jede Gesellschaft und Unterhaltung. Ich habe sie wiederholt um die Ursache ihrer Unzufriedenheit gefragt und nach allen Seiten hingehorcht, um sie zu erfahren, konnte sie aber nicht herausbringen. Sie antwortet mir immer das alte Lied, sie wiße nicht was ihr fehle, und Alle im Hause zucken die Achseln und wißen nicht was sie davon sagen sollen. Gewiss ist es irgend eine heftige Leidenschaft, die sie quält, daß sie sich so zusehends wie Wachs am Feuer verzehrt. Nachdem ich auf tausend Gründe bei mir verfallen war, ist mir einer in den Sinn gekommen, der mir Zweifel erregt hat, ob Julie, welche den letztverfloßenen Carneval alle ihre Freundinnen sich vermählen sah, während noch nie Rede davon war, ihr einen Mann zu geben, etwa darum sich so sehr härme und betrübe. Sie wird nächsten Eufemientag ihr achtzehntes Jahr zurücklegen. Deshalb hab ich gedacht, mein Gemahl, dir ein Wort zu sagen: denn mich dünkt, es wäre wohl Zeit, daß du ihr eine gute und anständige Partie ausmachtest und sie nicht länger ohne Mann ließest, denn das ist keine Waare, die man auf dem Lager hält. Als Messer Antonio seine Frau so reden hörte, kam es ihm nicht ungelegen. Frau,

antwortete er, da du keinen andern Grund der Schwermuth unserer Tochter herausbringen kannst, und der Meinung bist, man müße sie verheirathen, so werde ich die Maßregeln ergreifen, die mir geeignet scheinen, ihr einen Mann zu verschaffen, wie er sich für den Rang unseres Hauses geziemt; suche du aber indes auszukundschaften, ob sie etwa verliebt ist, und sieh, ob du von ihr erfragen kannst, welcher Gemahl ihr wohl der Liebste wäre. Madonna Giovanna versprach zu thun was sie könne, verfehlte auch nicht, sowohl bei der Tochter als bei den übrigen Hausgenoßen nach bestem Wißen und Können Nachforschungen anzustellen; allein sie erfuhr nichts. Inzwischen unterhandelte Messer Antonio mit dem Grafen Paris di Lodrone, einem sehr schönen und reichen Jüngling von vier bis fünf und zwanzig Jahren. Während diese Partie mit vieler Hoffnung günstigen Erfolgs betrieben wurde, unterrichtete Messer Antonio seine Gattin davon und diese, welcher sie gut und ehrenvoll schien, hinterbrachte es der Tochter, worüber sich Julie überaus traurig und betrübt zeigte. Als Madonna Giovanna dieß sah, war sie sehr missstimmt darüber und wuste durchaus nicht, welcher Ursache sie dieß zuschreiben solle. Nach vielen Reden, die sie mit Julien darüber gewechselt hatte, sprach sie endlich: Wohlan denn, meine Tochter, wie ich sehe, willst du keinen Mann? Ich werde mich nie vermählen, gab sie zur Antwort, indem sie hinzufügte, wenn sie nur irgend sie liebe und ihr ein wenig gut sei, so möge sie ihr nie wieder von einem Manne sprechen. Als die Mutter diese Antwort ihrer Tochter hörte, sprach sie zu ihr: Und was willst du denn, wenn du keinen Mann willst? Willst du eine Betschwester werden, oder ins Kloster gehen? Sage mir, was du vorhast! Hierauf gab ihr Julie zur Antwort, sie wolle weder Betschwester werden noch ins Kloster gehen, und wiße nicht, was sie anders wolle als sterben. Auf diese Antwort gerieth die Mutter in Staunen und Bestürzung und wuste nicht was sie sagen, geschweige thun solle. Auch die übrigen Hausgenoßen konnten nichts sagen als daß Julie seit dem Tode ihres Vetters immer sehr missstimmt gewesen, daß sie

nicht aufgehört zu klagen, sich auch nicht fernerweit an den Fenstern gezeigt habe. Madonna Giovanna hinterbrachte Alles dem Messer Antonio. Dieser berief die Tochter vor sich und redete sie, nach einem kurzen Gespräche, also an: Mein Kind, da ich nun sehe, daß du deine mannbaren Jahre erreicht hast, so habe ich dir in der Person des Grafen di Lodrone einen sehr edeln, reichen und schönen Bräutigam ausgesucht; bereite dich also, ihn zu heirathen und meinen Willen zu ehren, denn eine so anständige Verbindung findet sich nicht alle Tage. Hierauf antwortete Julie freimüthig und mit mehr Entschloßenheit als sich für eine Tochter geziemte, sie wolle sich nicht verheirathen. Der Vater stutzte und gerieth in so heftigen Zorn, daß er nahe daran war, sie zu schlagen; er drohte ihr aber in strengen und bittern Worten und schloß damit, ob sie wolle oder nicht, so werde sie sich anschicken, binnen drei bis vier Tagen mit der Mutter und andern Verwandten nach Villa Franca zu gehen: dort werde sie Graf Paris mit seiner Gesellschaft besuchen kommen; sie solle ihn freundlich empfangen und keinen Widerstand blicken laßen, wenn sie nicht wolle, daß er ihr den Hals breche und sie zum unglücklichsten Kinde mache, das je zur Welt geboren worden.

Was in Julien vorgieng und welche Gefühle sie ergriffen, mag sich denken, wer jemals die Flamme der Liebe empfunden hat Sie war so betäubt, daß sie recht eigentlich vom Blitze getroffen schien. Doch bald kehrte sie zu sich selbst zurück und benachrichtigte durch Bruder Lorenzos Vermittlung Romeo von ihrer Lage. Dieser schrieb ihr zurück, sie solle gutes Muthes sein, er werde nächstens kommen, sie aus dem Hause ihres Vaters zu entführen und nach Mantua zu bringen. Indessen war sie genöthigt, sich nach Villa Franca zu begeben, wo der Vater ein sehr schönes Landgut besaß. Sie gieng dahin mit jener Seelenfreude, welche die Verurtheilten empfinden, wenn man sie ausführt, um sich an den Galgen knüpfen zu laßen. Dort sah sie Graf Paris in der Kirche während der Messe und obgleich sie mager, bleich und abgehärmt aussah, so gefiel sie ihm doch, weshalb er sich nach

Verona begab und mit Messer Antonio den Heirathsvertrag ins Reine brachte. Als Julie nach Verona zurückkehrte, kündigte ihr der Vater an, er habe mit Graf Paris den Ehevertrag abgeschloßen; darauf ermahnte er sie guter Dinge zu sein und sich zu erheitern. Sie that sich Gewalt an, hielt die Thränen zurück, welche ihre Augen füllten, und antwortete nichts. Bald darauf erfuhr sie, daß man die Hochzeit auf die bevorstehende Mitte Septembers anberaumt habe, und in ihrer Rathlosigkeit bei so dringenden Umständen beschloß sie, selbst zu Bruder Lorenzo zu gehen und sich mit diesem zu berathen, wie sie der schon fest beschloßenen Heirath ausweichen möge. Das Fest der glorreichen Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau und Mutter unsers Erlösers stand nahe bevor; diese Gelegenheit benutzte Julie, gieng zu ihrer Mutter und sprach: Liebe Mutter, ich weiß mir nicht zu erklären, woher diese heftige Schwermuth rühre, die mich ergriffen hat, denn seit dem Tode Tebaldos konnte ich nie wieder fröhlich sein und täglich scheint es ärger und ärger zu werden, und nichts ist, das mich erheitern mag. Deswegen hab ich gedacht, bei diesem gebenedeiten und heiligen Feste der Himmelfahrt unserer Schutzherrin Jungfrau Maria zur Beichte zu gehen: vielleicht daß ich auf diesem Wege einige Linderung meiner Qualen erringe; was sagt ihr dazu, meine theure Mutter? Dünkt es euch wohlgethan, mein Vorhaben auszuführen? Oder wißt ihr mir einen beßern Rath, so gebt ihn mir, denn ich selbst weiß nicht wo mir der Kopf steht.

Madonna Giovanna, die eine gute Frau und sehr fromm war, freute sich den Vorsatz ihrer Tochter zu vernehmen, ermahnte sie, ihren Entschluß auszuführen und belobte ihren Einfall von ganzem Herzen. Sie giengen also zusammen nach San Francesco, ließen den Bruder Lorenzo rufen, welcher sogleich erschien und in dem Beichtstuhl Platz nahm, worauf Julie von der andern Seite ihm entgegen kam und ihn also anredete: Mein Vater, Niemand auf der Welt mag beßer wißen als ihr, was zwischen mir und Romeo vorgegangen ist, und deshalb ist es nicht nöthig, daß ich

es euch wiederhole. Ihr werdet euch auch erinnern, den Brief gelesen zu haben, den ich euch sandte, um ihn zu lesen und dann an Romeo zu befördern und in welchem ich schrieb, wie mein Vater mich dem Grafen Paris di Lodrone zur Gattin versprochen habe. Romeo antwortete mir, er werde kommen und machen, aber Gott weiß, wann? Jetzt steht es so, daß sie beschloßen haben, die Hochzeit diesen nächsten September zu feiern, und ich werde gezwungen werden. Und weil die Zeit drängt und ich kein Mittel sehe, mich von diesem Lodrone loszuwinden, der mir ein Räuber (ladrone) und Mörder scheint, weil er fremdes Gut zu rauben trachtet, bin ich hiehergekommen, euch um Rath und Hülfe zu bitten. Ich möchte mich nicht gern in diesem: Ich werde kommen und Ich werde machen, das mir Romeo schreibt, verfangen, denn ich bin Romeos Weib, habe die Ehe vollzogen und kann keinem Andern als ihm gehören; und wenn ich auch könnte, so wollte ich nicht, da ich ihm allein ewig anzugehören gesonnen bin. Darum bedarf ich eurer Hülfe und eures Raths. Aber hört, was mir in den Sinn gekommen ist, zu thun: Ich wollte, mein Vater, daß ihr mir Beinkleider und Jacke verschafftet und was sonst noch zur männlichen Tracht gehören mag, damit ich so bekleidet am späten Abend, oder Morgens in aller Frühe unerkannt Verona verlaßen könne; alsdann würde ich mich von hier nach Mantua begeben und in dem Hause meines Romeo Schutz suchen.

Als der ehrwürdige Bruder dieß nicht allzu meisterlich gesponnene Märchen hörte, das ihm gar nicht zusagte, sprach er: Meine Tochter, dein Vorsatz ist nicht ausführbar; du würdest dich zu großen Gefahren Preis geben: du bist ein junges, zärtlich erzogenes Kind; wie wolltest du die Anstrengungen der Reise ertragen, da du nicht gewohnt bist, zu Fuße zu gehen? Ferner weist du den Weg nicht, und würdest die Kreuz und Quer in der Irre laufen. Sobald dein Vater erführe, daß du im Hause nicht zu finden seist, würde er nach allen Thoren der Stadt und auf alle Straßen des Stadtgebiets Boten aussenden, und ohne Zweifel würden sie dich bald finden. Wenn sie dich nun nach Hause bräch-

ten, würde dein Vater dich nicht um die Ursache fragen, warum du in Männertracht die Stadt verlaßen habest? Ich weiß nicht, wie du die Drohungen ertragen wolltest, womit sie dich bestürmen und vielleicht gar die Schläge, welche dir die Deinigen geben würden, um hinter die Wahrheit zu kommen; und dieser Schritt, der dich zu deinem Romeo führen sollte, würde dir die Hoffnung rauben, ihn je wieder zu sehen.

Bei diesen glaubhaften Worten des Bruders beruhigte sich Julie und versetzte: Da mein Entschluß, mein Vater, euch nicht räthlich scheint, und ich glaube euch gern, so rathet ihr mir denn und lehret mich, diesen verschlungenen Knoten zu lösen, der mich Unglückliche jetzt befangen hält, damit ich mich mit möglichst geringen Beschwerden mit meinem Romeo zusammen finde, ohne den zu leben mir unmöglich ist. Und wenn ihr mir in anderer Weise nicht beistehen könnt, so helft mir nur, daß ich, wenn mir versagt ist, Romeo anzugehören, wenigstens keinem Andern zu Theil werde. Romeo hat mir gesagt, daß ihr Arzneien aus Kräutern und andern Dingen zu bereiten versteht, und daß ihr ein Waßer braut, das in zwei Stunden ohne alle Schmerzen den Tod giebt. Gebt mir dessen so viel als hinreicht, um mich aus den Händen dieser Räuber zu befreien, da ihr mich auf keine andere Weise Romeon zu erhalten wißt. Da er mich liebt, wie ich weiß daß er thut, so wird er es lieber zufrieden sein, daß ich sterbe, als daß ich einem Andern zu Theil werden sollte. Ueberdieß befreit ihr mich von einer großen Schande und zugleich mein ganzes Haus, denn wenn kein anderer Weg ist, mich aus diesem stürmischen Meere zu retten, das ich auf leckem, steuerlosem Boote befahre, so verpfände ich euch meine Ehre und werde sie zu lösen wißen, daß ich in einer Nacht mit einem scharfen Meßer gegen mich selbst wüthen und die Adern meines Halses durchschneiden werde: denn ich bin entschloßen, lieber zu sterben als die eheliche Treue gegen Romeo zu brechen.

Bruder Lorenzo war ein sehr großer Experimentenmacher, der zu seiner Zeit sehr viele Länder bereist und sich ein Vergnügen

daraus gemacht hatte, mancherlei Dinge zu versuchen und zu lernen; und vor Allem kannte er die Kräfte der Kräuter und Steine und war einer der grösten Scheidekünstler, die zu jener Zeit lebten. Unter andern wuste er gewisse schlaferregende Bestandtheile zu mischen und einen Teig daraus zu kneten, aus welchem er dann ein feines Pulver von wunderbarer Kraft bereitete. Wer es mit ein wenig Waßer vermischte und trank, den versenkte es binnen einer oder zwei Viertelstunden in einen so festen Schlaf, betäubte seine Lebensgeister und richtete ihn dergestalt zu, daß kein Arzt, so gelehrt und erfahren er auch sein mochte, ihn nicht für todt gehalten hätte. In diesem süßen Tode hielt es Den, der es getrunken hatte, wenigstens vierzig Stunden oder länger befangen, nach Maßgabe der größern oder geringern Dosis, welche er davon nahm, und des Temperaments des Trinkers. Nachdem aber das Pulver seine Wirkung gethan hatte, erwachte er, nicht anders als aus einem langen süßen Schlaf, und fühlte nichts von Beschwerde oder schädlicher Nachwirkung.

Da nun Bruder Lorenzo den Entschluß klärlich vernahm, welchen das unglückliche junge Weib gefaßt hatte, ward er so von Mitleid ergriffen, daß er mit vieler Mühe die Thränen zurückhielt, und mit bewegter Stimme sprach: Du must nicht von Sterben sprechen, meine Tochter, denn ich versichere dich, wenn du eines Tages stirbst, daß von da keine Rückkunft mehr sein wird, bis auf den Tag des allgemeinen Gerichts, wo wir mit allen den Todten auferstehen werden. Du sollst leben so lange es Gott dem Herrn gefällt: er hat uns das Leben gegeben, er erhält es uns, er nimmt es zurück, wenn es ihm gefällt. Darum verbanne diesen Gedanken der Schwermuth von dir. Du bist jung und solltest dich freuen noch zu leben und deinen Romeo zu genießen. Wir werden zu Allem Mittel finden, zweifle nicht. Wie du siehst, bin ich in dieser herrlichen Stadt durchgehend bei Allen wohl angeschrieben und im besten Ruf. Wenn man erführe, daß ich bei deiner heimlichen Vermählung mitgewirkt habe, so würde es mir Schaden und unendliche Schande bereiten. Wie nun gar, wenn ich dir

Gift gäbe? Ich habe keins, und wenn ich es hätte, so würde ich dir keins geben, denn die Todsünde würde Gott zu bitter beleidigen und überdieß wäre alles Zutrauen, das ich genieße, verloren. Du wirst leicht begreifen, daß für gewöhnlich wenig Dinge von Wichtigkeit hier vorgehen, die ich durch mein Ansehen nicht vermittelt hätte. Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß der Fürst unserer Stadt sich in einer Unterhandlung von der höchsten Wichtigkeit meiner bediente. Ich will mich also gern, meine Tochter, für dich und Romeo abmühen und zu deinem Heil werde ich schon Mittel finden, daß du deines Romeo bleibst, nicht dieses Lodrone, und daß du auch nicht zu sterben brauchst; aber wir müßen es so einrichten, daß Niemand in der Welt je etwas davon erfährt. Dir aber geziemt es, Hoffnung und Vertrauen zu schöpfen und dich zu entschließen, Alles zu thun was ich dir rathe, da du in keiner Weise auch nur den allergeringsten Schaden davon zu befahren hast. Vernimm das Weitere. Hier begann der Bruder Julien von seinem Pulver und dessen Kraft zu sprechen, und daß er es mehrmals versucht und stäts bewährt gefunden habe. Meine Tochter, sprach Lorenzo, dieses Pulver ist so köstlich und von so herrlicher Wirkung, daß es dich ohne allen Schaden so lange schlafen macht als ich dir sagte; und so lange du in dem allerruhigsten Schlafe daliegst, möchten dich Galenus, Hippokrates, Messue, Avicenna und die ganze Schule der unvergleichlichsten Aerzte sehen und dir den Puls fühlen, sie würden Alle einstimmig urtheilen, du seist todt. Doch sobald du es verdaut hast, wirst du von diesem künstlichen Schlafe so schön und gesund erstehen, wie du pflegst, wenn du des Morgens aus deinem Bettchen steigst. Trinkst du dieses Waßer gegen Anbruch des Tages, so schläfst du bald darauf ein, und zur Stunde des Aufstehens werden die Deinigen, die dich schlafen sehen, dich wecken wollen und nicht können. Du wirst eiskalt sein, dein Puls wird stille stehen. Aerzte und Verwandte, die sie herbeirufen, werden dich einstimmig für todt erklären, und so werden sie dich gegen Abend bestatten und dich in die Gruft der Cappelletti bringen. Hier wirst du die Nacht und

den folgenden Tag in süßem Schlummer liegen. Die Nacht darauf komme ich mit Romeo dich abzuholen: denn diesen werde ich durch einen Eilboten von dem Vorgang unterrichten. Dann wird er dich auf verborgenen Wegen nach Mantua führen und dich dort versteckt halten bis dieser gesegnete Friede zwischen den Deinen und Seinen erklärt wird: denn ich getraue mich ihn bald zu Stande zu bringen. Wenn du diesen Weg nicht gehst, so weiß ich nicht wie ich dir anders helfen soll. Aber schau, ich habe dir schon gesagt, du must verschwiegen sein und dieß für dich behalten; sonst würdest du meine und deine Sachen verderben.

Julie, die in einen glühenden Ofen gegangen wäre, um ihren Romeo zu finden, geschweige denn in ein Begräbniss, maß den Worten des Bruders vollkommenen Glauben bei, willigte ohne weitere Ueberlegung ein und sprach: Mein Vater, ich will Alles thun was ihr mir sagt, ich lege mein Geschick in eure Hände; zweifelt nicht, daß ich von dem Allen Niemand eine Silbe sagen, sondern völlig verschwiegen sein werde. Der Bruder lief rasch in seine Kammer und brachte Julien etwa einen Löffel voll dieses Pulvers, in ein wenig Papier eingewickelt. Julie nahm das Pulver, steckte es in einen Beutel und dankte dem Bruder Lorenzo vielmals. Da es ihm aber schwer fiel zu glauben, daß ein so junges Geschöpf den Muth und die Kühnheit haben werde, sich in ein Grab unter Todte verschließen zu laßen, so sprach er: Sage mir, meine Tochter, wirst du dich nicht vor deinem Vetter Tebaldo fürchten, der erst kürzlich ums Leben kam, und in der Gruft, wo sie ihn beigesetzt haben, liegen und ganz abscheulich riechen muß? Mein Vater, antwortete das beherzte junge Weib, darüber seit außer Sorgen, denn wenn ich mitten durch alle grausamen Qualen der Hölle schreiten sollte und meinen Romeo zu finden hoffte, so würde ich das ewige Feuer nicht scheuen. So sei es denn in unseres Herrgotts Namen, sprach Lorenzo.

Julie kehrte fröhlich zu ihrer Mutter zurück und auf dem Heimwege sprach sie zu ihr: Mutter, ich sage euch fürwahr, dieser Bruder Lorenzo ist ein heiliger Mann! Er hat mich mit

seinen süßen, frommen Worten so getröstet, daß er mich fast ganz aus der heftigen Schwermuth herausgesprochen hat, an der ich litt. Er hat mir eine Predigt gehalten, die so andächtig war und so genau auf mein Uebel passte, als sich einer nur vorstellen mag. Als Madonna ihre Tochter so ungewöhnlich heiter sah und ihre Worte vernahm, wuste sie sich kaum zu laßen vor Freude über die heitere und getröstete Stimmung der Tochter und antwortete ihr: Mein liebes Kind, Gott segne dich, ich bin sehr froh, daß du endlich anfängst, dich zu ermuntern; wir sind unserm geistlichen Vater für diese Wohlthat unendlich verpflichtet. Wir müßen ihn werth halten und mit unsern Almosen unterstützen, denn das Kloster ist arm und bittet alle Tage Gott für uns. Erinnere dich manchmal an ihn und schicke ihm irgend ein gutes Klostergericht.

Madonna Giovanna glaubte in der That, bei dem Scheine von guter Laune, welchen Julie blicken ließ, sie sei von ihrer frühern Schwermuth geheilt, und hinterbrachte dieß ihrem Gemahl, worüber sich denn Beide sehr zufrieden und beruhigt fühlten und den Verdacht fahren ließen, daß sie wohl in irgend Jemand verliebt sein möge. Zwar konnten sie sich die Ursache ihres langen Missmuths noch nicht erklären; aber sie dachten, der Tod ihres Vetters oder sonst ein auffallendes Ereigniss habe sie bekümmert. Darum und weil sie ihnen noch zu jung schien, würden sie ihr gern, wenn es sich mit Ehren hätte thun laßen, noch in einigen Jahren keinen Mann gegeben haben; aber die Sache mit dem Grafen war schon zu weit vorgerückt, als daß man ohne Aufsehen das einmal Abgemachte und Beschloßene hätte widerrufen können. Der Tag der Hochzeitfeier wurde bestimmt und Julie mit prächtigen und reichen Gewändern und Juwelen ausgestattet. Sie war guter Dinge, lachte und scherzte und konnte die Stunde kaum erwarten, wo sie das Waßer mit dem Pulver trinken sollte. In der Nacht nach dem Sonnabende, wo sie am Sonntag darauf öffentlich vermählt werden sollte, hielt sie sich selbst, ohne Jemand ein Wort zu sagen, einen Becher mit Waßer bereit, und setzte

ihn, ohne daß es die alte Amme bemerkte, sich zu Häupten des Bettes. Sie schlief wenig oder nicht in dieser Nacht, da mannigfaltige Gedanken ihre Seele durchkreuzten. Als darauf die Morgendämmerung zu nahen begann, in welcher sie das Waßer mit dem Pulver zu sich nehmen sollte, begann ihre Einbildungskraft ihr die Gestalt Tebaldos vorzuführen, wie sie ihn gesehen hatte mit der Wunde im Halse, ganz mit Blut übergoßen. Bei dem Gedanken, daß sie an seiner Seite oder gar neben ihm begraben werden solle und daß in jener Gruft so viel Leichen, so viel nackte Gebeine seien, lief ihr ein eiskalter Schauder über den Leib, ihr Haar sträubte sich empor und von Furcht überwältigt zitterte sie wie ein Blatt im Winde. Nun goß sich ein eisiger Schweiß über alle ihre Glieder aus und jeden Augenblick wähnte sie, von jenen Todtengerippen in tausend Stücke zerrißen zu werden. In dieser Furcht verharrte sie lange unschlüßig was sie thun solle. Darauf erholte sie sich wieder ein wenig und sprach zu sich selbst: Weh mir, was will ich thun? Wozu laße ich mich verleiten? Wenn ich nun erwachte ehe der Bruder mit Romeo käme, was würde aus mir? Wie sollte ich den Gestank ertragen, den der verweste Leichnam Tebaldos verbreiten muß, da ich zu Hause nicht den mindesten übeln Geruch ertragen kann? Wer weiß, was für Schlangen und tausenderlei Würmer in jenem Gewölbe umherkriechen mögen, die ich in den Tod fürchte und verabscheue? Da ich nie das Herz faßen konnte, sie anzusehen, wie werde ich es aushalten können, wenn sie mich umgeben und berühren? Und hab ich nicht so oft und manches Mal sagen hören, was für erschreckliche Dinge sich des Nachts ereignet haben in solchen Beinhäusern, ja selbst in den Kirchen und auf den Gottesäckern?

In dieser Furcht führte ihr die Einbildungskraft so mancherlei Schrecken vor, daß sie fast Willens war, das Pulver nicht zu trinken, und wenig fehlte, so hätte sie es auf die Erde ausgegoßen; mancherlei seltsame Gedanken rasten durch ihr Gehirn, die ihr bald zuredeten den Trank zu nehmen, bald ihr tausend gräßliche Bilder vor die Seele führten. Nachdem sie noch eine Weile in Fieber-

träumen gefaselt hatte, siegte zuletzt die mächtige, glühende Liebe zu ihrem Romeo, deren Gewalt in der Trübsal nur wuchs, und als im Osten das Morgenroth begonnen hatte sein stralendes Haupt zu erheben, verjagte sie alle widerstrebenden Vorstellungen und trank das im Waßer aufgelöste Pulver in einem Schluck muthig hinunter; dann begab sie sich wieder zur Ruhe, und es währte nicht lange, so schlief sie ein. Die Alte, welche bei ihr schlief, hatte zwar bemerkt, daß ihre Pflegetochter die ganze Nacht hindurch wenig oder nichts geschlafen; es war ihr aber entgangen, welchen Trank sie zu sich genommen hatte: sie erhob sich also und gieng, wie sie gewohnt war, ihre häuslichen Geschäfte zu verrichten. Als dann die Stunde kam, wo Julie aufzustehen pflegte, kehrte die Alte in die Kammer zurück und sprach, indem sie hineintrat: Geschwind, geschwind, es ist Zeit Aufstehens. Dann öffnete sie die Fenster und als sie sah, daß Julie sich nicht rührte noch Miene machte, aufzustehen, trat sie zu ihr, rüttelte sie und sprach: Auf, auf, Siebenschläferchen, erhebe dich; aber die gute Alte predigte tauben Ohren. Nun fieng sie an, sie aus allen Kräften zu rütteln und zu schütteln, sie bei der Nase zu ziehen und zu kneifen; aber alle Anstrengung blieb vergebens. Alle ihre Lebensgeister waren so gebunden, daß die erschütterndsten, gewaltsamsten Donnerschläge sie mit all ihrem Krachen nicht erweckt hätten. Darüber erschrak die arme Alte heftig: denn da sie sah, daß sie nicht mehr oder minder Empfindung blicken laße als ein Leichnam gezeigt hätte, so hielt sie sich für überzeugt, Julie sei todt, und lief, außer sich vor Schmerz und Betrübniss, unter den bittersten Thränen hinweg, Madonna Giovanna aufzusuchen, welcher sie, durch den Mangel des Athems und das Uebermaß der Schmerzen verhindert, kaum die Worte sagen konnte: Madonna, eure Tochter ist todt!

Die Mutter lief mit hastigen Schritten und unter unendlichen Thränen nach der Kammer der Tochter und da sie dieselbe in dem beschriebenen Zustande fand, mag man leicht ermeßen, von welchem Jammer, welchen maßlosen Schmerzen sie ergriffen wurde. Die Stimme ihrer Wehklage, welche sie bis zu den Sternen

schickte, würde Steine zum Erbarmen gerührt und Tiger besänftigt haben, wenn der Verlust ihrer Jungen sie zur äußersten Wuth gereizt hätte. Das Jammern und Wehrufen der Mutter und der Amme, das im ganzen Hause gehört wurde, versammelte alle Hausgenoßen an dem Orte, wo sie vernommen wurden. Auch der Vater lief hinzu, und als er die Tochter kälter als Eis und ohne das geringste Zeichen von Leben fand, wär er fast vor Schmerzen gestorben. Das Gerücht verbreitete sich, und bald war die ganze Stadt davon erfüllt. Die Verwandten und Freunde kamen herbei und je voller das Haus von Menschen wurde, desto lauter ward das Wehklagen und Jammern. Man schickte sogleich nach den berühmtesten Aerzten der Stadt, welche alle Mittel anwandten, die sie für tauglich und heilbringend hielten; aber mit all ihrer Kunst weder Hülfe noch irgend eine Wirkung hervorbrachten, und da sie hörten, wie das Fräulein ihre letzten Tage verbracht habe, daß sie nichts gethan als weinen und seufzen, so stimmten sie alle in der Meinung überein, daß in der That das Uebermaß des Leides sie erstickt und getödtet habe. Darüber verdoppelte sich das endlose Weinen und in ganz Verona härmte sich fast Jedermann über einen so grausamen, jähligen Tod; aber von Allen war es die unselige Mutter, welche am Bittersten weinte und jammerte und keinerlei Trost annehmen wollte. Dreimal fiel sie über den Küssen in Ohnmacht, womit sie die Tochter überhäufte, und schien so todt als sie. Das fügte Schmerz zu Schmerz und Jammer zu Jammer. Viel Frauen umgaben sie, welche sich alle bestrebten, sie so gut sie konnten zu trösten; aber sie hatte ihrem Schmerz die Zügel so verhängt und sich so ganz seiner Gewalt übergeben, daß sie in ihrer Verzweiflung nicht vernahm was man ihr sagte und nichts that als weinen und schluchzen, indem sie von Zeit zu Zeit einen Schrei bis zum Himmel ausstieß und sich wie wahnsinnig die Haare raufte. Eben so bekümmert war Messer Antonio, und je weniger er seinem Schmerz durch Thränen Luft machte, desto mehr gewann er innerlich an Heftigkeit. Er hatte die Tochter auf das Zärtlichste geliebt, und sein Schmerz war grenzen=

los; weil er aber verständiger war, wuste er ihn mehr zu beherschen.

An demselben Morgen schrieb Bruder Lorenzo dem Romeo ausführlich über die Maßregel mit dem Pulver und was daraus erfolgt sei: die nächstfolgende Nacht werde er Julien aus dem Begräbniß holen und nach seiner Zelle bringen. Er solle suchen, verkleidet nach Verona zu kommen, wo er ihn morgen gegen Mitternacht erwarte; das Weitere könnten sie dann überlegen und nach Gutbefinden beschließen. Hierauf siegelte er den Brief zu und übergab ihn einem, ihm ganz zugethanen Bruder, welchem er auf das Dringendste einschärfte, noch heute nach Mantua zu gehen, den Romeo Montecchio aufzusuchen und ihm und keinem Andern den Brief zu übergeben, wer es auch sein möge. Der Bruder gieng und gelangte ziemlich zeitig nach Mantua, stieg beim Kloster San Francesco ab und ließ sein Pferd nach dem Stalle bringen, während er den Pater Guardian aufsuchte, um sich zur Besorgung seiner Geschäfte einen Begleiter durch die Stadt zu erbitten. Hiebei erfuhr er, daß kurz vorher einer der Brüder dieses Klosters gestorben sei, und weil sich einige Spuren der Pest gezeigt, hatte das Gesundheitscollegium geurtheilt, jener Bruder sei ohne Zweifel an der Pest gestorben, um so mehr, als man eine Beule von der Größe eines Eies an ihm entdeckt hatte, welches man für das sicherste und untrüglichste Zeichen irgend einer pestartigen Krankheit hielt. Nun geschah es, daß in dem Augenblicke, wo der Bruder aus Verona den Begleiter begehrte, die Beamten der Gesundheitspolizei erschienen und dem Pater Guardian im Namen des Herrn der Stadt unter Androhung der härtesten Strafen befahlen, so lieb ihm die Gnade des Fürsten sei, Niemand unter irgend einem Vorwande aus dem Kloster zu laßen. Der aus Verona gekommene Bruder wollte einwenden, er sei erst in diesem Augenblicke angelangt und habe sich mit Niemanden befaßt; aber er bemühte sich vergebens: er muste wider Willen mit den andern Brüdern im Kloster zurückbleiben, daher er jenen wichtigen Brief an Romeo nicht bestellen noch ihm irgend etwas sagen laßen konnte.

Dieß ward, wie man bald hören wird, die Ursache großen Uebels und unermeßlichen Unglücks.

In Verona bereitete man unterdes die feierliche Bestattung des todtgeglaubten Fräuleins: es ward beschloßen, dieß solle noch an demselben Tage und zwar am späten Abend geschehen. Als Pietro, Romeos Diener, die Nachricht vernahm, Julie sei todt, entsetzte er sich und beschloß, sich nach Mantua zu begeben, zuvor jedoch die Stunde ihres Begräbnisses abzuwarten, damit er sie selbst bestatten sehe und seinem Herrn sagen könne, er habe die Todte mit eigenen Augen geschaut. Alsdann gedachte er die Stadt noch am Abend zu verlaßen, die ganze Nacht durch zu reiten und am Morgen bei Eröffnung der Thore in Mantua einzutreffen. Am Abend ward also zum allgemeinen Kummer von ganz Verona die Todtenbahre mit Juliens Leiche erhaben und mit feierlichem Aufzuge der gesamten Geistlichkeit und aller Brüderschaften der Stadt nach San Francesco gebracht. Pietro war wie betäubt und vor Erbarmen mit seinem Herrn, von dem er wuste, daß er sie einzig und allein geliebt habe, so ganz besinnungslos, daß ihm nicht einfiel, hineinzugehen und mit Bruder Lorenzo zu sprechen, wie er sonst wohl zu thun pflegte. Wäre das geschehen, so würde er die Verabredung mit dem Pulver erfahren und sie Romeo hinterbracht haben, in welchem Falle alle die traurigen Ereignisse vermieden worden wären, die sich weiter begaben. Doch sobald er Julien auf der Bahre erblickt und sehr wohl erkannt hatte, stieg er zu Pferde und ritt einen guten Trab bis Villa Franca, wo er anhielt, um sein Pferd zu erfrischen und ein Weilchen zu schlafen. Dann erhob er sich wohl mehr als zwei Stunden vor Tage, traf gegen Sonnenaufgang in Mantua ein und begab sich in das Haus seines Herrn. Doch kehren wir nach Verona zurück.

Das Fräulein ward in die Kirche gebracht, und als die bei solchen Leichenbegängnissen gebräuchlichen feierlichen Todtengesänge abgehalten waren, wurde sie gegen Mitternacht in die Todtengruft gesenkt. Die Gruft war von Marmorsteinen, sehr geräumig und

lag vor der Kirche bei einem Gottesacker: von der einen Seite stieß sie an eine Mauer, die ohngefähr drei bis vier Ellen Länge und ziemlich hoch von der Erde mehrere Löcher hatte, die nach einem andern Beinhause führten und durch welche man, wenn ein Leichnam in einen der Särge gelegt wurde, die Gebeine der früher darin Begrabenen bei Seite schaffte. Als der Sarg geöffnet wurde, ließ Lorenzo den Leichnam des Tebaldo in einen Winkel der Gruft bringen. Da er immer sehr hager gewesen war und im Tode all sein Blut verloren hatte, so war er nur wenig verweset und roch nicht sehr. Darauf befahl er, da ihm die Sorge für das Begräbniß des Fräuleins übertragen war, den Sarg auszukehren und zu reinigen, ließ dann die Scheintodte so sanft als nur möglich hineinbringen, legte ihr ein weiches Kissen unter das Haupt und gebot das Begräbniß zu schließen.

Als Pietro das Haus seines Herrn betrat, fand er Romeo noch im Bette; als er aber vor ihn kam, konnte er vor Schluchzen und Weinen kein Wort sprechen. Schreck und Erstaunen ergriffen Romeo: er fürchtete nicht die wirklich ergangenen sondern andere Unfälle, und rief ihm wiederholt zu: Pietro, was ist dir? Welche Nachrichten bringst du mir von Verona? Wie geht es meinem Vater und den übrigen Meinen? Sprich, halt mich nicht länger in dieser Spannung: was kannst du haben, daß du so betrübt bist? Rasch, spute dich! Pietro bewältigte endlich seinen Schmerz und kündigte ihm mit gebrochener Stimme und abgerißenen Worten den Tod Juliens an: er selbst habe sie begraben sehen und man sage, sie sei vor Schmerz gestorben.

Diese schreckliche, grausame Botschaft brachte Romeo eine Weile ganz außer sich; dann sprang er wie ein Wahnsinniger aus dem Bette und rief: O Verräther Romeo, du Treuloser, Verbrecher! Du aller Undankbaren Undankbarster! Nicht der Schmerz hat deine Gattin getödtet, denn vor Schmerz stirbt man nicht: nein du, Grausamer, bist ihr Henker, bist ihr Würger gewesen; du bist es, der sie ums Leben gebracht hat. Sie schrieb dir ja, sie wolle lieber sterben als eines Andern Gattin werden: du

möchtest kommen und kein Mittel scheuen, sie aus dem Hause ihres Vaters zu bringen; und du Vergeßener, Träger, Liebloser, du elender Hund versprachst ihr, du werdest kommen, werdest machen, sie solle sich nur zufrieden geben, und ließest einen Tag nach dem andern verstreichen und konntest dich nicht entschließen zu thun was sie wollte. Jetzt bist du mit den Händen in die Kohlen gefahren und Julie ist todt; Julie ist todt und du lebst noch? Ach, Verräther, wie oft hast du ihr geschrieben und mündlich gesagt, daß du ohne sie nicht leben könntest, und dennoch lebst du noch! Wo denkst du daß sie nun sei? Unstät irrt sie umher und harrt bis du ihr folgst, und spricht zu sich selbst: Dieser Lügner, dieser trügerische Liebhaber, treulose Gatte, der bei der Nachricht von meinem Tode fortfährt zu leben! O vergieb, vergieb mir, meine theure Gattin, ich bekenne die Größe meiner Schuld! Aber weil der grimmige, unermeßliche Schmerz, den ich fühle, nicht hinreicht, mir das Leben zu nehmen, so will ich selbst das Amt versehen, das der Schmerz versehen sollte. Dem Schmerz und dem Tode zum Trotze, die mich nicht umbringen wollen, will ich mir selber den Tod geben. Mit diesen Worten streckte er die Hand nach dem Schwerte, das zu Häupten seines Bettes lehnte, zog es rasch aus der Scheide, wandte es gegen seine Brust und setzte sich die Spitze an das Herz. Aber der getreue Pietro fuhr rasch hinzu, verhinderte den Selbstmord und riß ihm die Waffe auf einen Griff aus der Hand. Dann sprach er zu ihm, wie im ähnlichen Falle jeder getreue Diener zu seinem Herrn sprechen würde, schalt ihn freimüthig über eine so große Thorheit aus, tröstete ihn so gut er konnte und wuste, indem er ihn ermahnte, sich zum Leben zu entschließen, da doch kein menschlicher Beistand vermögend sei, seiner todten Gattin zu helfen. Den Romeo hatte die erhaltene grausame Botschaft von diesem niegeträumten Unfall so betäubt, daß er fast versteinert und in Marmor verwandelt schien und keine Thräne seinen Augen entrinnen mochte; wer ihm ins Antlitz sah, hätte geschworen, daß er mehr einer Bildsäule als einem Menschen gleiche. Doch währte es nicht lange, so rannen ihm die Thränen

in solchem Ueberfluße von den Wangen nieder, daß er ein lebendiger Bronnen schien, der aus quellenden Röhren Waßer sprudle; die Worte, die er unter Weinen und Seufzen hervorschluchzte, würden das härteste Demantherz zum Mitleid erweicht haben, das je in der Brust eines Barbaren geschlagen. Als hierauf sein innerer Schmerz sich Luft gemacht, begann Romeo, unter mancherlei Gedanken sich seinen bittern Qualen Preis zu geben und verzweifelten, unseligen Entschlüßen Raum zu verstatten. Von Neuem vermaß er sich, da seine theure Julie gestorben sei, unter keiner Bedingung länger leben zu wollen. Doch verhehlte er dieses entsetzliche Vorhaben, äußerte es mit keiner Silbe, ja erheuchelte andere Vorsätze, damit er nicht abermals von seinem Diener oder von einem Dritten an der Ausführung seiner Absicht verhindert würde. Darauf befahl er seinem Pietro, welcher allein bei ihm in der Kammer war, Niemanden ein Wort von dem Tode seiner Gattin zu sagen, und noch weniger von der Thorheit, auf die er verfallen sei, Hand an sich zu legen; und hieß ihn dann zwei rasche Pferde satteln, weil sie nach Verona wollten. Ich befehle dir, sprach er, dich sogleich und ohne Jemand ein Wort zu sagen, nach Verona aufzumachen; und wenn du dort anlangst, so sage meinem Vater nichts davon, daß ich kommen werde, sondern verschaffe mir die nöthigen Brecheisen, um die Todtengruft zu eröffnen, worin meine Gattin ruht; wenn ich dann heute Abend in Verona anlange, so komm ich geradezu in das Häuschen, das du hinter unserm Garten hast, und zwischen der dritten und vierten Stunde wollen wir nach dem Kirchhofe, denn ich will meine unglückliche Gattin, wie sie im Tode da liegt, noch einmal sehen. Am frühen Morgen verlaße ich Unseliger dann Verona; du wirst eine Strecke hinter mir her reiten: so kehren wir hieher zurück. Bald darauf sandte er Pietro ab. Als er fort war, schrieb Romeo einen Brief an seinen Vater, bat ihn um Verzeihung, daß er sich ohne seine Einwilligung vermählt habe, und erzählte ihm die ganze Geschichte seiner Liebe und die Folgen seiner Verbindung. Dann bat er ihn auf das Zärtlichste, an dem Grabe Juliens, die seine

Schwiegerochter gewesen, ein feierliches Todtenamt halten zu laßen und dieß von seinen Einkünften auf ewige Zeiten zu stiften: denn Romeo besaß einiges Vermögen, welches ihm eine Muhme, da sie starb, in ihrem Testamente hinterlaßen, das ihn zum Erben ernannte. Auch seinen Pietro bedachte er dergestalt, daß er ohne in fremde Dienste zu treten, bequem leben mochte. Diese beiden Bitten legte er seinem Vater dringend an das Herz, mit der Betheuerung, daß dieß sein letzter Wille sei. Und weil jene Muhme erst vor wenigen Tagen gestorben war, bat er seinen Vater, daß die ersten Einkünfte, welche jene Besitzungen abwerfen würden, um Gottes Willen an die Armen vertheilt werden möchten. Dann siegelte er den Brief zu und steckte ihn in den Busen. Hierauf ergriff er ein Fläschchen, das mit einem sehr giftigen Safte gefüllt war, kleidete sich als einen Deutschen und stieg zu Pferde, indem er den Seinigen befahl, das Haus zu hüten: er werde morgen zeitig zurückkehren und wolle von Niemanden begleitet sein. Er verfolgte seinen Weg eifrig und traf in der Stunde des englischen Grußes in Verona ein. Hier suchte er sogleich seinen Diener auf, welcher ihn in seinem Hause erwartete und Alles getreulich besorgt hatte, was ihm anbefohlen worden. Gegen die vierte Stunde begaben sie sich mit dem Werkzeuge und Eisengeräthe, das sie für nöthig erachteten, nach der Citadelle, und kamen ohne irgend einem Hindernisse zu begegnen auf den Gottesacker der San Francescokirche. Hier fanden sie das Gewölbe, das Julien enthielt, öffneten es vorsichtig mit ihren Brecheisen und stützten die Decke mit starken Balken. Pietro hatte auf Romeos Befehl eine kleine Leuchte von der Gattung der sogenannten Blendlaternen mitgenommen, welche ihnen, als man sie aufgedeckt hatte, das Grab zu öffnen und die Decke zu stützen behülflich war.

Romeo stieg hinein und erblickte sein theures Weib, das in der That einer Leiche glich. Sogleich stürzte er ohnmächtig und dem Tode näher als sie, neben Julien nieder und blieb eine Weile besinnungslos liegen, von so heftigem Schmerz überwältigt, daß er mit dem Tode rang. Darauf erholte er sich, umarmte sein

theures Gemahl, badete unter häufigen Küssen ihr bleiches Antlitz mit den glühendsten Thränen und konnte vor Weinen kein Wort hervorbringen. Als er sich ausgeweint hatte, ergoß er sich in Worten, welche die eisernsten Herzen der Welt zu Thränen gerührt hätten. Zuletzt, entschloßen nicht länger leben zu wollen, ergriff er das Fläschchen, das er mitgenommen hatte, setzte das giftige Waßer, das es enthielt, an den Mund und schlürfte es mit einem Zuge hinunter. Dann rief er Pietro, welcher in einem Winkel des Kirchhofs stand, er möge herabkommen. Als dieser kam und sich an den Rand des Sarges lehnte, redete ihn Romeo also an: Sieh hier, Pietro, mein Weib; du weist, ob ich sie geliebt habe, ob ich sie liebe. Ich fühlte, daß ich so wenig ohne sie leben konnte als der Leib ohne die Seele leben kann. Deswegen habe ich Schlangengift mitgebracht, welches, wie du weist, kaum eine Stunde braucht, um zu tödten. Ich habe es wohlgemuth und freudig getrunken, um hier an ihrer Seite zu sterben, die ich im Leben über Alles geliebt habe; da mir nicht vergönnt war, mit ihr zu leben, so will ich doch im Tode bei ihr begraben werden. Schau hier das Fläschchen, worin das Waßer war, welches dir, wenn du dich erinnerst, jener Spoletiner in Mantua gab, der die lebenden Nattern und Schlangen zeigte. Gott wird mir seiner Barmherzigkeit und unendlichen Güte willen vergeben, denn nicht um ihn zu erzürnen hab ich mich selber umgebracht, sondern um nicht leben zu müßen ohne meine theure Gefährtin. Und obwohl du meine Augen noch voll Thränen siehst, so glaube nicht, daß ich um mich selbst und meines frühen Todes willen weine, sondern diese Thränen gelten dem herben Schmerze, den ich um ihretwillen fühle, welche ein glücklicheres, froheres Leben verdient hätte. Diesen Brief gieb meinem Vater, welchem ich geschrieben habe was ich wünsche, daß nach meinem Tode geschehe, sowohl mit diesem Begräbnisse als mit meinen Dienern in Mantua. Dich, der mir immer getreulich gedient hat, hab ich so bedacht, daß du keinem Andern zu dienen brauchst. Ich bin überzeugt, daß mein Vater Alles pünktlich vollziehen wird was ich ihm geschrieben habe.

Jetzt geh, ich fühle den nahenden Tod: das Gift des tödlichen Wassers rinnt schon verzehrend durch alle meine Adern. Hebe die Stützen von der Decke und laß mich hier neben meiner Gattin sterben.

Den guten Pietro versetzten diese Worte seines Herrn in solche Betrübniß, daß ihm das Herz in der Brust vor Leide zerspringen wollte. Er ließ es an Worten gegen seinen Herrn nicht fehlen; aber Alles war vergebens, da gegen das giftige Waßer, das schon alle Theile des kranken Körpers durchdrungen hatte, kein Mittel mehr frommen mochte. Romeo umarmte seine Julie, küsste sie unaufhörlich und erwartete so den nahen unausbleiblichen Tod, indem er Pietron wiederholt befahl, das Begräbniss zu schließen.

Julie, in welcher der Trank schon ausgewirkt hatte, erwachte in diesem Augenblicke, und da sie sich geküsst fühlte, glaubte sie, Bruder Lorenzo, der gekommen sei, sie zu wecken oder in seine Zelle zu bringen, halte sie in seinen Armen und könne dem Verlangen sie zu küssen nicht widerstehen. Wie, Bruder Lorenzo, rief sie aus, ist dieß die Treue, die ihr Romeo schuldig seid? Geht fort! und wollte sich seinen Armen entringen, als sie die Augen öffnete und Romeo erblickte, den sie wohl erkannte, obgleich er als ein Deutscher gekleidet war. Wie, seid ihr es, mein Leben? Wo ist Bruder Lorenzo? Warum bringt ihr mich nicht aus diesem Grabe? Ums Himmels willen, laßt uns hinweg!

Als Romeo seine Julie die Augen öffnen sah, sie reden hörte und sich völlig überzeugte, daß sie nicht todt sei, sondern lebe, fühlte er zugleich Freude und Schmerz im unbeschreiblichen Maß; weinend drückte er seine theure Gattin an das Herz und sprach: O du Leben meines Lebens, du Herz meines Leibes! Welcher Mensch auf Erden hat je solche Freude empfunden als ich in diesem Augenblick fühle, da ich dich lebend und gesund in meinen Armen halte, dich, die ich gewiss und ohne Zweifel für todt hielt. Aber welcher Schmerz darf sich auch meinem Schmerz vergleichen, welche grauenvolle Pein sich mit meiner Marter meßen, da ich mich

am Ziele meiner unglücklichen Tage fühle, und mir das Leben versagt in dem Augenblick, da ich mich seiner mehr als jemals freuen sollte: denn wenn ich noch eine halbe Stunde lebe, so ist das die längste Zeit, die ich hienieden zu weilen habe. Wann sind wohl jemals in einer Brust, in einem Herzen maßlose Wonne und unendlicher Schmerz so innig vereinigt gewesen, als ich in mir sie verbunden fühle? Glücklich bin ich, mit unaussprechlicher Freude und Seligkeit erfüllt es mich, dich, meine süßeste Gefährtin, lebend zu sehen, die ich todt wähnte und so bitterlich beweinte. Aber unbeschreibliches Leid und Schmerz ohne Gleichen ergreift mich, wenn ich denke, daß mir nun bald nicht mehr vergönnt sein wird, dich zu sehen, dich zu hören und bei dir zu sein, deine süße Gesellschaft zu theilen, die ich so sehnlich erwünsche. Aber die Freude, dich lebend zu sehen, überwiegt doch bei weitem den Schmerz, der mich foltert, da die Stunde herannaht, wo ich von dir scheiden muß; ich bitte Gott den Herrn, die Jahre, um die er mein unseliges Leben verkürzt, den deinigen beizufügen und dir zu vergönnen, lange, lange und glücklicher zu leben als ich, denn ich fühle, es geht zu Ende.

Als Julie die Worte vernahm, die Romeo sprach, und sich schon halb aus dem Sarge erhoben hatte, begann sie: Was für Reden sind das, mein Gatte, die ihr führt? Ist das der Trost, den ihr für mich habt? Seid ihr von Mantua gekommen, mir solche Botschaft zu bringen? Was ist euch? Was habt ihr? Da erzählte ihr der unglückliche Romeo von dem Gifte, das er getrunken habe. Weh mir, rief Julie, weh mir, was muß ich hören! Ich Unselige! So hat euch denn Bruder Lorenzo nicht geschrieben was wir zusammen verabredet hatten? Er versprach mir doch, euch Alles zu schreiben! Nun erzählte das unglückliche Weib in ihrem herzzerreißenden Leide unter Weinen, Schreien und Aechzen und halb besinnungslos vor rasenden Schmerzen Alles, was sie mit dem Bruder verabredet hatte, um nicht genöthigt zu werden, den Gatten zu nehmen, den der Vater ihr aufdringen wollte. Als Romeo dieß vernahm, steigerte es die Schmerzen und

Qualen, die er schon duldete, noch unendlich und während Julie sich bitterlich über ihr Missgeschick beschwerte und den Himmel und die Sterne und alle vier Elemente der Grausamkeit beschuldigte, erblickte Romeo die Leiche des Tebaldo, den er vor wenigen Monaten in jenem früher beschriebenen Streite getödtet, und da er ihn erkannte, wendete er sich gegen ihn und sprach: Tebaldo wo du auch sein magst, so must du wißen, daß ich dich nicht zu beleidigen dachte, und nur zu dem Streite kam, um Frieden zu stiften: denn ich ermahnte dich, die Deinigen zurückzuziehen, so würde ich die Meinigen bewegen, die Waffen ruhen zu laßen; du aber, voll von Zorn und verjährtem Haß, überhörtest meine Worte, fielst mich meuchelmörderisch an und wolltest mich tödten. So von dir bedrängt, riß mir die Geduld; entschloßen nicht zu weichen, vertheidigte ich mich, und dein böses Geschick wollte, daß ich dich umbrachte. Jetzt flehe ich dich um Verzeihung für die Wunde, die ich deinem Leibe geschlagen, und um so mehr, da ich schon dein Verwandter geworden war, durch deine Muhme, die ich zu meiner Gattin erkoren. Verlangst du Rache an mir, schau her, sie ist dir geworden. Wie kannst du eine vollere Sühne verlangen, da du siehst, daß dein Mörder sich selbst in deiner Gegenwart vergiftet hat; daß er vor deinen Augen freiwillig den Tod erwartet und an deiner Seite seine Grabstätte findet. Waren wir im Leben Feinde, so soll uns eine Gruft in Frieden vereinigen.

Bei diesen beweglichen Reden des Gatten und dem Jammer der Gattin stand Pietro wie eine marmorne Bildsäule, zweifelnd ob es Wirklichkeit sei, was er höre und sehe, ob ein Traum ihn täusche: er wuste nicht was er thun und sagen sollte, so betäubt war er. Die arme Julie, das unseligste Weib der Erde, sprach endlich nach vielen tausend Thränen zu Romeo: Da es Gott nicht gefallen hat, uns im Leben zu vereinigen, so geruhe er doch, mir hier neben euch eine Grabstätte zu gönnen, und vernehmt mein Gelübde: komme auch was da wolle, so will ich nie ohne euch diesen Ort verlaßen. Romeo nahm sie von Neuem in seinen Arm

und bat sie mit den zärtlichsten Worten, sich zu faßen und dem Leben zuzuwenden: er könne nicht getröstet sterben, wenn er ihr Leben nicht gesichert wiße, und sagte ihr noch Vieles über diesen Gegenstand. Doch schon fühlte er sich allmählich schwächer werden, schon war das Licht seiner Augen zur Hälfte erblindet und alle andern Kräfte seines Leibes so geschwunden, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Also ließ er sich gehen und sank zusammen, blickte bewegt in das Antlitz seiner trauernden Gattin und seufzte: Weh, süßes Leben, ich sterbe.

Bruder Lorenzo hatte, ich weiß nicht warum, Julien in der Nacht, wo sie begraben wurde, nicht in seine Zelle bringen wollen. In der folgenden Nacht aber, da er sah, daß Romeo nicht komme, nahm er einen vertrauten Bruder mit sich und machte sich mit seinen Brechstangen, um das Grab zu öffnen, dahin auf, wo er eben anlangte als Romeo niedersank. Da Lorenzo das Grab offen sah und Pietron erkannte, grüßte er ihn und fragte, wo Romeo sei? Julie, welche des Bruders Stimme vernahm und erkannte, erhob ihr Haupt und sprach: Gott vergeb es euch: ihr habt Romeo schön den Brief geschickt! Wohl hab ich ihn geschickt, antwortete Lorenzo, durch Bruder Anselmo, der euch bekannt ist: warum sprecht ihr also? Julie weinte bitterlich: kommt herab, sprach sie, so seht ihr es. Der Bruder stieg herab, und als er Romeo daliegen sah, der dem Tode nahe war, sprach er: Romeo, lieber Sohn, was ist dir? Romeo schlug die Augen schmachtend auf, erkannte ihn und sprach leise, er empfehle ihm seine Julie; für ihn komme Rath und Hülfe zu spät, er bereue seine Sünden und bitte Gott und ihn um Verzeihung. Große Mühe kostete es dem unglücklichen Opfer der Liebe, diese Worte hervorzubringen und leise dabei an seine Brust zu klopfen; seine Kraft verließ ihn, er schloß die Augen und starb. Wie bitter, schmerzlich und ganz unerträglich dieser Anblick der unglücklichen Gattin war, wage ich nicht zu beschreiben: wer wahrhaft geliebt hat, stelle es sich vor und versetze sich in Gedanken in die Gegenwart eines so gräslichen Schauspiels. Sie quälte sich kläglich und unnütz ab, be-

weinte ihn mit reichlichen Thränen, rief seinen geliebten Namen tausendmal in die Oede, ließ sich dann jammervoll und für todt auf die Leiche ihres Gatten sinken und blieb eine Weile ohnmächtig liegen. Lorenzo und Pietro, beide sehr bestürzt, beschäftigten sich so lange um sie bis sie wieder zu sich kam. Auf eine Hand gelehnt, ließ sie dann ihren Thränen freien Lauf, deren sie so viel vergoß als je ein Weib vergoßen, küsste die Leiche und sprach: Süßeste Herberge aller meiner Gedanken und aller Freuden, die ich je genoßen, theurer, einzig geliebter Gatte, wie bitter endet deine Süße! In der Blüthe deiner schönen und reizenden Jugend hast du deinen Lauf beschloßen und das Leben für nichts geachtet, das Alle so werth schätzen. Du wähltest den Tod, wenn Andere das Leben am meisten reizt, und bist an das Ziel gelangt, das früh oder spät Alle erreichen. Du kamst hieher, mein Gatte, deine Tage in deren Schooß zu beschließen, die du über Alles liebtest und die nichts außer dir liebt: wo du sie todt und begraben wähntest, da wolltest auch du begraben sein. Du hättest dir nie gedacht, daß diese bittern und ungeheuchelten Thränen für dich fließen würden: du ließest dir nicht träumen, daß du in jene Welt gehen und mich nicht finden würdest. Gewiss, da du mich dort nicht fandest, bist du zurückgekehrt, um zu sehen ob ich dir folge. Ja, ich fühle deinen Geist in dieser Gruft mich umschweben: schon verwundert er sich und trauert, daß ich so lange säume. Sei getrost, mein Gatte, fürchte nicht, daß ich ohne dich hier zurückbleiben wolle: ohne dich würde mir das Leben unerträglicher und qualvoller sein als alle Todesarten, die der Mensch ersinnen mag; ohne dich würde ich nicht leben, und wenn es auch Andern schiene, ich lebe noch fort, so wäre dieß Leben nichts als ein währender, martervoller Tod. Darum, mein theurer Gatte, sei ruhig, bald werd ich kommen und bei dir bleiben. In welcher Gesellschaft könnte ich dieß elende, mühvolle Leben verlaßen, die mir lieber und traulicher wäre, als wenn ich dir folge, in deine Stapfen trete. Sicherlich, in keiner!

Lorenzo und Pietro, welche sie umgaben, weinten vor un-

endlichem Mitleide; sie bemühten sich, so gut sie konnten, ihr Trost zuzusprechen; aber Alles vergebens. Meine Tochter, sprach Bruder Lorenzo, geschehene Dinge sind nicht ungeschehen zu machen: wenn Romeo mit Thränen zu erwecken wäre, wir alle würden uns in Thränen auflösen, ihn wieder zu beleben; doch es frommt kein Mittel. Tröste dich, wende dich dem Leben wieder zu und willst du nicht in deines Vaters Haus zurückkehren, so werde ich dich in ein heiliges Kloster bringen, wo du Gott dienen und für die Seele deines Romeo beten kannst. Aber sie wollte ihn gar nicht anhören, sondern verharrte trotzig in ihrem Vorhaben, härmte sich, Romeos Leben nicht mit dem eigenen erkaufen zu können, und schickte sich völlig zum Sterben an. Ihren Romeo im Schooße, sammelte sie ihre Lebensgeister und hauchte, ohne noch ein Wort zu sagen, die Seele aus.

Während sich die beiden Mönche mit Pietro um die Todte bemühten, welche sie für ohnmächtig hielten, geschah es, daß einige Gerichtsdiener, welche der Zufall dort vorbei führte, das Licht in dem Grabe gewahrten und hinzuliefen. Hier verhafteten sie die beiden Mönche nebst Pietro, und als sie das Schicksal des unglücklichen Liebespaares vernahmen, ließen sie Jene unter sicherer Bedeckung zurück und führten Letztern vor Signor Bartolomeo, welchem sie berichteten, wo sie ihn gefunden hätten. Signor Bartolomeo ließ sich die Geschichte der beiden Liebenden ausführlich erzählen, und als es inzwischen zu tagen begann, erhob er sich und wollte die beiden Leichname sehen. Das Gerücht von diesem Vorfalle verbreitete sich durch ganz Verona, so daß Groß und Klein bei dem Grabe zusammenlief. Den Mönchen und Pietro wurde verziehen und als das Leichenbegängniß, welches die ganze Stadt und die Montecchi und Cappelletti insbesondere mit der tiefsten Trauer erfüllte, auf das Prächtigste vollzogen wurde, befahl der Fürst, die Liebenden in jener selben Gruft zu bestatten. Hiedurch kam der Friede zwischen den Montecchi und Cappelletti zu Stande, der indes nicht lange währte. Romeos Vater las den Brief des Sohnes und vollzog in der äußersten Betrübniß seinen

letzten Willen genau. Auf den Grabstein der Liebenden ward folgendes Epitaphium eingehauen:

Hinüber wähnte Romeo gegangen
Sein süß Gemahl und wollte nicht mehr leben:
Da hat er sich in ihrem Schooß vergeben
Mit jenem Gift, das Namen trägt von Schlangen.

Als sie des Irrthums schwere Kund empfangen,
Beklagt sie weinend ihr geliebtes Leben,
Flucht dem Geschick und klagt mit Widerstreben
Den Himmel an, daß er sich arg vergangen.

Drauf als sie sah, nun hab er ausgelitten,
Sprach sie so todt als er: „Laß dich erbitten,
O Gott, mich nachzusenden seinen Schritten;

Den einzgen Wunsch laß, Himmel, mich erflehen:
Wohin er geht, da will ich mit ihm gehen.“
Bei diesen Worten brach ihr Herz in Wehen.

---

3. Romeo und Julie.

Zur Sagenvergleichung.

Die unglückliche Liebe Romeos und Juliens erzählt Girolamo della Corte in seiner Istoria di Verona (Ver. 1594. 96. 2 Voll. 4.) als eine wahre Begebenheit, die sich in Verona zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zugetragen habe. Nichts ist natürlicher als die Voraussetzung Eschenburgs, daß die italienischen Novellisten, von welchen dieser Stoff behandelt worden ist, ihn aus dem Geschichtschreiber entlehnt haben würden. Es scheint sich aber grade umgekehrt zu verhalten und der Geschichtschreiber hat dießmal aus den Novellisten geschöpft, obgleich Girolamo versichert, die Ueberreste der Gruft, worin die Liebenden beigesetzt wurden, selbst gesehen zu haben. Schon A. W. v. Schlegel (Kritische Schriften I. S. 388) zweifelte an einer historischen Grundlage der Erzählung. Girolamo hat nämlich die Geschichte Veronas bis auf das Jahr 1560 fortgeführt; die zwei ersten Theile der Novellen Bandellos waren aber schon 1554 in Lucca erschienen, in welcher Ausgabe die mitgetheilte die neunte des zweiten Theils ist. Lange vor Bandello (geb. 1480 †1561) hatte ferner schon Luigi da Porto (geb. 1485 † 1529) in seiner 1524 geschriebenen einzigen Novelle diese Geschichte erzählt und ein früheres historisches Zeugniß findet sich nirgends.

Luigi da Porto beruft sich in der Einleitung seiner Novelle nicht etwa auf die Chroniken, die er doch nach dem, was er seinem Gewährsmann in den Mund legt, eingesehen hatte, sondern auf die mündliche Mittheilung seines Bogenschützen, eines geborenen Veronesers, mit Namen Peregrino. Da er sich in seiner Jugend eine Zeitlang in Friaul aufgehalten, sei er einst in Gesellschaft

zweier seiner Leute und jenes Bogenschützen von Gradisca nach Udine geritten. Weil er nun seiner unglücklichen Liebe halber ganz in Schwermuth versunken gewesen, habe er sich weit von den Gefährten entfernt gehalten. Der Veroneser, ein noch immer verliebter Fünfziger, der besonders in Erzählung rührender Liebesgeschichten eine große Stärke beseßen, habe es bemerkt und seine Gedanken errathen. Er sei also zu ihm herangeritten und habe ihm, theils zu seiner Zerstreuung, theils zur Warnung vor den traurigen Folgen der Liebe, diese Geschichte erzählt.

Der Bogenschütze Luigis berief sich wieder auf die Aussage seines Vaters; zweifelte aber selbst an der historischen Wahrheit des Vorfalls, indem er in einigen alten Chroniken gelesen habe, daß die beiden Familien der Cappelletti und Montecchi stäts derselben Partei angehört hätten. Dieß geht auch aus der von Schlegel citierten Stelle des Dante (Purg. C. VI. 106) hervor, nach welcher beide Familien Ghibellinen waren. Dante ermahnt den Kaiser Albrecht, Rudolfs Sohn, nicht länger Italiens Angelegenheiten über den deutschen zu versäumen, und schließt mit den Worten:

Veni a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filipeschi, om senza cura,
Color gia tristi e costor con sospetti.

Nach Streckfuß:

Komm her jetzt, der Montecchi Stamm zu schauen,
Leichtsinniger, komm, sieh die Cappelletten,
Die schon gebeugt und Die voll Angst und Grauen.

Offenbar will ihn der Dichter spornen, seine fast schon an seiner Sache verzweifelnden Anhänger nicht ferner ohne Unterstützung zu laßen, sondern sich in Italien an die Spitze seiner Partei zu stellen, also gerade das Gegentheil von dem, wozu ihn Walther vor der Vogelweide, wenn er noch gelebt hätte, ermahnt haben würde. Das bestätigen auch die ältesten Commentatoren Dantes: nach Rombaldi da Imola (um das Jahr 1375) standen Beide den Grafen von San Bonifacio feindlich gegenüber; ja nach

andern wird es zweifelhaft, ob sie beide nach Verona und nicht vielmehr die Cappelletti nach Cremona gehörten. Dante selbst kam kurz nach der Regierung Bartolomeos della Scala nach Verona, wo er sich lange Zeit aufhielt; dennoch erwähnt er weder die Geschichte der beiden Liebenden noch den Streit ihrer Familien, obgleich er mancher ähnlichen Vorfälle gedenkt und im dreizehnten Gesang des Infernos, wo er von den violenti contra se stessi redet, dazu Veranlaßung gehabt hätte. Die einzige Chronik, die uns von jenem Zeitraum übrig geblieben ist, meldet von jenen Streitigkeiten so wenig als diejenigen, welche Luigi da Porto gesehen haben wollte. Girolamo della Corte, auf dessen historische Glaubwürdigkeit schon Maffei nicht viel Gewicht legte, scheint sich also dieser schon vor ihm von zwei bekannten Novellisten erzählten Begebenheit nur zu einer Episode bedient zu haben, um die Lücken seiner in der Periode der Herschaft des Hauses della Scala sehr dunkeln Geschichte Veronas auszufüllen.

Was Luigi seinem Bogenschützen über den Inhalt der Chroniken in den Mund legt, darf als sein eigenes Zeugniß angesehen werden, da Er als ein gelehrter Mann sich von dem ungelehrten hierüber nicht hätte berichten laßen. Von der Feindschaft der beiden Geschlechter meldeten sie also nach diesem Zeugnisse nichts und auch nichts von Romeos und Juliens tragischem Geschick, sonst hätte sich Luigi dafür auf die Chroniken, nicht auf die Aussage seines Bogenschützen berufen. Girolamo della Corte schöpfte demnach nicht aus den Chroniken, sondern aus einem der beiden Novellisten und was für den Leichtsinn dieses Geschichtsschreibers bezeichnend ist, nicht aus der ältern Novelle Luigi da Portos, sondern wie sich leicht erweisen läßt, aus der jüngern Bandellos. Julie erfährt nach dem Balle von einer Amme (balia), daß der Jüngling, der ihr so wohl gefallen hat, Romeo heißt und ein Montecchi ist; die Montecchi und Cappelletti werden handgemein in sulla strada del castel vecchio; Pietro, Romeos Vertrauter, dient im Hause der Montecchi. Für unsere Leser, die jetzt Luigis und Bandellos Novelle vergleichen können, genügt dieß, sie zu überzeugen, daß

Girolamo nach Bandello erzählt und da Portos von Bandello verdrängte Novelle nicht vor Augen hatte. Diese letztere erschien zuerst ohne Jahrzahl gedruckt bei Bondoni in Venedig, wiederholt ward sie daselbst 1535; sie war aber schon, wie wir sahen, 1524 verfaßt; der zwar ältere Bandello schrieb doch wenigstens vier Jahre später und hatte keine andere Quelle als seinen Vorgänger Luigi, den er oft fast wörtlich ausschreibt, freilich auch wohl nach Gutdünken von ihm abweicht, wie z. B. bei der Ursache, warum der verhängnißvolle Brief, den bei Bandello nicht Julie, sondern Bruder Lorenzo schreibt, nicht in Romeos Hände gelangt; von einigen andern Eigenthümlichkeiten seiner Darstellung ist oben schon die Rede gewesen. Bandello ist es, der zuerst Juliens Amme einführte, während bei Luigi nur von einer Wärterin die Rede ist, die mit Julien auferzogen worden, aber erst später zur Sprache kommt. Man sieht deutlich, daß er kein historisches Factum berichtet, sondern sich seines guten Rechtes, freilich sparsam genug, bedient, eine erdichtete Erzählung in prosaischer Form, denn was ist die Novelle anders? so umzubilden wie ihm die beabsichtigte Wirkung auf den Leser zu verlangen schien. Wir möchten ihn keines Plagiats beschuldigen: so abhängig er von Luigi sein mag, ist er es doch nicht mehr als dieser von Masuccio, von dem unten, und obgleich es Luigi war, welcher die Erzählung von Romeo und Julie als durch die Feindschaft der Montecchi und Cappelletti von Verona bedingt mit allen wesentlichen Umständen von der ersten Begegnung auf dem Balle im Hause der Cappelletti bis zu ihrem Tode in deren Gruft ausbildete, so hat doch Bandello Einiges hinzugefügt, was Shakespeare aufgreifen und benutzen konnte. Nur hat Bandello, der ausführlicher und belebter, ja ergreifender erzählt als der oft trockene Luigi, doch diesem gegenüber kein gutes Gewissen gehabt, da ihm der Muth fehlte zu gestehen, daß er dessen Erzählung zu Grunde lege, und Luigi sein Gewährsmann war: er gab vor, er habe die Geschichte in den Bädern von Caldero, als er sie im Geleit seines Herrn Cesare Fregoso besuchte, mündlich erzählen hören, und zwar von dem

Capitano Alessandro Peregrino, in welchem wir Luigis Bogenschützen, der inzwischen zum Capitano avanciert ist, leichtlich wiedererkennen.

Zwischen Luigi und Bandello liegt noch die Darstellung des Gherardo Boldiero, der unter dem Namen der Clizia schrieb, in der Mitte: L'infelice amore dei due fidelissimi amanti Giulia e Romeo, scritto in Ottave rima da Clizia, nobile Veronese, ad Ardéo suo, Venezia 1553. Die Clizia schließt sich im Thatsächlichen an Luigi; doch scheint sie hie und da schon dem Bandello vorzuarbeiten.

Die Bemühungen Filippo Scolaris (su la pietosa Morte di Giulia Cappelletti e Romeo Montecchi, lettere critiche, Livorno 1832) den Inhalt beider Novellen als geschichtliche Wahrheit zu retten und der Stadt Verona die Ehre nicht rauben zu laßen, der Schauplatz der Begebenheit gewesen zu sein, zeugen von mehr städtischem Patriotismus als Wahrheitsliebe. Vollständig widerlegt ist er auch in zwei kritischen Briefen, welche Prof. Giuseppe Todeschini den Lettere storiche di Luigi da Porto, Firenze 1857, angehängt hat.

Unsererseits gestehen wir, unerklärt laßen zu müßen, warum die Clizia Lorenzos Namen in Tricastro Batto verwandelt, oder warum ihn Girolamo della Corte Leonardo nennt. Sollten hier noch andere Bearbeitungen der Sage in der Mitte liegen? Man vergleiche auch Alessandro Torres Giulietta e Romeo, Novella storica di Luigi da Porto di Vicenza, Pisa 1831.

Nach der Erzählung eines frühern Novellisten, des Masuccio Salernitano, dessen Novellino 1476 in Neapel zum erstenmal gedruckt ward, soll sich ein ganz ähnlicher Vorfall in Siena ereignet haben. Die meisten seiner funfzig Novellen enthalten wohl wirkliche Vorfälle, wenigstens betheuert er am Schluß seines Novellino, indem er Gott zum Zeugen anruft, daß alle diese Geschichten sich wirklich zu seinen Zeiten ereignet hätten. Wir wollen die hier gemeinte Novelle, deren Uebereinstimmung mit der von Romeo und Julie schon Dunlop (History of fiction II. p. 396)

bemerkt hat, im kurzen Auszuge mittheilen. In der uns vorliegenden Ausgabe (Vinegia 1531. 8.) bildet sie die die dritte des vierten Buches:

In Siena lebte ein junger Mann von guter Familie, Namens Mariotto Mignanelli, der in ein Mädchen, Gianozza genannt, heftig verliebt war und sich bald auch ihre Zuneigung zu erwerben wuste. Es wird nicht gesagt, welches Hinderniss ihrer öffentlichen Verbindung im Wege stand; genug, die Liebenden, die keinen andern Weg zu ihrer Vereinigung zu finden wusten, beschloßen sich heimlich zu vermählen, welches sie durch Bestechung eines Augustinermönchs, der sie zusammengab, auch bald bewirkten. Nicht lange nachher hatte Mariotto das Unglück, einen andern angesehenen Bürger von Siena, mit dem er in Streit gerathen war, zu erschlagen, weshalb er von dem Podesta zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt wurde und nach Alessandria flüchten muste, wo sein Oheim, Ser Nicolo Mignanelli, ein reicher Kaufmann war. Beim Abschied gelobte seine geliebte Gianozza, ihm fleißig zu schreiben, und auch sein Bruder Gargano versprach, ihm von ihrem Befinden und Verhalten Nachricht zu geben. Bald aber konnte Gianozza dem Andringen ihres Vaters nicht länger widerstehen: er hatte ihr einen Bräutigam ausgesucht, gegen den sie keine Einwendungen vorbringen durfte. Sie stellte sich also als willige sie in die Heirath, während sie ihr durch ein eben so gewagtes als außerordentliches Mittel zu entgehen suchte. Sie bestach jenen Augustinermönch, der sie getraut hatte, ihr ein Getränk zu brauen, das die Kraft hätte, sie drei Tage lang in einen todähnlichen Zustand zu versetzen, trank es herzhaft hinunter und ward in der Augustinerkirche begraben. Vorher hatte sie ihren Geliebten von ihrem Vorhaben durch einen Brief benachrichtigt, der nicht anlangte, weil das Schiff, worauf der Bote sich befand, von Corsaren genommen wurde. Ein anderer Brief, worin Mariottos Bruder diesem den Tod seiner Geliebten meldete, so wie den ihres Vaters, welcher vor Schmerz über denselben wirklich gestorben war, erreichte dagegen seine Bestimmung und der unglück-

liche Mariotto beschloß sogleich, nach Siena zu eilen, um auf dem Grabe der Geliebten entweder vor Schmerz zu sterben oder von Häschern ergriffen und vor Gericht gestellt zu werden, damit dieses seinem Leben ein Ende mache. Er ward auch wirklich bei einem Versuch, die Gruft zu eröffnen, betroffen und zum Tode verurtheilt. Unterdes war Gianozza die Nacht nach ihrer Beerdigung aus dem Grabe hervorgezogen worden und sobald sie wieder zu sich gekommen war, in Mannskleidern nach Alessandria gereist, wo sie mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden hoffte. Hier erfährt sie aber mit Schrecken, daß Mariotto auf die Nachricht von ihrem Tode nach Siena gereist ist, und entschließt sich sogleich, ebenfalls dahin zurückzukehren. Sie kömmt aber erst drei Tage nach seiner Hinrichtung an und stirbt vor Schmerz über seiner Leiche.

Man sieht leicht, daß beide Geschichten in allen Hauptzügen übereinstimmen: der einzige Unterschied ist fast, daß Mariotto eine andere Todesart stirbt als Romeo; doch hatte auch er den Tod auf dem Grabe der Geliebten im Sinne gehabt, wie umgekehrt auch Romeo sich darein ergeben hatte, in Verona von Häschern ergriffen und hingerichtet zu werden. Uebrigens wird uns auch diese Begebenheit als eine historische überliefert, ohne daß wir jedoch gemüßigt wären, sie dafür zu halten. Möglich, daß sich beide Vorfälle, der eine in Siena, der andere in Verona, ereignet haben: ähnliche Ereignisse müßen sich immer wiederholen, weil sich in ihnen die Natur der Liebe abspiegelt; es fehlt uns aber an aller Gewähr für ihre historische Wahrheit.

Man hat versucht, die Sage noch höher hinauf zu verfolgen. Douce hat in seinen Illustrations of Shakspeare II. p. 198 (vgl. Dunlop I. p. 81.) den mittelgriechischen Roman des Xenophon Ephesius verglichen und die Vermuthung geäußert, daß Luigi da Porto einen Zug desselben benutzt habe. Anthia, die Heldin dieses Romans, nimmt nämlich einen Schlaftrunk ein, um einer verhaßten Heirath zu entfliehen. Sie wird begraben, beim Erwachen aber von Räubern fortgeführt, welche die Gruft der

Schätze wegen zu plündern kommen. Liebrecht rühmt in der Anm. 66 zu Dunlop einzelne Stellen dieser Erzählung als überaus anziehend, wozu er besonders das erste Capitel des fünften Buches rechnet. Die dort geschilderte Liebe eines armen Fischergreises für die bereits hingeschiedene Gefährtin seines leidenvollen Lebenslaufes ist in ihrer einfachen aber ausdrucksvollen Kürze voll des ergreifendsten Pathos und gehört vielleicht zu dem Vortrefflichsten, dessen irgend eine Literatur sich rühmen kann. Wir theilen die genannte Stelle mit:

„Ich bin von Geburt weder ein Sicilier noch ein Syracuser, sondern ein Lacedämonier und stamme von einer der angesehensten und reichsten Familien Spartas. In meiner Jugend aber verliebte ich mich in eine Jungfrau jener Stadt, Namens Thelxinoe, die mir gleichfalls ihre Liebe schenkte. Als nun einst ein öffentliches Nachtfest gefeiert wurde, kamen auch wir dort zusammen, wobei ein Gott uns den Weg wies, und genoßen den Zweck unserer Zusammenkunft. So sahen wir uns heimlich eine Zeit lang und schworen einander oft, daß wir bis zum Tode uns nicht trennen wollten. Allein das Schicksal war uns feindlich gesinnt und während ich noch unter den Epheben war, verlobten die Eltern Thelxinoes dieselbe einem jungen Spartaner, Namens Androkles, der sich gleichzeitig in sie verliebt hatte. In der ersten Zeit nun suchte Thelxinoe allerlei Vorwände, um die Vermählung aufzuschieben; zuletzt aber verabredeten wir bei einer heimlichen Begegnung, miteinander aus Sparta zu fliehen. Gerade in der Hochzeitnacht also, nachdem Thelxinoe männliche Tracht angelegt und ich ihr auch das Haar abgeschnitten hatte, verließen wir die Stadt und begaben uns nach Argos und Korinth und von dort nach Sicilien, während die Lacedämonier, sobald sie unsere Flucht vernommen, über uns das Todesurtheil aussprachen. Hier in Syrakus angelangt, lebten wir zwar jederzeit in großer Dürftigkeit; doch fühlten wir uns innig zufrieden und glaubten Alles zu besitzen, weil wir uns gegenseitig besaßen. Hier auch ist vor Kurzem Thelxinoe gestorben; doch hab ich ihren Leib nicht begraben.“

Bei diesen Worten führte er seinen Gast in ein inneres Stübchen und zeigte ihm die Thelxinoe, eine schon bejahrte Frau, die jedoch für ihren überlebenden Ehegatten noch im Glanz der Jugendschönheit stralte; er hatte aber ihren Leib auf egyptische Weise einbalsamiert, da er diese Kunst verstand. „Mit ihr also, o mein Sohn," fuhr der Greis fort, „mit ihr unterhalte ich mich, bei ihr nehme ich meine Malzeiten, an ihrer Seite ruhe ich des Nachts, und wenn ich von der Tagesarbeit ermüdet nach Hause komme, so tröstet mich ihr Anblick, denn nicht so wie sie sich deinen Augen darbietet, erscheint sie den meinen, sondern, o Sohn, sie schwebt mir vor wie sie in Sparta, wie sie auf der Flucht einst aussah: ich vergegenwärtige mir die Götternächte, die ich mit ihr genoßen." Während Argiolaus so sprach, fieng Habrokomas laut zu weinen an und rief aus: „Dich aber, unglückliche Anthia, wann werd ich dich oder selbst nur deinen Leichnam wiederfinden? Diesem Greise ist selbst der todte Leib seines Weibes ein großer Trost für sein Leben, und jetzt bin ich vollkommen inne geworden, daß wahre Liebe durch keine Grenze des Lebensalters eingeschränkt wird."

Diesen Roman hat indes Luigi da Porto schwerlich gekannt, während er offenbar von Masuccios Novelle ausgieng. Die Sage, von welcher sich bei Xenophon Ephesius jener einzelne verlorene Zug (der Schlaftrunk) findet, der ebenso vereinzelt auch anderwärts vorkommt, z. B. bei Cinthio III, 5, fanden wir schon bei Masuccio ausgebildet. Da sich nun auch Luigi da Groto, mit dem Beinamen Cieco d'Adria, in seinem dieses Thema behandelnden Trauerspiel La Hadriana 1578 (neu aufgelegt Venedig 1612), in welchem auch eine schwatzhafte Amme vorkommt, auf alte Annalen beruft, worauf wir jedoch nicht allzuviel geben möchten, so hat sich wohl eine uralte Liebessage, die in vielen Gestalten umgeht und sich immer wieder von Neuem zu erzeugen scheint, an allen jenen Orten angesiedelt. Wir glauben nämlich in drei der berühmtesten Liebesgeschichten aller Zeiten, denen von Hero und Leander, Pyramus und Thisbe bei den Alten und von Tristan und Isolde bei den

Neuern dieselben Grundzüge wieder zu erkennen, und halten sie in allem Wesentlichen mit der Sage von Romeo und Julie für identisch. Die letztere ist nur die modernste Gestalt, die jüngste Wiedergeburt des uralten Mythus, welcher die Idee der Liebe und ihr tragisches Geschick auf die einfachste und gemäßeste Weise darstellt. Der allen diesen Sagen gemeinschaftliche Gedanke scheint uns folgender:

Die Liebe kennt in ihrer Einseitigkeit kein anderes Gesetz als das eigene, das sie zwingt, sich zu vollbringen. Sie überwindet alle Hindernisse, welche die Außenwelt ihr entgegenstellt, durchbricht jede Schranke der Sitte, um ihr Ziel zu erreichen, das ihr allein Gültigkeit hat. Indem sie aber diesem nachstrebt, muß sie sich von allen Bedingungen des irdischen Daseins so weit lossagen, daß der kleinste Zufall hinreichend ist, das schwache Band völlig zu zerreißen, das sie noch mit demselben verbindet und die Außenwelt sowie die Sitte für die erfahrene Zurücksetzung zu rächen. Jener Zufall würde ihr aber nichts anhaben können, wenn er für sie ein bloß Aeußerliches bliebe, denn sonst würde ihn die Liebe wie alle andern Dinge der Außenwelt überwinden und beseitigen: er muß sich also in die Liebe selbst verkleiden und ihr einen Irrthum über den geliebten Gegenstand erregen. Hat er dieß bei dem einen Theile vermocht und hat dieser dann freiwillig das Band aufgehoben, das ihn noch mit der Erde verknüpfte, so ist für den andern Theil der Irrthum in traurige Wahrheit verwandelt. Er folgt dem Vorangegangenen und beide flüchten aus diesem verkümmerten Dasein in ein höheres, seligeres Leben, wo sich das ganz erfüllen wird, was sich hier vergebens zu verwirklichen strebte. Somit sind dann die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt als an der Liebe selbst untergegangen.

Es versteht sich von selbst, daß die einzelnen Sagen, welche diese Idee enthalten, darum nicht verschieden sind, weil sie bald für die Liebenden und die Liebe, bald für die Eltern und die Pflichten Partei zu nehmen scheinen, gegen welche sich jene ver-

sündigen. Letzteres findet sich in den Gestaltungen der Sage, welche dem Alterthum aus dem Orient überliefert sind, während die neuern Darstellungen derselben mehr die Liebe begünstigen und das Unrecht auf Seiten der Eltern zu finden geneigt sind.

In Pyramus und Thisbe wird das Hinderniss, welches die Liebenden trennt, höchst einfach und sinnlich durch eine Wand symbolisiert, welche die Häuser der Liebenden scheidet. In Hero und Leander ist es eine Meerenge:

Asien riß sie von Europen;
Doch die Liebe trennt sie nicht.

oder in den deutschen Volksliedern, welche diese Sage behandeln, Knaben Wunderhorn I. S. 236, II. S. 252, ein breites Waßer oder ein tiefer See:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb:
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Waßer war viel zu tief.

Aber diese Hindernisse weiß die Liebe zu überwinden: in der Wand findet sie eine heimliche Ritze, durch die sich die Liebenden sehen und sprechen; die Meerenge oder das breite Waßer wird überschwommen:

Ach, Liebchen, könntest du schwimmen,
So schwimme doch her zu mir u. s. w.

In den deutschen Volksliedern, welche die Sage von Pyramus und Thisbe darstellen (Knaben Wunderh. I. 275. II. 243), wird der Wand nicht gedacht, sondern das Hinderniss tritt sogleich als ein sittliches auf:

Daß sie vor großer Hute
Zusammen kamen nie.

Bei den Alten liegt immer ein sittliches Hinderniss dem sinnlich vorgestellten zum Grunde. Ovid. Metamorph. IV. 55.:

Sed vetuere patres . . .

und Heroidd. XVIII. 13.:

Non poteram celare meos velut ante parentes.
Quemque tegi volumus non latuisset amor.
Doch ich vermochte nicht mehr wie früher die Eltern zu täuschen,
Daß sie die Liebe nicht sahn, die wir zu bergen gestrebt.

Schiller drückt es so aus:

Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar.

Zunächst aber erscheint es in der Sage nur als ein sinnliches, und in den deutschen Volksliedern von der Leander-Sage wird der sittlichen Grundlage gar nicht gedacht. In Romeo und Julie tritt das Hinderniß sofort als ein sittliches auf; doch hat die den italienischen Verhältnissen so gemäße Feindschaft der beiden Geschlechter an der Stelle der Wand etwas Natürliches und Sinnliches. Auch kann man bei Bandello in dem Gitterfenster, durch das sich die Liebenden besprechen, in dem Beichtstuhl mit dem Fensterchen und in der Gartenmauer die Scheidewand sinnlich vorgestellt finden. Zur Bestätigung mögen Romeos Worte bei Shakespeare dienen:

Julie. Wie kamst du her? o sag mir und warum?
Die Gartenmaur ist hoch, schwer zu erklimmen.
Die Stätt ist Tod; bedenk nur wer du bist:
Wenn einer meiner Vettern dich hier findet!

Romeo. Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
Drum halten deine Vettern mich nicht auf.

Hieher gehört eine Stelle im Erotokritos, einem neugriechischen Heldengedicht von Vincenzo Carnara, zwischen 1630 und 1650. Arethusa, die Tochter der Königs Herakles von Athen, liebt den Erotokritos, den Sohn des Ministers Pezostratos. Die Liebenden unterreden sich durch ein Fenster mit eisernen Gitterstangen in einer Mauer, die den königlichen Palast von dem des Ministers trennt. (Vgl. Ifens Leucothea I. S. 187.) Dieß bestätigt die Identität von Romeo und Julie mit Pyramus und Thisbe.

In dem weitern Verlauf dieser letztern Sage ist die Aehnlichkeit mit Romeo und Julie schlagend. Jenes Liebespaar, dem die Ritze in der Wand keine vollkommene Vereinigung verstattete, beschließt nun, sich in der Nacht aus der Stadt zu schleichen und bei dem Grabmal des Ninus unter einem Maulbeerbaum, der einen kühlen Quell beschattet, zusammen zu kommen. In dem deutschen Volksliede schreiben sie sich Briefe:

Darin sie sich gemeldet
Von einem Brunnen kalt,
Der lag so weit im Felde
Vor einem grünen Wald:
Wer eh käm zu des Brunnen Fluß,
Der sollt des Andern warten:
Also war ihr Beschluß.

Die Gefahr, in welche sie sich hier begeben, deutet die Sage durch das Grabmal des Ninus an, welches den lauschenden Tod vorstellt. In der Sage von Romeo und Julie findet es sich in der Gruft der Cappelletti wieder, die zum Mittel gebraucht wird, die Vereinigung der Liebenden zu bewirken. Man hat sich den Ort, wo Pyramus und Thisbe zusammenkommen, als:

— loca plena metus

zu denken, wie sich Pyramus bei Ovid ausdrückt: es ist eine von wilden Thieren bewohnte Wüste, nicht minder gefährlich als der Hellespont, dem sich Leander anvertraut. Allein diese Schrecken würden den Liebenden nichts anhaben können, wenn ihnen die Liebe selbst nicht verderblich würde. Eine Löwin, noch triefend vom Blut erwürgter Rinder, kommt ihren Durst bei dem Brunnen zu stillen, an dem Thisbe, die sich zuerst eingefunden hat, schon des Geliebten harrt. Sie entflieht in eine Höhle und ist somit schon der Gefahr entgangen. Aber in der Eile der Flucht läßt sie ihr Gewand fallen, die Löwin zerreißt es mit blutigem Munde und so entsteht der unselige Irrthum, der die Liebenden vernichtet. In dem deutschen Volkslied findet sich hier ein eigenthümlicher Zug:

Die Löwin warf ihre Jungen
Wohl auf den Mantel gut:
Der Mantel ward durchdrungen
Von Schweiß und rothem Blut.
Darnach die Löwin wieder gieng
Zu Wald mit ihren Jungen:
Da kam der Jüngeling.

Pyramus ist nun in demselben Irrthum wie Romeo, er hält die Geliebte für todt, weil er ihr zerrißenes, blutiges Gewand findet. Er mißt sich selbst die Schuld ihres Todes bei und ersticht sich über ihrem Gewande, wie Romeo über Juliens vermeinter Leiche das Gift trinkt. Jetzt tritt Thisbe aus ihrer Höhle wieder hervor, wie Julie von dem Schlaftrunk erwacht, findet den Geliebten in seinem Blute und das noch rauchende Schwert in seiner Seite:

Das Schwert, das thät sie stechen
In ihr betrübtes Herz:
Gott woll an ihr nicht rächen
Den Tod mit ewgem Schmerz.
Denn es fürwahr am Tage leit (liegt)
Lieb überwindet alle Ding
In dieser betrübten Zeit.

Vorher aber beschwört sie die Eltern um ein gemeinschaftliches Grab für sich und den Geliebten und die Eltern erfüllen ihren letzten Wunsch; eine Urne umfaßt ihre irdischen Ueberreste und die Götter laßen an dem Maulbeerbaume, der sie beschattet, ein Wunder geschehen, indem sich seine bis dahin weißen Früchte, die ihr Blut besprengte, fortan in rothe verwandeln.

Nicht ganz so deutlich ist die Uebereinstimmung in dem weitern Verlauf der Hero- und Leander-Sage. Freilich sind die ältern Gedichte, welche sie behandelten, verloren gegangen und der Nachhall derselben in den Heroiden Ovids und der Erzählung des Grammatikers Musäus ist vielleicht nicht ohne Lücken. Wir können uns für unsere Lehre auf Schillers Darstellung beziehen. Eine genaue Vergleichung der verschiedenen Behandlungen dieser

Sage findet man in Valentin Schmidts trefflichem Buch: Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller, S. 169 ff., wo nur die deutschen Volkslieder von dieser Sage übergangen sind.

In dem schon erwähnten Liede von den beiden Königskindern ist es nicht der Sturm, dem Leander unterliegt, sondern das Erlöschen der Fackel, welche Hero ihm angesteckt hatte, tödtet ihn:

Ach, Liebchen, könntest du schwimmen,
So schwimm doch her zu mir,
Drei Kerzlein wollt ich dir anstecken,
Die sollten auch leuchten dir.

Da saß ein loses Nönnechen,
Das that, als wenn es schlief.
Es thät die Kerzlein ausblasen;
Der Jüngling versank so tief.

Bei Musäus und Schiller wirkt beides zusammen:

Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewäßer,
Schrecken auch die Landung dar.

Dieß Erlöschen der Fackel wär aber' etwas Ueberflüßiges, wenn der Sturm allein Macht gehabt hätte, die Kräfte des Liebenden zu besiegen. Bedeutung kann dieser Umstand nur gewinnen, wenn man annimmt, daß Leander nach dem Sinn der Sage den Sturm überwunden haben würde, wenn die Fackel nicht erloschen wäre. Dieß kann so zu verstehen sein, daß Leander der Macht des Sturmes so lange kräftig widerstand, als ihm die Fackel das Bild der Geliebten entgegenstralte und seinen Muth erhöhte; daß ihm aber die Stärke entwich, als der Stern der Liebe mit der Fackel zu erlöschen schien. Das Erlöschen des Feuers, dessen die Geliebte pflegte, konnte aber auch Leandern den Irrthum erregen, jene sei ein Opfer des furchtbaren Gewitters geworden, das über dem Haupte der Liebenden tobte. Bei der letzten Auslegung, welche die Analogie der verwandten Sagen für sich hat, würde

die oben angegebene Idee sich auch hier in allen ihren Momenten offenbaren, indem der Zufall, als welcher der Sturm hier erscheint, keine unmittelbare Macht über den Liebenden hatte, sondern sich erst in einen Irrthum über den geliebten Gegenstand verkleiden muste. Doch auch bei der ersten Annahme kommt die Idee zur Erscheinung, denn Leander erliegt nicht der Gewalt des so oft überwundenen Meeres, sondern der Leidenschaft: der Sturm, der ihm an sich selbst nichts anhaben konnte, muste erst einen Umweg durch sein Gefühl nehmen, indem er die Fackel verlöschte, die seinen Muth belebte. Der Selbstmord Heros, welcher die Geschichte beschließt, läuft nun ganz parallel mit dem der Thisbe:

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerflut sich hinab.

Wir haben noch ein anderes, aber zweifelhaftes deutsches Volkslied von dieser Sage, worin abermals die Fackel eine große Rolle spielt:

Ja, wie auf dem Pokale
Zum Spiel ein Lichtlein schwebt,
Wenn es beim hohen Male
Auf Königs Wohlsein geht:

So setzt sie auf das Waßer
Ein Licht von leichtem Holz:
Das treiben Wind und Wellen
Zu ihrem Buhlen stolz.

Als der es aufgefangen,
Er rief aus voller Brust:
„Mein Stern ist aufgegangen,
Ich schiff ihm nach mit Lust.“

Das Lichtlein auf den Händen
Er schwamm zum Liebchen her:
„Wo mag er hin sich wenden?
Ich seh sein Licht nicht mehr.

„Liegt er in ihrem Schooße,
Sein Licht gewendet ab?
Liegt er im Waßerschooße,
In einem naßen Grab?"

In einer Novelle des Straparola (VII. 2) ist es das Mädchen, welches über die Meerenge schwimmt. Ihre Brüder, die das Verhältniss missbilligen und sie dafür bestrafen wollen, laßen sie nach einem falschen Lichte steuern und so lange durch die Wellen führen bis ihr die Kräfte entgehen, daß sie ertrinken muß.

In der Sage von Tristan und Isolde, die wir hier ebenfalls als bekannt voraussetzen müßen, zeigt sich das Hinderniss sofort als ein sittliches, denn Isolde ist König Markes Gemahlin, wenigstens wird sie dafür gehalten, und Tristans Verhältniss zu ihr ist, wenn nicht Ehebruch, doch Untreue gegen Marke*). Andererseits gebietet die Pflicht der Blutrache Isolden, Tristan zu haßen, weil er ihren Oheim Morhold erschlagen hat. Ueberdieß haben die Liebenden mit einer ganzen Hölle äußerer Hindernisse zu kämpfen, die jedoch nicht als Symbole des sittlichen Hindernisses gelten können. Doch mag man ein solches Symbol in dem

*) Hier berührt sich die Liebessage mit der Freundschaftssage. Die Collision der Freundschaft mit der Liebe behandeln drei ursprünglich identische Sagen, nämlich die von Tristan, von Sigurd und von Amicus und Amelius. Im Tristan wird diese Collision zu Gunsten der Liebe entschieden, in Amicus und Amelius zu Gunsten der Freundschaft; die Sage von Sigurd und Gunnar schwankt unentschieden zwischen beiden. Alle drei Sagen haben den Drachenkampf, den Liebesbecher und das Schwertlegen gemein. Ob Sigurd nicht dennoch die Treue gegen Gunnar gebrochen habe, läßt die Sage im Dunkeln: die Tochter (Aslaug) welche er mit Brunhilden gezeugt haben soll, scheint eben nicht dafür zu sprechen, daß es ihm mit dem Schwertlegen ernster gewesen als dem Tristan. Im weitern Verlauf der Sage faßt Gunnar deshalb gegen Sigurd einen vielleicht nicht ganz ungegründeten Verdacht, in Folge dessen Sigurd verrathen wird, wobei es unentschieden bleibt, ob er als ein Opfer beleidigter Freundschaft oder gekränkter Liebe fiel. Die weitere Ausführung dieser Ansichten bleibt einer Abhandlung über die Freundschaftssage vorbehalten.

entblößten Schwerte finden, das Tristan zwischen sich und Isolde gelegt hat, da sie Marke in der Waldhöhle schlafend findet. Dieß Schwertlegen kehrt bekanntlich in vielen Sagen wieder; überall aber bedeutet das zwischengelegte bloße Schwert die Pflicht oder das Gesetz, welches die Beiliegenden trennt. So in der Sage von Sigurd und Gunnar, von Amicus und Amelius u. s. w., wo es die Pflicht gegen den Freund und Stallbruder ist, welche den Sigurd u. s. w. in Gestalt eines bloßen Schwertes von Brunhilden u. s. w. scheidet. In der Freundschaftssage wird dieß Gesetz beobachtet, denn ihr Sinn ist eben, daß selbst die Liebe, die sonst mächtigste aller Leidenschaften, den Freund nicht zur Untreue gegen den Freund bewegen kann. In der Liebessage dagegen wird es wie jedes andere Hinderniß beseitigt und dient nur den gutmüthigen Marke zu verblenden, der nun fest auf ihre Unschuld und Enthaltsamkeit vertraut. Zu dieser sinnbildlichen Deutung des Schwerts auf die trennende Sitte, wie wir schon in den vorher betrachteten Sagen die Wand und den Fluß gedeutet haben, ist man hier um so mehr berechtigt, als hier auch das Vereinigende, die Liebe, in dem Liebestrank, den Tristan mit Isolde genoßen hat, versinnbildlicht erscheint. Dieser symbolischen Darstellung des Hindernisses in dem Schwerte entspricht es auch, daß Tristans Ende durch eine Wunde herbeigeführt wird, obgleich dieß mit jener Begebenheit in der Waldhöhle, sowie die Sage jetzt vorliegt, nicht weiter zusammenhängt. Bei seinem Tode finden sich aber alle Momente wieder, die wir in den schon verglichenen Sagen, der Idee entsprechend, bemerkt haben. In einem Streit war nämlich Tristan in die alte Wunde getroffen worden, die Isolde schon einmal geheilt hat und auch dießmal wieder nur Isolde heilen kann. Er sendet einen Boten mit einem Ringe als Wahrzeichen zu ihr und befiehlt ihm, ein weißes Segel aufzuspannen, wenn er sie mitbringe, ein schwarzes, wenn sie daheim bleibe. Isolde folgt dem Boten, das weiße Segel weht von dem Schiffe, aber aus Eifersucht bringt die andere Isolde, die weißhändige genannt, dem Tristan die falsche Botschaft, ein schwarzes Segel

sei aufgezogen. Bei dieser Nachricht sinkt Tristan trostlos zurück, sein Herz bricht und das seiner herbeieilenden Geliebten über seiner Leiche. Beide wurden in ein Grab zusammengelegt und über Tristans Leichnam pflanzte man eine Weinrebe, über Isoldens einen Rosenstock, und diese wuchsen ineinander und konnten nicht wieder geschieden werden. Etwas Aehnliches begegnet dem Aegeus mit seinem Sohne Theseus, als dieser den Minotaurus erschlägt. Er vergißt das weiße Segel aufzuspannen, der Vater glaubt er sei todt und stürzt sich vor Leid von einem Felsen zu Tode. Plutarch Theseus 22 cf. 17. Auch hier würde also die Liebe wieder alle Hindernisse besiegen, wenn nicht Zufall oder Tücke einen Irrthum über den geliebten Gegenstand zu erregen wüsten und mithin die Liebenden nicht sowohl an der Außenwelt als an sich selber zu Grunde giengen. Die Uebereinstimmung mit den früher betrachteten Sagen fällt von selbst in die Augen; das Segel mag man mit der erloschenen Fackel in Hero und Leander und die weißhändige Isolde mit dem losen Nönnchen vergleichen, das in dem deutschen Volksliede die Kerzen ausbläst. Mit der Sage von Romeo und Julie hat die von Tristan und Isolde noch die äußere Aehnlichkeit, daß Isolde wie Julie über der Leiche des Geliebten vor Schmerz stirbt, während Thisbe und Hero ihrem Dasein durch Selbstmord ein Ende machen. Aber dieß ist ganz zufällig, denn im Grunde tödtet ja der Schmerz auch Thisbe und Hero, wie er schon die in dem unseligen Irrthum befangenen Liebhaber Romeo, Tristan, Pyramus und (wenn unsere obige Annahme wegen der erloschenen Fackel haltbar ist) Leander getödtet hatte, obgleich einige unter ihnen ihm durch Selbstmord vorgreifen.

Wie volksmäßig und allgemein wirksam übrigens die Sage ist, welche den oben angegebenen Gedanken ausdrückt, beweist unter anderm ein modernes ziemlich verbreitetes Volksbuch: „Merkwürdige Geschichte des kaiserlich-österreichischen Offiziers Herrn von Friesland und des Fräuleins Therese von Hartenstein. Geschehen zu Prag im Jahre 1819. Berlin, in der Zürngiblischen

Buchdruckerei," wo sich wieder derselbe Ausgang findet, ohne daß eine äußere Ableitung ersichtlich wäre.

Wenn die obige Ausführung die Uebereinstimmung der vier bekanntesten Liebessagen in den wesentlichsten Zügen dargethan hat, so durften wir sie darum nicht von einer gemeinsamen Urquelle ableiten, noch eine äußere Einwirkung der einen auf die andere vermuthen, vielmehr musten wir alle gemeinsamen Züge aus der nachgewiesenen Idee erklären, welche alle diese Sagen verbindet. Ohne Zweifel wird vorurtheilslose Betrachtung verwandter Sagen in den meisten Fällen auf eben dieß Resultat führen und weit öfter einen innern Zusammenhang durch den Gedanken, als einen äußern durch Ueberlieferung und Mittheilung ergeben, obgleich auch ein solcher nicht selten vorkommen, manchmal auch beides zusammen wirken mag.

Man neigt neuerdings immer mehr dazu, die übereinstimmenden Züge, die sich in Märchen und Sagen finden, von äußerer Mittheilung herzuleiten und allen altüberlieferten Erzählungen orientalischen, ja indischen Ursprung beizumeßen, welcher Ansicht ich noch immer keine größere Berechtigung zugestehen kann als dieß in vorstehendem Satze geschehen ist. Auch die Sage von Pyramus und Thisbe stammt aus dem Orient, darauf deutet das Grab des Ninus, die Löwin u. s. w.; auch die Sage von Leander mag wie dieser selbst den Hellespont überschwommen haben; aber gleichwohl möchte ich noch immer die damit identische Sage von Romeo, von Tristan und Isolde lieber aus der oben nachgewiesenen Idee, die sich auch in jenen orientalischen Sagen geltend macht, als aus äußerer Mittheilung ableiten. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, unsere bescheidenen Zweifel gegen die jetzt durch Benfeys gelehrte Forschungen herschend gewordene Ansicht zu äußern; hier will ich nur noch erwähnen, daß einer bekannten rheinischen Sage, welche sich an Rolandseck knüpft, im Wesentlichen dieselbe Idee zu Grunde liegt; nur ist hier an die Stelle des Todes eine andere sehr mittelalterliche Art die Welt zu verlaßen getreten, indem Hildegunde auf die falsche Nachricht von

Rolands Fall in der Schlacht von Ronceval sich in ein Kloster, begräbt, worauf Er gleichfalls der Welt entsagt und als Einsiedler stirbt.

In Bezug auf Shakspeare ergiebt die angestellte Vergleichung, daß die ihm überlieferte Sage, wenn sie auch in der Gestalt, in welcher er sie empfieng, schlecht und unwürdig genug dargestellt war, doch an sich selbst einen unendlich hohen Werth hatte, indem sie einen unvergänglichen, ewig wahren Gedanken in einer höchst dichterischen Weise zur Anschauung brachte. Daß Shakspeares Behandlung erst dieser Sage ihr volles Recht angedeihen ließ und sie mit dem Glanz umgab, in dem sie zu stralen verdiente, gereicht so sehr zum Ruhme des Dichters, daß man nicht nöthig hat, zu allerlei höchst unwahrscheinlichen Annahmen zu flüchten, um das enge Anschließen an den vorgefundenen Stoff in diesem Schauspiel zu beschönigen. Shakspeare soll nämlich nach A. W. v. Schlegel bloß Arthur Brookes metrische Bearbeitung unserer Novelle (The tragical history of Romeus and Juliet, 1562, neu aufgelegt 1582, abgedruckt hinter der Johnson-Steevensschen Ausgabe des Stücks) gekannt haben, oder nach Andern außer dieser nur noch die Uebersetzung des Paynter im zweiten Bande des Palace of Pleasure. Arthur Brooke schöpfte wie Paynter aus Boisteaus von Belleforest fortgesetzten Histoires tragiques extraites des oeuvres italiennes du Bandel, und Boisteau wieder wie der Titel seines Werks besagt, aus Bandello; jedoch erlaubte er sich manche Abweichungen. Wenn nun auch Shakspeare die meisten dieser Abweichungen von Bandellos Erzählung, deren Angabe den Leser ermüden würde (Eschenburg hat sie sämmtlich aufgezählt), mit Paynter gemein hat, so darf man daraus noch nicht mit Dunlop II. p. 401 und Andern den Schluß ziehen, daß Shakspeare den Bandello nicht gekannt habe, da er ja diesen Veränderungen aus künstlerischen Gründen den Vorzug geben konnte, wie es Schlegel selbst bei einem der erwähnten Umstände ausgeführt hat. Man ist überhaupt neuerdings von der Ansicht der Engländer über Shakspeares Unwißenheit abzugehen genöthigt gewesen. War

er auch kein Gelehrter, er würde seinen Beruf verkannt haben, wenn er das hätte sein wollen, so lebte er doch in einer Zeit und an einem Hofe, wo gelehrte Bildung und Sprachkenntnisse sehr verbreitet waren, und in dieser Umgebung konnte ein Geist wie der seinige nicht zurückbleiben, ja noch heut zu Tage würde er für gut unterrichtet gelten. Das Lateinische war ihm geläufig, das Griechische nicht ganz versagt, die italienische Sprache hatte er vollkommen inne wie es am Hofe Elisabeths nicht anders sein konnte, und an seiner Kenntniß des Französischen, die dazumal eine Seltenheit war, kann Niemand zweifeln, der seinen Heinrich V. gelesen hat. Wie es mit dem Spanischen steht, wißen wir nicht; doch ist es wahrscheinlich, daß er auch diese Sprache verstand. Nur um eine kleine Probe von Shakspeares Kenntniß der italienischen Sprache zu geben, bemerken wir, daß die wunderschönen Worte, womit Romeo Julien auf dem Maskenball zuerst anredet, sowie ihre Antwort, eine Anspielung auf seinen Namen enthalten, welcher einen P i l g e r bedeutet, was gewiß Mancher nicht weiß, dem die italienische Sprache geläufig ist. Nach Halliwell wurde es sogar jüngst im Quaterly Rewiew geradezu in Abrede gestellt. Vielleicht besuchte Romeo das Fest des Capulet, nach Shakspeares Anordnung, nicht als Nymphe wie bei Luigi, sondern in Pilgertracht; aber auch ohne dieß durfte Shakspeare darauf rechnen, daß seine Zuschauer die Anspielung verstehen würden, denn ihnen war der Begriff eines Pilgers noch nicht so entlegen, daß sie das Wort dafür nicht gekannt hätten.

Ob Shakspeare die Novelle des Luigi da Porto, die wir dießmal mittheilen, kannte, wißen wir nicht: es ist wahrscheinlich; doch kann man es nicht mit Voß daraus schließen, daß in dieser Novelle der Tod einiger Freunde den Romeo reizt, sich an Tybalt zu vergreifen, wie bei Shakspeare der Tod Mercutios hiezu Veranlaßung wird.

Ueber den Kunstwerth unserer Novellen sagen wir nichts: er kann in Vergleich mit Shakspeares Behandlung nur verlieren. Wie wenig Verdienst aber auch beide Novellen haben mögen, so

ist doch die Novelle Bandellos der des Luigi da Porto vorzuziehen, der noch viel weniger eine Ahnung von der Macht der Liebe zu haben scheint, welche die Novelle doch darstellen soll. Unerträglich ist hier das Zaudern der Liebenden bis sie alle Bedenklichkeiten hinweggeräumt haben und sich endlich entschließen, der Liebe ihr Recht anzuthun. Wenn die Italiener die Novelle Luigis vorziehen, so gründet sich dieß nur auf die größere Einfachheit seiner Sprache.

Nachträglich die Bemerkung, daß die Art wie in Bandellos Novelle und noch bei Shakspeare Romeo sich in Besitz Juliens zu setzen gedenkt, indem sie zum Schein sterben und dann mit Romeo entfliehen soll, große Aehnlichkeit hat mit der Entführung Salomes im ältern Morolf, dieß aber wieder mit der im Cliget des Chretien von Troyes, wo Fenice durch einen Schlaftrunk scheinbar erkranken und sterben, dann aber aus der Gruft befreit mit Cliget entfliehen soll. Morolf gießt bekanntlich der Salome geschmolzenes Blei durch die Hände, weil er behauptet, sie sei aus rechter Schalkheit todt; auch dieser Zug kehrt im Cliget wieder, wo drei Aerzte von Salern die Stelle von Morolf einnehmen. Vgl. Holland Chrétien von Troyes, Tübingen 1854, p. 46. 57.

Schließlich entnehme ich aus Halliwells Zusätzen zu der Uebersetzung vorstehender Abhandlung, daß auch Lope de Vega in seinem Schauspiel Los Castelvies y Monteses Bandellos Novelle benutzt hat, jedoch mit großer Freiheit und veränderten Namen der Personen, und noch ein anderes spanisches Schauspiel, Los Vandos de Verona, auf dieselbe Novelle gegründet ist.

II.

Zu

Hamlet.

1. Die Sage von Amleth.

Nach Saxo Grammaticus.

Rorik, König von Dänemark, übertrug nach dem Tode Gerwendills dessen beiden Söhnen, Fengo und Horwendill, die Statthalterschaft über Jütland. Letzterer ward bald einer der gewaltigsten Seehelden und wuste durch eine Reihe kühner Wikingfahrten seinem Namen einen solchen Glanz zu verleihen, daß Koller, König von Norwegen, nicht geringen Zuwachs für seinen Ruhm sich versprach, wenn es ihm gelänge, den weitgepriesenen Nebenbuhler zur See zu überwinden. Nach langem Suchen und mühsamen Fahrten durch die Gewäßer gelang es ihm endlich, an einer Insel inmitten des Meeres auf die Flotte Horwendills zu stoßen. Von den reizenden Ufern des Eilandes angelockt, betraten die Führer zu gleicher Zeit dessen Boden. Bald trafen sie aufeinander und hatten sich ebensobald verständigt, wessen sich der Eine von dem Andern zu versehen habe. Man besprach die Art, wie der Zweikampf geschehen solle, ob durch Massen oder von ihnen allein im einzelnen Gefechte. Letzteres wurde alsobald von den Helden als rühmlicher und ehrenvoller einstimmig vorgezogen. Nach wechselseitig gegebenem Worte, durch ein würdiges Begräbniss des gefallenen Gegners Tod zu ehren und den verwaisten Hinterlaßenen ein angemeßenes Wehrgeld zu zahlen, schritt man von beiden Seiten muthig zum Kampfe. Nach kurzem Gefechte erlag König Koller vor dem wüthenden Andrange seines Gegners. Horwendill aber bestattete ihn prächtig und ehrenvoll, wie er verheißen, und begab sich sofort in die Heimat zurück, reich wie an Ruhm so an

Beute mannigfacher und seltener Art, wovon er einen großen Theil seinem Herrn Rorik überließ, um sich dessen Gunst und Freundschaft zu sichern. Dieß gelang ihm auch: der König gab ihm seine Tochter Geruthe zur Gemahlin, mit der einen Sohn Namens Amleth erzeugte.

So glückliche Erfolge entzündeten Neid und Haß in Fengos Brust und ließen ihn auf Verrath und Nachstellungen sinnen, um den begünstigtern Bruder zu verderben. So ist der Tüchtige selbst vor den Nächstangehörigen nicht sicher. Endlich erwiesen sich Ort und Gelegenheit bequem, und das scheusliche Verbrechen des Brudermordes war vollbracht, wozu sich bald noch Blutschande gesellte, durch ehebrecherische Verbindung mit der Wittwe des Getödteten. Das eben ist der Fluch der Schuld, daß sie immer wieder Reiz und Veranlaßung zu neuer Schuld enthalten muß. Fengo wuste mit so schlauer Vermeßenheit seine Missethat zu bergen, daß er sogar kein Bedenken trug, sie mit dem Vorwande edler Absicht zu beschönigen und den schändlichen Mord als einen Liebesdienst darzustellen sich nicht entblödete, indem er die Geruthe, wie wenig sie auch in ihrer Harmlosigkeit sich bewust war, irgend Jemanden ein Leid zugefügt zu haben, überredete, ihr Gemahl habe den bittersten Haß gegen sie im Herzen getragen, und nur um sie davor zu retten, sei er zu seinem Mörder geworden, weil es ihm unerträglich geschienen, daß ein so sanftes, gutes Weib dem wilden Grolle ihres Mannes zum Opfer werden solle. Auch blieb sein Tichten und Trachten nicht ohne Erfolg. Denn bei den Großen findet die Lüge leicht Eingang, wie da Thoren oft Gunst zu Theil wird und Ehre den Verleumdern. So ward Fengo, indem er, kaum gereinigt von dem Blute des erschlagenen Bruders, in die verbrecherische Umarmung seiner Schwägerin sich stürzte, der doppelten Missethat doppelt schuldig.

Amleth, der diesem Treiben zusah und bei klugem Benehmen seinem Oheim verdächtig zu werden fürchtete, suchte sich Leben und Wohlfahrt dadurch zu sichern, daß er den ihm angeborenen Verstand und Witz eben dazu benutzte, diese Eigenschaften hinter

erkünsteltem Blödsinn so wenig als möglich zum Vorschein kommen zu laßen. Täglich erschien er in entstellende Lumpen gehüllt, mit dem Schmutz und Unrath des Bodens den Körper über und über besudelt. Erkünstelte Bläße und verunstaltete Farbe des Gesichts trugen nicht wenig dazu bei, eines lächerlichen Wahnsinns Verirrung vorzuspiegeln. Was er sprach, hatte den Anschein von Blödsinn, was er vornahm und that, das Gepräge völliger Geistlosigkeit. Kurz, wer ihn sah, muste nicht einen Mann, nein, ein trauriges Missgeschöpf, von der entarteten Natur für Hohn und Verachtung erzeugt, in ihm zu erblicken wähnen. Dabei war es sein gewöhnliches Geschäft, am Heerde sitzend mit beiden Händen die Kohlen zusammenzukehren und krumme Stäbchen aus Holz zu schnitzen, die er dann im Feuer zu härten und mit Widerhaken zu versehen pflegte. Wurde er gefragt, was er hiemit bezwecke, so gab er zur Antwort, er sorge für scharfes Geschoß um den Tod seines Vaters zu rächen. Er hatte deshalb vielfältigen Hohn zu ertragen, indem den Meisten ein solches Beginnen als höchst lächerlich und eitel erschien, obwohl es ihm später zur Ausführung seines Vorhabens nicht wenig behülflich gewesen ist. Dagegen erregte bei schärfern und sinnigern Beobachtern diese Beschäftigung zuerst den Argwohn listiger Verstellung. Denn selbst das Geschick bei so geringfügigen Arbeiten deutete auf verborgene Anlagen, indem der, dessen Hände so kunstreiche Spielereien schufen, schwerlich ein völlig Blödsinniger sein konnte. Auch unterließ er nie, die zugespitzten und gehärteten Stäbchen mit gröster Sorgfalt zu sammeln und aufzubewahren. Es geschah daher, daß Einige, von der wahren Beschaffenheit seines Geistes überzeugt, offen behaupteten, daß dieser Wahnwitz nur Schein, ja die Maske des feinsten Verstandes sei, und daß, um Solches an den Tag zu bringen, kein Mittel erfolgreicher sein könne als wenn man ihn insgeheim mit einem Weibe von ausgesuchter Schönheit zusammenbrächte, die im Stande wäre, in seinem Herzen die Flamme sinnlicher Lust zu entzünden. Denn so stark sei die Macht der Natur in ihrem Anreiz zu fleischlichem Genuße, daß keine Kunst der Verstellung da-

gegen bestehen könne; und so werde sie auch in diesem Falle zu gewaltig sein als daß es der List gelingen dürfte, sich ihrer zu bemeistern. Diese Stimmen fanden Gehör, und alsbald wurden Einige aus des Königs Hofgesinde ernannt, die den Jüngling in den entlegensten Theil einer Waldung geleiten musten, um eine Prüfung der erwähnten Art mit ihm vorzunehmen. Zufällig befand sich in jener Schar ein Milchbruder des Prinzen, in dessen Herzen die Rücksichten der Freundschaft gegen den Gespielen der Kindheit noch nicht ihre Geltung verloren hatten. Dieser, das Andenken an jenes alte Verhältniss höher achtend als das Gebot seines gegenwärtigen Herrn, hatte den Begleitern des Amleth sich angeschloßen, um ihn zu berathen, wenn er Zeichen eines hellern Bewustseins von sich geben, ganz besonders aber, wenn er sich der Befriedigung sinnlicher Lust frei und offen überlaßen sollte. Auch wuste Amleth selbst gar wohl, woran er war. Als er daher das Pferd besteigen sollte, setzte er sich absichtlich so, daß er das Gesicht nach hinten kehrte, indem er den Schwanz als Zügel ergriff, als denke er auf diese Weise den Lauf des Rosses zu lenken. Nicht wenig wurden dadurch von vorn herein die Ränke des Oheims und die Nachstellungen, die seiner warteten, entkräftet.

Im Verlauf der Reise war man zwischen Strauchwerk und Gebüsch auf einen Wolf gestoßen, und da die jüngern Begleiter sich an Amleth mit den Worten wandten: Ei seht, da kommt uns ja ein Pferd entgegen, gab dieser zur Antwort, daß sich deren nur sehr wenige in Fengos Heer befänden, indem er hiemit eben so leis als witzig die Vermögensumstände seines Oheims verspottete. Und als sich jene über die Klugheit dieser Erwiderung äußerten, versicherte er, mit vollkommenem Bewustsein so gesprochen zu haben, um auf keinerlei Weise der Lüge verdächtig zu werden. Denn allwege bedacht, als fern von jedem Truge zu erscheinen, wuste er Wahrheit mit List dergestalt zu paaren, daß jene stäts seinen Worten zu Grunde lag, während er anderntheils durch die Art, wie er sich ihrer bediente, die Fülle seines Scharfsinns behutsam verdeckte.

Weiterhin gelangte man an das Ufer des Meeres. Als hier Amleths Begleiter auf das Steuer eines gestrandeten Schiffes stießen und ein Meßer von außerordentlicher Größe gefunden zu haben versicherten, erwiderte der Prinz: In der That, man muß damit einen gewaltigen Schinken theilen können, womit er offenbar auf den Meeresarm anspielte, als dessen weiter Fläche ein so großes Ruder angemeßen sei. Ebenso als man später auf Dünen traf und ihm der Kieß als geschrotenes Korn gezeigt wurde, gab er zur Antwort: Ja, die Wogen des schäumenden Meeres haben es gemalen; und da seine Umgebung auch diese Antwort lobte, versicherte er, dieß nicht weniger mit dem Bewustsein, wie klug es sei, gesprochen zu haben. Endlich an Ort und Stelle gelangt, wurde der Prinz, um der Befriedigung seiner Lust kein Hinderniss in den Weg zu legen, der Abrede gemäß von den Begleitern alsbald verlaßen, und die vom Könige erlesene Jungfrau ihm entgegen gesandt, der auch, wie einer zufällig dargebotenen Ueberraschung des Geschicks, die freundlichste Begegnung von seiner Seite zu Theil ward, und am einsamen Orte sicherlich noch mehr geschehen wäre, wenn nicht jener Milchbruder den Prinzen durch ein verstecktes Zeichen von den Nachstellungen, die seiner harrten, zur rechten Zeit unterrichtet hätte. Darauf bedacht, wie eine solche Warnung am Schicklichsten geschehen und der Jugendfreund vor der gefahrvollen Lockung behütet werden könnte, hatte dieser nämlich ein rothblühendes Halmgewächs, das er am Boden fand, dem Schwanze einer vorüberfliegenden Bremse anzuheften gewust, die er sodann der Gegend zutrieb, in der sich Amleth befinden muste. Auch ermangelte dieser Dienst gegen den unbedachtsamen Freund nicht des gewünschten Erfolgs: denn mit eben so viel Scharfsinn, womit der Eine das Warnungszeichen ertheilte, wurde es von dem Andern erkannt und seine Bedeutung verstanden. Sobald Amleth die Bremse erblickt und den Halm, den sie am Schwanze führte, gehörig in Augenschein genommen hatte, merkte er, daß ihm damit ein Zeichen lauernden Verraths gegeben sei. Um nun der Gefahr, die ihn bedrohte, zu entgehen und seine Begierde in größerer

Sicherheit befriedigen zu können, nahm er die Jungfrau in seinen Arm und entführte sie an einen entlegenen sumpfigen Ort, wo er auch bald zum ersehnten Ziele seiner Wünsche gelangte. Und als er hierauf das Mädchen dringend beschwor, ihre Heimlichkeit vor aller Welt durch das tiefste Schweigen zu bewahren, ward von ihr das Versprechen mit der grösten Bereitwilligkeit und mit gleichem Eifer, als es geheischt worden war, ertheilt und bekräftigt. Denn auch sie war ihm durch gemeinschaftliche Erziehung und Pflege von Kindheit an auf das Innigste befreundet und gewogen.

Als nun Amleth nach der Heimkehr von Allen wie zum Scherz gefragt wurde, ob er das Mädchen erkannt habe, gestand er offen und frei, ihre Reize genoßen zu haben. Weiter befragt, wo er dieß gethan und welcher Polster er sich dabei bedient, gab er zur Antwort: er habe auf dem Hufe eines Rindes, dem Kamme eines Hahnes und einigen Balken geruht. Kein Wunder, wenn hierauf ein ungeheures Gelächter der Umstehenden erfolgte, obgleich auch dieser noch unverstandene Scherz wohl der Wahrheit keinen Abbruch that. Als man dagegen bei der Jungfrau nach dem Hergange der Sache frug, wollte sie von alle dem nichts wißen, und man glaubte ihr um so mehr, je weniger Amleths Begleiter etwas der Art hatten wahrnehmen können. Jenem Jünglinge aber, der durch das Zeichen an der Bremse sich um den Prinzen so verdient gemacht hatte und jetzt in der Absicht als Urheber jener That anerkannt zu werden, gegen Amleth äußerte, er habe sich neuerdings ganz seinem Dienste gewidmet, gab dieser, um auch seinerseits nicht unachtsam und gleichgültig zu erscheinen, zur Antwort: In der That, er habe einen kleinen Heuträger gesehen, dem ein Halm am Hintern gesessen. Eine Erwiederung, die alle Uebrigen eben so zum Lachen reizte, als sie Amleths Getreuen durch ihre Angemeßenheit ergetzte.

Als so alle Versuche fehlschlugen und keiner zu des Jünglings wahrem Geiste den Schlüßel finden konnte, meinte einer von Fengos Freunden, der mehr von Dreistigkeit als Einsicht besaß, man müße, um hinter das undurchdringliche Gewebe von List und

Verschlagenheit zu gelangen, das gewöhnliche Verfahren, das immer ohne Erfolg bleiben werde, völlig aufgeben und dafür einen ganz andern, nachdrücklichern Weg einschlagen. Er rühme sich, nach langem Sinnen ein Mittel gefunden zu haben, das mit Leichtigkeit ausführbar sei und, um der Sache auf den Grund zu kommen, vom besten Erfolg sein müße. Fengo solle sich nämlich unter dem Vorwande eines dringenden Geschäfts auf einige Zeit aus der Burg entfernen, Amleth aber unterdes mit der Königin in einem gemeinsamen Gemach verschloßen werden, nachdem man für einen zuverläßigen Mann gesorgt, der in einem versteckten Theile desselben Zimmers verborgen, alle zwischen jenen Beiden vorkommende Gespräche unbemerkt mit anhören könnte. Jetzt werde der Prinz, wenn er anders bei Verstande sei, kein Bedenken tragen, in den Busen der leiblichen Mutter Alles, was ihn quäle und beschäftige, sorglos auszuschütten. Er selbst endlich erbot sich zu dem Geschäft des heimlichen Lauschers, um nicht bloß Urheber eines so trefflichen Raths, sondern auch sein Vollstrecker zu heißen.

Dem König ist der Vorschlag ganz genehm, eine lange Reise vorschützend entfernt er sich von der Burg; Jener aber, der ihm den Rath ertheilt, begiebt sich heimlich in das Gemach, in welchem Amleth und seine Mutter eingeschloßen sind, und verbirgt sich unter der Hülle eines Bettes. Amleth indes, der immer auf seiner Hut ist, fehlt es nicht an einer Gegenmaßregel: aus Furcht, heimlich behorcht zu werden, bleibt er vorerst seinem angenommenen Wesen getreu, und nach Art eines Hahnes krähend und die Arme gleich Flügeln auf und nieder schlagend, besteigt er das Bett und beginnt sich auf demselben herumzuwälzen, um zu entdecken, ob Jemand unter demselben verborgen sei. Sobald er aber mit seinen Füßen einen Körper unter dem Lager wahrnimmt, stößt er nach ihm mit dem Schwerte und zieht ihn dann aus den Decken hervor, um ihm vollends den Rest zu geben. Hierauf schneidet er den Leichnam in kleine Stücke, kocht ihn in heißem Waßer und wirft ihn in die Oeffnung einer Schleuse, den Schweinen zu leckerm Futter.

Dieß vollbracht kehrte er in das Zimmer zurück, und da die Königin über diesen Ausbruch seines Wahnwitzes, wofür sie es hielt, heftig zu weinen und sich zu beklagen begann, hub er gegen sie an zu sprechen: Wie, verabscheuungswürdige Mutter, hoffst du deine schmachvolle Missethat hinter erkünsteltem Jammer und heuchlerischen Thränen zu verbergen? Die du nach geiler Metzen Art des sündlichen Ehebettes Lüste nicht scheust, den Mörder deines Gatten in blutschänderischer Verbindung an deinem Busen hegst und ihm, der deines Sohnes Vater schlachtete, mit ekelhaften Liebkosungen schmeichelst! Ich aber trage nicht umsonst das Kleid der Thorheit: denn ich zweifle nicht, daß der, welcher seinen Bruder mordete, mit gleicher Grausamkeit auch gegen seine Verwandten wüthen werde. Darum zieh ich es vor, für einen Blödsinnigen denn für einen Klugen zu gelten; darum suche ich Sicherheit und Schutz hinter der äußersten Geistesverwirrung erborgter Hülle. Im innersten Herzen aber lebt mir der Drang, den Vater zu rächen; wenn ich noch zaudere, ist dieß nichts als Schuld der Zeit und der Gelegenheit, deren Gunst ich mit Sehnsucht erwarte. Nicht überall ziemt sich ein gleiches Verfahren. Denn gegen ein finsteres, verstocktes Gemüth bedarf es verborgener Weisen. Du aber thust etwas sehr Ueberflüßiges, meine Thorheit zu beklagen, die du billiger über deine eigene Schmach jammern und weinen solltest. Uebrigens wirst du zu schweigen wißen.

Durch den Stachel solcher Reden gelang es ihm, die Mutter auf den Weg der Tugend und Pflicht in dem Maße zurückzuführen, daß das Andenken der frühern Liebe mehr fortan in ihrem Herzen galt, als der Reiz und die Lockungen der Gegenwart.

Als Fengo heimgekehrt war und sich jener Späher nirgends sehen laßen wollte, fieng er an den ganzen Tag über emsig nach ihm zu forschen und zu fragen; Alle aber versicherten, nichts von ihm zu wißen. Nur Amleth, den man zum Scherz ebenfalls frug, ob er keine Spur des Vermißten wahrgenommen habe, gab zur Antwort: Jener sei in die Schleuse spaziert, allmählich auf den

Grund gerathen und endlich, von Schlamm und Koth überdeckt, den ab- und zugehenden Schweinen eine willkommene Speise geworden. So sehr diese Erwiederung der Wahrheit gemäß war, wurde sie dennoch bei ihrem Anscheine von aberwitziger Verkehrtheit von Allen, die sie vernahmen, von ganzem Herzen verlacht.

Fengo jedoch mochte sich immer noch nicht von Amleths Stumpfsinn versichert halten; vielmehr war er fest von seiner List und Verschlagenheit überzeugt. Darum beschloß er endlich, ihn aus dem Wege zu räumen; aber aus Furcht, sowohl Rorik als Geruthe zu beleidigen, wenn er selbst Hand an ihn legte, hielt er es für gerathen, um wenigstens den guten Schein zu bewahren, durch einen Andern die That vollstrecken zu laßen. Und dazu wählte er den König von Britannien: denn es kümmerte ihn wenig, einen Freund mit Fluch zu beladen, wenn er dadurch für sich den übeln Folgen einer Missethat entgehen konnte.

Amleth wird nach England entsendet. Vor der Abreise befiehlt er seiner Mutter, die Halle des königlichen Palastes wie zum Schmucke mit einem netzartigen Gewebe zu bekleiden, nach Jahresfrist aber scheinbar sein Todesfest zu feiern; er werde bedacht sein, zur selben Zeit nach Hause zurückzukehren. — Mit dem Prinzen reisen zugleich zwei aus dem Hofgesinde des Königs, nach damaliger Sitte anstatt des Briefes mit einer Runentafel versehen, worin dem Könige der Briten der Auftrag ertheilt wird, den Jüngling, den man ihm schicke, sofort ums Leben zu bringen. Amleth aber ist gewohnt, dem Verrathe zu begegnen. Kaum bemerkt er, daß seine Begleiter sich sorglosem Schlafe überlaßen haben, als er ihr Gepäck unverzüglich durchsucht, wobei ihm jener verhängnißvolle Brief glücklich in die Hände kommt. Sobald er des Oheims Auftrag gelesen, schabt er Alles, was der Tafel eingegraben ist, sorgfältig weg und setzt an dessen Stelle eine neue Verbindung von Zeichen, worin der frühere Befehl umgekehrt und das ihm zugedachte Todesurtheil auf seine Begleiter übertragen wird. Und damit nicht zufrieden, die Gefahr, die seinem Leben drohte, auf Andere gewälzt zu haben, fügt er unter Fengos Na-

men und Unterschrift die Bitte an den König hinzu, dem klugen Jünglinge, den man ihm gesendet, seine Tochter zur Gemahlin zu geben.

In Britannien gelandet, verfügen sich die Gesandten alsbald an den königlichen Hof und überreichen jenen Brief, ihres eigenen Todes Förderer und Verschulder, während sie in dem Wahne leben, einen Andern ins Verderben zu stürzen. Der König, ohne sich etwas von seinem Auftrage merken zu laßen, nimmt sie mit gastfreundlicher Gefälligkeit und ehrendem Entgegenkommen auf. Man begiebt sich zu Tisch, und hier geschah es, daß Amleth, allen Ueberfluß des königlichen Mahles gleich schlechter gemeiner Kost verschmähend, nicht das Geringste weder an Speise noch an Trank zu sich nehmen wollte. Kein Wunder, wenn einen Jeden, der zugegen war, dieß seltsame Benehmen des Gastes befremdete. Ehe man daher nach Beendigung des Males sich zur Ruhe begab, sorgte der König dafür, daß sich Jemand in das Schlafgemach der Fremden versteckte, um in heimlicher Verborgenheit ihre nächtlichen Gespräche zu belauschen und dadurch Amleths Verfahren wo möglich auf den Grund zu kommen. Als nun dieser während der Nacht von seinen Begleitern gefragt wurde, warum er sich bei dem Male so gar aller Speisen, gleich als seien sie vergiftet gewesen, enthalten habe, gab er ihnen zur Antwort: das Brot sei von Blut behaftet gewesen, das Getränk habe nach Eisen geschmeckt, die Fleischspeisen aber den Geruch von Leichen, einen Brodem nach Tod und Verwesung an sich gehabt. Ferner wollte er an den Augen des Königs etwas Knechtisches wahrgenommen haben; an der Königin aber drei Ungebührlichkeiten, durch die eine Magd sich kenntlich mache. Als Amleth solchergestalt mehr die Wirthe als ihre Gaben schmähte, begannen seine Begleiter, die in alle dem nichts als Spuren seiner alten Geistesverwirrung sahen, mit muthwilligem Hohne seiner zu spotten und ihm vorzustellen, wie ungebührlich es sei, das Schickliche zu schmähen, das Löbliche zu verunglimpfen, einen vortrefflichen König und eine sittige Königin mit schnöder Rede anzutasten,

und das Lob, das ihnen zukomme, in Schimpf und Tadel zu verkehren.

Als der König diese Reden von seinem Kundschafter vernahm, hielt er dafür, daß ein Mann, der Solches gesprochen, entweder aberwitzig, oder mit übermenschlichem Sinn von der Natur begabt sein müße; so mit wenigen Worten die ganze Tiefe von Amleths Verschlagenheit umfaßend. Um der Sache auf den Grund zu kommen, wurde nun zunächst der Verwalter gefragt, woher er das Brot zum gestrigen Male genommen, und als dieser sich auf den Hofbäcker berief, gleicherweise bei diesem Erkundigung eingeholt, wo das Korn dazu gewachsen sei und ob sich auf jener Stelle keine Spuren von menschlichen Leichen fänden, worauf die Antwort erfolgte, daß in der Nähe ein Feld gelegen sei, mit Knochen längst Erschlagener bedeckt und allen Anzeichen zufolge der Ort einer ehemaligen Metzelei, den er, wie Andere vor ihm, wegen seiner Fettigkeit und in Erwartung einer reichlichen Ernte im Frühjahr bestellt und besät habe. Es könne daher wohl sein, daß das Brot etwas nach Verwesung schmecke. Da sich Amleths Bemerkungen sonach von einer Seite als wahr bestätigt hatten, erkundigte sich der König weiter, woher man den Speck genommen habe, und erhielt die Auskunft, daß die Schweine, durch die Sorglosigkeit des Hüters einst aus ihrer Haft entkommen, von dem verwesten Leichnam eines Räubers sich gemästet hätten, und solchergestalt ihr Fleisch wie von Fäulniß angegangen schmecken könnte. Als der König auch hierin Amleth wahr erfunden, fragt er ferner, woraus man das Getränk bereitet habe, und erfährt, daß es ein Gemisch von Waßer und Gerste gewesen sei. Man zeigt ihm auf sein Verlangen die Quelle, aus der man zu diesem Behufe geschöpft, und kaum hat man, ebenfalls auf seinen Befehl, hier nachzugraben sich angeschickt, als mehrere verrostete Schwerter zum Vorschein kommen, woher nun auch der Eisengeschmack des Waßers sich erklären ließ.

Nach alledem von der Wahrhaftigkeit der Aussprüche Amleths überzeugt, fieng der König an, sich wegen des Vorwurfs zu

bekümmern, der seine Augen getroffen hatte, indem er hierin zugleich einen Einwurf gegen die Reinheit seiner Abstammung erkannte. Er sprach also insgeheim seine Mutter und fragte sie aus, wer sein wahrer Vater gewesen sei; und obgleich diese lange darauf bestand, außer dem Könige keines Mannes Umarmung geduldet zu haben, gelang es ihm endlich dennoch durch wiederholte Drohungen das Geständniss von ihr zu erpressen, daß er der schmachvollen Vermischung mit einem Sclaven sein Leben verdanke. Gleich voll von Scham und Verdruß wegen dieses Makels, der auf seinem Herkommen haftet, wie von Verwunderung über den Scharfsinn des königlichen Jünglings, verlangt er von diesem nun auch die Erklärung, wie er darauf gekommen sei, im nächtlichen Gespräch mit seinen Gefährten der Königin ein unedles Betragen vorzuwerfen, und erhält darauf zur Antwort: Dreierlei habe sie sich zu Schulden kommen laßen, was unadelige Sitten verrathe: erstlich, daß sie gleich einer Magd den Kopf verhüllt getragen; zweitens beim Gehen das Kleid empor geschürzt, endlich über Tische die Ueberbleibsel der Speisen aus den Zähnen gestochert, gekaut und hinuntergeschluckt habe. Uebrigens sei ihm zu Ohren gekommen, wie die Mutter der Königin als Gefangene in die Sclaverei gerathen und somit den Sitten der Letztern ihre Geburt entsprechend sei.

Der König, Amleths Verstand wie einen fast übermenschlichen zu bewundern und seine Aussprüche gleich göttlichen Offenbarungen zu achten gedrungen, stand nicht länger an, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Gleicherweise ließ er dessen Gefährten, um dem erdichteten Auftrage seines Freundes Genüge zu leisten, am folgenden Tage aufknüpfen, wovon Amleth außerdem daß er von den lästigen Gesellen befreit wurde, noch einen Vortheil zu ziehen wuste, indem er nämlich, über diesen Mord sich unwillig und beleidigt stellend, vom Könige Gold zur Sühne empfieng, das er alsbald in Feuer schmelzen und in hohle Stöcke gießen ließ.

Nach Verlauf eines Jahres nahm Amleth Urlaub und kehrte

in das Vaterland zurück, von allem Reichthum des königlichen Schatzes nichts als jene goldgefüllten Stöcke mit sich führend. Sobald er Jütland erreicht hatte, vertauschte er den Schmuck, den er Anstandes halber bisher getragen, absichtlich mit solchen Kleidern, die, lächerlich und ungewöhnlich, seiner frühern Rolle angemeßen waren. Und da er so, in Schmutz und Lumpen gehüllt, die Zimmer des väterlichen Hauses betrat, in welchem man so eben seine Todtenfeier veranstaltete, war das Erstaunen Aller nicht gering, durch das Gerücht von seinem Dahinscheiden sich dergestalt hintergangen zu sehen. Zuletzt löste sich jedoch die Ueberraschung in Gelächter auf, indem die Gäste zum Scherz sich wechselseitig aufzogen, daß jener in demselben Augenblicke lebend erschienen war, da man ihm die Leichenfeier halten wollte. Hierauf wurde Amleth nach seinen Reisegefährten gefragt, und da zeigte er auf die Stöcke, die er aus England mitgebracht hatte: Seht, sagte er, hier ist der Eine und hier der Andere — eben so wahr als scherzhaft, so eitel auch die Meisten dieses Wort dünken mochte: denn er deutete auf die Buße, die er nach ihrer Ermordung erhalten. Bei Tische schloß sich Amleth an die Schenken an und verrichtete sein Amt mit ziemlichem Eifer, um die Gäste so viel als möglich in trunkene Fröhlichkeit zu versetzen. Und damit das weite Gewand ihn beim Gehen nicht hindern möchte, umgürtete er die Hüfte mit einem Schwerte; und da er dieses absichtlich mehrmals aus der Scheide zog und sich mit der äußersten Spitze desselben die Finger leicht verwundete, waren die Umstehenden geschäftig, das Schwert und die Scheide durch einen eisernen Keil aneinander zu heften.

Wie erwähnt, hatte Amleth, um sich sein Vorhaben zu erleichtern, den edeln Gästen mit Becher auf Becher unermüdlich zugesetzt, und so geschah es denn am Ende, daß Alle die zugegen waren von Wein überwältigt und unvermögend der Gewalt des Rausches zu widerstehen, inmitten der königlichen Halle einem tiefen Schlafe sich überließen, dergestalt, daß man den Lärm und das Toben eines frohen Gelags bald in die öde Stille eines Schlaf-

gemachs umgewandelt sah. Jetzt schien dem Jünglinge die Gelegenheit gekommen, das ersehnte Werk der Rache zu vollstrecken: er eilt, jene Stäbchen, die er einst mit emsiger Hand geschnitzt, in seinen Busen zu sammeln, kehrt sodann in das Gemach zurück, in welchem die Großen des Landes in den doppelten Banden des Schlafes und des Rausches auf dem Boden zerstreut daniederliegen, löst das von der Mutter gewebte Netz, das auch die untersten Wände der Halle umzieht, von den Heften los und nachdem er es über die Schläfer gebreitet, schürzt er es mit Hülfe jener hölzernen Haken zu einem so undurchdringlichen Netze von Knoten und Schlingen, daß Keiner, der darunter lag, mit aller Anstrengung sich davon zu befreien und vom Boden aufzustehen vermochte. Hierauf wirft er Feuer in das Haus, das in Kurzem zu mächtigen Flammen schlagend, alle Gemächer des Palastes ergreift und sämmtliche Gäste, entweder noch in tiefem Schlafe oder in vergeblichem Widerstande gegen ihre Feßeln begriffen, zu Asche verbrennt. Sodann begiebt er sich in das Schlafgemach seines Oheims, der das Mal früher verlaßen hatte, vertauscht das Schwert, so an dessen Bette hängt, mit dem seinigen und erweckt ihn sodann unter dem Rufe, seine Mannen würden vom Feuer verzehrt, Amleth aber sei gekommen, mit seinen Krummstäbchen bewaffnet und voller Gier, dem Tode seines Vaters die schuldige Sühne zu bringen. Bei diesen Worten springt Fengo von dem Bette, fällt aber sofort unter Amleths Streichen zu Boden, indem er, seines Schwertes beraubt, die fremde Waffe vergebens aus der Scheide zu ziehen sich abmüht.

Nach Vollstreckung dieser That hielt Amleth, in Ungewisßheit über die Gesinnung des Volkes, zunächst für gerathen, sich so lange in einen Schlupfwinkel zu verbergen bis er erkannt hätte, wohin des rohen Haufens Stimmung sich neige.

Als aber am nächsten Morgen die Nachbarschaft, die den nächtlichen Brand wahrgenommen hatte, zusammengelaufen war, um sich von dem Hergange und der Veranlaßung der Feuersbrunst zu unterrichten, und nun den königlichen Palast in Asche

liegen sah und außer den rauchenden Trümmern und den Resten versengter Leichen Niemand sich darbot, der über den Verlauf dieses Jammers und Unglücks Aufschluß geben konnte, und als endlich selbst Fengos verstümmelter Leichnam inmitten der Verwüstung gefunden wurde, so entstand für den Augenblick große Verwirrung und Unwille und Kummer brach hervor, während sich jedoch an Einigen schon eine heimliche Freude über das verdiente Gericht, und Frohlocken über den Tod des Tyrannen unverkennbar äußerte.

Diese Stimmung des Volkes bewog den Amleth, aus seinem Schlupfwinkel vertrauensvoll hervorzutreten, worauf er die, deren Anhänglichkeit an das Gedächtniß seines Vaters ihm bekannt war, zu einer Versammlung berief und in kräftigen Worten folgendermaßen anredete: Laßt euch, meine Freunde, durch das Elend, das ihr schaut, nicht irren, so das Andenken an Horwendills trauriges Ende in euerm Herzen noch fortlebt; ihr, sag ich, die ihr Treue euerm Könige, Liebe und Ergebenheit euerm Vater bewahrtet, laßt euch durch den jammervollen Anblick nicht irren. Eines Brudermörders, nicht eines Königs Untergang habt ihr vor Augen. Beklagenswerther war der Anblick, als ihr euern König, vom verruchtesten Meuchelmörder, um nicht Bruder zu sagen, schmachvoll erdroßelt mit eigenen Augen schautet, mit eigenen thränenvollen Augen die zerstückten Glieder Horwendills schautet und seinen königlichen Leib von zahllosen Wunden entstellt. Wer von euch zweifelt, daß dieß geschah, um das Vaterland in die Ketten der Knechtschaft zu schmieden? Daß dieselbe Hand, die euerm Herrn den Tod gab, das Joch schmachvoller Unterwürfigkeit euch zudachte? Wer nun wäre thöricht genug, über Fengos Grausamkeit und Herschsucht Horwendills und seiner Liebe zu vergeßen? Bedenkt, mit welchem Wohlwollen mein Vater euch entgegenkam, wie er Recht und Gerechtigkeit schützte, wie er Menschlichkeit überall ehrte und übte. Erinnert euch, wie an die Stelle des mildesten Königs, des liebreichsten Vaters ein Zwingherr sich eindrängte, ein Meuchelmörder sich einschwärzte, der euch eurer Rechte be-

raubte, Zucht und Sitte schändete, des Vaterlands Ehre durch Verbrechen besudelte, in das Joch der Sclaverei eure Nacken beugte und der Freiheit Mund und Hände band. Das Alles hat seine Endschaft erreicht, seitdem der Urheber dieser Schmach unter seinen eigenen Verbrechen erlegen ist und der Brudermörder seiner Schandthaten Strafe gebüßt hat. Wer wäre wohl so verblendet, daß er das, was für seine Wohlfahrt geschehen ist, als Unbill mit Missmuth aufnehmen; wer so verlaßen von Geist, daß er trauern könnte, wenn er auf das Haupt des Verbrechers die eigene Missethat zurückfallen sieht? Wer mag eines blutgierigen Henkers Tod beweinen, wer den verdienten Untergang des grausamsten Tyrannen bejammern? Fragt ihr nach dem Vollstrecker der That, hier ist er, ihr schaut ihn mit Augen. Ich selbst, und ich rühme mich dessen, habe dem Vater, dem Vaterlande die Schuld der Rache abgetragen; ich allein habe das Werk vollbracht, das ebenso gut auch euern Händen zukam. Niemand leistete mir Beistand bei der rühmlichen That, kein Helfer war mir zur Seite. Zwar bin ich überzeugt, daß ihr mir eure Theilnahme nicht versagt haben würdet, wenn ich darum gebeten, da ich eurer Treue zu dem ehemaligen Könige, wie eurer Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten vollkommen vertraue. Aber es gefiel mir, ohne Gefahr für euch die Schuldigen zu strafen, weil ich fremde Schultern nicht mit einer Last beladen wollte, der ich allein gewachsen zu sein glaubte. Die Andern alle sind zu Asche geworden durch mich; nur Fengos verstümmelten Leib hab ich euch überlaßen, um an ihm die Lust zu gerechter Rache zu sättigen. Hinzu denn mit Eil, den Scheiterhaufen errichtet; verbrennt den lästerlichen Leib, bratet die verruchten Glieder, zerstreut die schnöde Asche, den schuldbeladenen Staub gebt ihn Preis allen Winden; kein Gefäß, kein Grabmal soll der Knochen verhaßte Ueberreste umschließen! Es verbleibe keine Spur vom Mörder des Bruders, seinen fluchbeladenen Gliedern keine Stätte in unserm Vaterlande; nicht werde die Nachbarschaft durch sie verpestet, nicht das Meer, nicht der Schooß der Erde verunreinigt, indem er zur Herberge wird einem

so fluchbeladenen Leibe wie diesem. Alles Uebrige ist von mir geleistet und vollbracht, nur diesen Dienst hab ich eurer treuen Gesinnung überlaßen wollen. So und nicht anders soll der Leiche des Tyrannen geschehen; dieß die Feier, die den Resten des Brudermörders gebührt. Was aber mich betrifft, braucht es, euch an meinen Jammer zu erinnern? Was ich geduldet euch herzuerzählen? Meiner Drangsale Bild euch vorüberzuführen, die ihr selber beßer kennt als ich? Vom Stiefvater dem Tode bestimmt, von der Mutter verachtet, von den Nächsten fast angespieen, verbrachte ich Jahre des Kummers, waren meine Tage voll Kümmerniss, mein ganzes Leben eine Reihe von Angst, Besorgniss und Gefahren. Oft, wohl habe ich es wahrgenommen, beklagtet ihr mit stillen Seufzern meinen Stumpfsinn, der mich hindere, dem Vater ein Rächer, dem Brudermörder ein Richter zu werden. Das galt mir für ein heimliches Zeichen eurer Liebe, für eine Bürgschaft, daß in euerm Herzen die Erinnerung an den schmählichen Tod eures Königs noch nicht erstorben sei. Welches Herz auch wäre so verstockt, wessen Busen so steinern, daß ihn meiner Leiden Mitgefühl nicht rühren sollte? Daß er nicht Theil nehmen sollte an meinem Elend, meiner Bedrängniss? Darum, Freunde, erbarmt euch eures Zöglings; ihr, deren Hände schuldlos sind an dem Tode Horwendills, laßt meinen Jammer euch rühren. Erbarmt euch meiner bedrängten Mutter und freut euch mit ihr, einst eurer Königin, die verdammt war, an ihres Gemahls Bruder und Mörder gefeßelt, zwiefacher Schande doppelte Last mit schwachen Schultern des Weibes zu tragen, daß sie jetzt frei geworden ist von der drückenden Bürde jener Schmach. Darauf stand mein Sinn, als ich Rache brütend im Innern, meines Geistes Licht verhehlend in erborgte Schatten der Thorheit und des Wahnwitzes mich hüllte. Wie der Erfolg dem Streben entsprochen, habt ihr vor Augen, und ich freue mich in euch Zeugen einer solchen That zu haben. Ihr aber thut jetzt das Eure. Haltet Gericht über den Leichnam des Mörders, tretet mit Füßen seine Reste, wüthet in der Asche des Verruchten, der seinen Herrn

und König verrieth, der in die schmachvollste Knechtschaft euch bannte, der des Vaterlands Freiheit erdrückte, der auf Brudermord Blutschande gehäuft hat. Mich, den Handhaber des gerechten Gerichts, den Vollstrecker blutiger Rache, nehmt mich auf in eure Huld, ehrt mich mit gebührender Achtung und laßt eure Augen mit Wohlwollen auf mir ruhen. Ich habe des Vaterlandes Schmach getilgt, die Schande der Mutter gelöst, der Knechtschaft ein Ende gemacht, den Brudermörder gerichtet, des Oheims Nachstellungen durch List entwaffnet, der, wär er am Leben geblieben, der Verbrechen kein Ziel, des Verraths kein Ende gewußt hätte. Seit erkenntlich gegen diese Wohlthat und ehrt meinen Geist, und gebt mir das Reich, wenn ich seiner würdig: mir dem Vollbringer einer solchen That, dem Erben der väterlichen Macht, nicht dem ausgearteten, mordbefleckten, nein dem rechtmäßigen Nachfolger, dem frommen Sühner der am Vater verübten Greuel. Ihr verdankt mir den Wiederbesitz der Freiheit, des Zwingherrn Unterdrückung, Erlösung vom Joche der Knechtschaft; durch mich liegt des Tyrannen, des Brudermörders Scepter zerbrochen zu euern Füßen. Mir gelang der Sieg über den Henker. Der Lohn steht bei euch, von euch erwartet das Verdienst den Dank und die Krone, die ihm gebührt.

Diese Rede des Jünglings hatte zu Mitleiden Aller Herzen gerührt, Einige bis zu Thränen. Einstimmig und mit hellem Freudenruf, sobald der Schmerz es gestattete, ward er zum Herrn und Könige ernannt. Denn Aller Erwartung ruhte auf ihm, der die kühnste That mit der verborgensten List vorbereitet, mit unglaublicher Festigkeit durchgeführt hatte.

Amleth gieng hierauf nach England zurück, um Schwiegervater und Gattin zu besuchen.

---

2. Hamlet.

Zur Sagenvergleichung.

Die mitgetheilte Erzählung aus Saxos dänischer Geschichte ist als die ursprüngliche und älteste Quelle des Shakspeareschen Hamlet anzusehen, wiewohl der Dichter zunächst aus einem ältern dem Thomas Kyd zugeschriebenen Trauerspiel gleichen Inhalts und einer englischen Novelle geschöpft haben mag, die unter dem Titel: The hystorie of Hamblett. 4. mehrmals einzeln erschienen und wiederum erst aus Belleforests und Boisteaus Cent Histoires tragiques, Paris 1564, hervorgegangen ist, deren fünfter Band sie unter folgender Aufschrift enthält: Avec qu'elle ruse Amleth, qui depuis fuit roi de Dannemark vengea la mort de son père Horvendille, occis par Fengon, son frère et autre occurence de son histoire. Jene englische Erzählung nun, die Shakspeare vor Augen hatte, mag schon manche und vielfältige Zusätze willkürlich aufgenommen haben, indem nach Capells Versicherung alle Hauptmomente (?) und die bedeutendsten Charaktere (?) des Trauerspiels gleichsam im Keime in derselben liegen sollen, was von der ursprünglichen Sage bei Saxo schwerlich behauptet werden dürfte. Payne Collier hat sie 1843 nach dem spätern Druck von 1608 (der erste fällt beträchtlich vor den Beginn des 17. Jahrhunderts) in seiner Shakespeare's Library I. (London 1843) wieder abdrucken laßen.

Indessen sind doch auch schon bei Saxo die Figuren zu erkennen, aus welchen Shakspeare einige seiner Charaktere geschaffen hat. Aus dem Milchbruder des Prinzen (S. 106) ist Horatio, Hamlets Mitschüler zu Wittenberg, aus dem dreisten Höfling (S. 108) Polonius, aus der Jungfrau (S. 107) Ophelia geworden. Letztere

Stelle könnte auch zur Bestätigung der bekannten Ansicht Tiecks über Hamlets Verhältniss zu Ophelien dienen. Die Begleiter Amleths auf der Reise nach England (S. 111) finden sich bei Shakspeare in Rosenkranz und Güldenstern wieder.

Es hat uns nicht gelingen wollen, die Quelle des Zwischenspiels aufzufinden, welches Hamlet in der zweiten Scene des dritten Aktes vor seinem Oheim aufführen läßt. Daß eine solche vorhanden sei, laßen Hamlets eigene Worte vermuthen. Er sagt: „Das Stück ist die Vorstellung eines in Vienna geschehenen Mordes. Gonzago ist der Name des Herzogs, seine Gemahlin Battista: die Geschichte ist vorhanden und in auserlesenem Italienisch geschrieben.“ Freilich kann dieß auch eine falsche Angabe sein, die Shakspeare den Hamlet machen ließ, um die Anspielung auf den Oheim zu verdecken. Allein die Todesart Gonzagos durch das während des Schlafs ins Ohr geträufelte Gift kommt bei Saxo nicht vor und Shakspeare mag diese allerdings aus einer uns entgangenen italienischen Novelle entlehnt haben. Daß Battista ein Männername ist, wuste Shakspeare, wie das Personenverzeichniss der gezähmten Widerbellerin beweist; daß es aber auch ein Frauenname sein kann, scheinen diejenigen englischen Kritiker zu ignorieren, welche aus diesen Worten Hamlets Shakspeares Unbekanntschaft mit der italienischen Sprache folgern.

Man hat den Hamlet des Shakspeare mit dem Orest des Aeschylus und Sophokles verglichen, um daran den Unterschied der modernen und antiken Welt zu entwickeln. Die Aehnlichkeit beruht in der fast gleichen äußern Handlung, indem auch dort die Mutter mit dem Mörder des Vaters verheirathet ist, welchen der Sohn an beiden rächt. Bei Hamlet wie beim Orest findet sich ferner der Wahnsinn, nur daß diesen die Furien der aus unmittelbarem Gefühl schonungslos vollbrachten That ängstigen, während Jenen, der vor abwägender Gerechtigkeit nicht zur That kommen kann, seine Unschlüßigkeit dem Wahnsinn bloß stellt. Hamlet ist der umgekehrte Orest: jenem kommt das Nachdenken vor der That, diesem nach derselben; jenen verfolgen die Furien, weil er

zu langsam, diesen, weil er zu rasch handelte. Bei Hamlet straft das Gefühl die Ueberlegung, weil diese die vom Gefühl geforderte That verzögert; bei Orest straft die Ueberlegung das Gefühl, weil es die von ihm gemissbilligte That übereilte. Auffallend ist, daß wir in einigen Darstellungen der Sage von Orest und Klytemnestra auch einem solchen Netze begegnen, wie das, dessen sich Amleth bedient, um die Anhänger des Oheims zu verderben. Klytemnestras Worte bei Aeschylus nach Wilh. von Humboldts Uebersetzung:

„Ich macht' es so, denn läugnen werd ichs nimmermehr,
Daß nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr.
Erst warf ich ringsumfahend fischgarnähnliches
Endlos Gewand ihm über, Unglückskleiderschmuck,
Drauf treff ich zweimal, zweimal stöhnend sinket er
Die Glieder aufgelöset hin; dem Gesunkenen
Den dritten Streich versetz ich.“ —

stimmen nicht zu Agamemnons Worten bei Homer, Odyssee XI. V. 416—20.

„Doch dort hätt am Meisten das Herz dir getraurt bei dem Anblick,
Wie wir all um den Krug und die kostbeladenen Tische
Lagen im Saale gestreckt und ganz der Boden in Blut schwamm.

Nimmt man beide Erzählungen zusammen, so rächte Klytemnestra den Opfertod Iphigeniens durch dieselbe Arglist wie Amleth den Mord seines Vaters: das Fischnetz erscheint hier überhaupt, wie schon in der Edda, da Loki es erfand, als ein Symbol des Trugs.

Der Amleth des Saxo Grammaticus spiegelt bloß Wahnsinn vor, um zur Ausführung der feingewobenen List Zeit zu gewinnen; aber er ist des endlichen Erfolges gewiss. Der Hamlet Shakspeares leidet zugleich an dem Wahnsinn, den er heuchelt; er hat aber keinen Plan und folglich auch keine Hoffnung des Erfolgs und dieß Bewustsein des Nichtsthuns bei aller Aufforderung zur That treibt ihn wirklich zum Wahnsinn. Hier hat also

Shakspeare die Sage verlaßen und etwas ganz Neues geschaffen. Die Idee des Shakspeareschen Stücks ist darum auch eine ganz andere als die des Märchens; auch sind die Ausgänge verschieden, denn Amleth vollbringt seine List und geht siegreich aus dem Kampf hervor, Hamlet aber erliegt seiner Thatlosigkeit in dem Augenblick, da eine höhere Macht durch ihn handelt. Der Keim zu dieser Veränderung lag nur insofern schon in dem Märchen als auch Amleth kaltes Blut genug hat, seine Rache zu verschieben und es eben Hamlets Mangel an heißem Blut ist, die seiner Reflexion das große Uebergewicht über die Forderungen der Natur giebt.

Schon Belleforest hat die Aehnlichkeit zwischen Amleth und Brutus bemerkt. Er fügt aber noch die zwischen Amleth und David hinzu, der auch einmal aus List Wahnsinn heuchelt. Das Letztere ist ein bloß zufälliges Zusammentreffen in einem einzelnen Umstande, der uns nicht berechtigt, einen innern oder äußern Zusammenhang anzunehmen. Ebensowenig gehört Tristan hieher, obgleich dieser seinen verstellten Wahnsinn benutzt, um an seinen Feinden Rache zu nehmen. Dagegen sind sich Amleth und Brutus sehr nahe verwandt. Wir berichten die Sage von Brutus am Kürzesten mit den Worten Niebuhrs:

„Der König sandte zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, nach Delphi, um das Orakel zu befragen. Er sandte mit ihnen zur Begleitung und zum Gespött ihren Vetter L. Junius, der wegen verstellter Dummheit den Namen Brutus trug. Dieser war ein Sohn einer Schwester des Königs; ein Kind, als er, um sich des Reichthums seines ältern Bruders zu bemächtigen, diesen, wie viele Andere, auf falsche Beschuldigung tödten ließ: er errettete sein Leben, als er herangewachsen war, durch die ausharrende List, sich blödsinnig zu stellen, und bereitete sich Rache durch die unerschütterliche Geduld, sich als Narr verspotten zu laßen. So weihte er dem Gott, was das Opfer eines Narren zu sein schien, einen Kornellenstab, der aber als das Bild seines Geheimnisses mit Gold gefüllt war. Die Königs-

söhne befragten den Pythischen Gott auch für sich selbst. Der unter euch wird zu Rom gebieten, sprach die Pythia aus, der zuerst die Mutter küßt. Die Tarquinier entschieden es unter sich durch das Looß: Brutus lief wie ein Thor den Berg hinunter, daß er niederfiel und seine Lippen auf die Erde drückte, in deren Mittelpunkt, als ihr ursprüngliches Heiligthum, Pytho lag."

Nach Dionysius von Halicarnaß hatte Tarquinius auch den Vater des Brutus tödten laßen und dessen ältesten Sohn, den Bruder des Brutus, nur darum mit ihm, weil dieser, der hohen Sinn zeigte, den Mord des Vaters nicht ungerächt gelaßen hätte. Welcher Erzählung wir auch folgen, so bestimmte Blutrache den Brutus wie den Amleth sich wahnsinnig zu stellen. Beiden ist das gleiche Unrecht widerfahren, sie haben gleiche Zwecke und bedienen sich gleicher Mittel. Daß Amleth Ansprüche auf den Thron hat, die dem Brutus abgehen, ist unwesentlich. Denn Jenen treibt weit mehr die Begier und Pflicht der Rache als Herschsucht. Dazu kommt, daß ja auch Brutus dem Beleidiger das Scepter entreißt und es fortan selber führt, wenn auch nach anderm Rechte. Man muß die ursprüngliche Sage von den Veränderungen befreien, die sie litt, als sie sich in der Geschichte festsetzte. Die Sage von Amleth ist in die dänische, die von Brutus in die römische Geschichte aufgenommen worden. Dieß konnte nicht geschehen ohne sie mehr oder weniger zu verändern. Irren wir nicht, so waren beide Sagen ehe sie in die Geschichte verflochten wurden vollkommen gleich; die Verbindung mit der Urgeschichte zweier verschiedenen Völker zwang sie, sich ungleichartigen Verhältnissen zu bequemen. Daß aber beiden Gestaltungen ein altes Volksmärchen zum Grunde lag, darauf läßt unter andern auch der goldgefüllte Kornellenstab schließen, den Brutus als ein Symbol seines eigenen Geistes und Wesens dem Orakel darbringt. Solche Symbole begegnen häufig in Sagen und Märchen und wir haben schon bei Romeo und Julie eine Neigung der unbewusten Volkspoesie zu solcher sinnbildlichen Darstellung bemerkt. Ueberraschend ist es nun, diesen goldgefüllten Stab bei Amleth

wieder zu finden, obgleich hier seine symbolische Bedeutung weniger klar hervortritt. Amleth hat das für den Mord seiner Gefährten empfangene Sühngeld in hohle Stöcke gießen laßen, und da er bei seiner Rückkunst gefragt wird, wo seine Gefährten geblieben seien, zeigt er auf die hohlen Stöcke, die er mitgebracht hatte. Hier steht also der goldgefüllte Stab in näherer Beziehung auf die Blutrache, welche den Mittelpunkt der Sage ausmacht; dafür aber verliert seine sinnbildliche Bedeutung an Anschaulichkeit, weil er nicht bestimmt ist, das Wesen des Helden vor dem Gotte zu bekennen und auszusprechen. Amleths Reise nach England und Brutus Reise nach Delphi hatten vielleicht in dem ursprünglichen Märchen, eh es sich der Geschichte fügen muste, eine gemeinsame Grundlage. Zweck und Ziel mythischer Reisen ist die Erforschung der Unterwelt oder des auf Erden gedachten Paradieses. So bei Herzog Ernst, bei Heinrich dem Löwen, bei dem edeln Möringer u. s. w.; selbst Alexanders Eroberungszügen ist dieser Zweck später angedichtet worden. Nun galt aber England oder Britannien, weil ein außerweltliches, d. h. jenseits des Oceans liegendes Gebiet, für das Todtenland, und Orakelsprüche ließ das Märchen aus der Unterwelt holen (oracula expetenda bei Saxo Gramm., vgl. Handb. der D. Mythologie 249), wie schon Odysseus in der Unterwelt die Zukunft erforschte. Wenn wir daher Amleth nach Britannien, wo er den Tod finden sollte, Brutus nach dem Orakel, das noch nicht nothwendig das Delphische zu sein brauchte, geschickt sehen, so wird beides in dem zu Grunde liegenden Märchen die Unterwelt bedeutet haben, aus welcher sowohl Amleth als Brutus wider Erwarten dessen zurückkehrt, der sie dahin gesandt hatte. Die unterweltlichen Regionen betritt aber nach dem Mythus Niemand ungestraft, und die Wenigen, denen es vergönnt ist, daraus zurückzukehren, sind bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Vgl. W. Müller, Niedersächs. Sagen und Märchen, in den angehängten Abhandlungen S. 374 ff. Nicht selten wird jedoch diese Entstellung als Verstellung, Verkleidung oder Vermummung aufgefaßt, wie in dem Märchen von dem Grindkopf, Haltrich Nr. 11, der

die Fülle goldener Locken unter widriger Hülle verbirgt. So war auch Odin, als er um Rinda warb, durch Schmutz entstellt und erst nach mancherlei Verkleidungen und Verwandlungen genoß er die Gunst dieser unterweltlichen Göttin. W. Müller a. a. O. S. 406. Diese und manch andere Vergleichung, die hier zu Gebote stände, berechtigen uns, auch Amleths und Brutus Verstellung jenen Entstellungen gleich zu setzen, wenngleich von ersterm erzählt wird, schon vor der Sendung nach Britannien hab er den Blödsinnigen gespielt. Näher hält sich die Sage von Brutus dem ursprünglichen Sinne des Märchens: erst in Delphi begeht er eine scheinbar thörichte Handlung, indem man ihn statt kostbarer Weihgeschenke dem Gotte nur einen hölzernen Stab darbringen sah. Die Verwandtschaft mit der Amlethsage läßt sich aber selbst in dem Namen Brutus erkennen, von dem später der Britanniens abgeleitet wurde; auch Er weist wieder auf das Todtenland, indem er an die grunzenden Thiere erinnert, in welche die unterweltliche Göttin die Gefährten des Odysseus verwandelte. So hätte sich auch Amleth erst nach der Rückkehr aus dem Todtenlande mit dem Schein des Blödsinns in Schmutz und Lumpen hüllen sollen. Vielleicht ist es noch aus dem alten Märchen stehen geblieben, wenn er sich in England des Tranks und der Speise enthielt, da bekanntlich der Unterwelt verfällt, wer von ihrer Kost genießt. Bei Brutus muß es auffallen, daß gemeldet wird, das Orakel habe den Ausspruch gethan, Tarquinius werde gestürzt werden, wenn ein Hund mit Menschenstimme rede. Es kann dieß auf Brutus gehen, und auf seine erste bewunderte Rede, nachdem er die Maske des Blödsinns abgeworfen hatte; nebenbei werden wir aber an den Höllenhund und damit an die Unterwelt erinnert.

Nun sind uns in dem Märchen, welche den Sagen von Brutus und Amleth zu Grunde liegen, so viel mythische Züge begegnet, daß wir uns der Vermuthung nicht länger erwehren, dieses Märchen möge wohl gar ein Mythus gewesen sein, was sich freilich von den meisten Märchen wird behaupten laßen. Da liegt es nun am nächsten, an denselben Mythus zu denken, an

den wir bisher schon erinnert wurden, als von Entstellung und Verstellung die Rede war: den von Odin und Rinda. Odin als Sonnengott ist in die Unterwelt hinabgestiegen, wo er sieben Jahre, worunter sieben Wintermonate zu verstehen sind, verweilt, um mit Rinda, der winterlichen Erde, nach dem Tode Baldurs, des Lichtgottes, einen andern Sohn (Wali) zu zeugen, der Baldurs Tod rächen und das Licht des nächsten Frühlings heraufführen soll. Da dieser Mythus sich auf das Leben der Welt im Kreißlauf des Jahres bezieht, so dürfen wir ihm ein hohes Alter zutrauen: er wird daher im Wesentlichen auch schon den Römern bekannt gewesen sein. Während dieser Abwesenheit des Gottes herscht sein dunkles Gegenbild, der winterliche Uller, oder nach einem andern Bericht Mitothin in Asgard, und seine Gattin wird beschuldigt, mit ihm gebuhlt zu haben. Nach anderer Auffaßung sollte sie dem Eindringling, der die Herschaft über die Götter Asgards an sich gerißen hat, eben vermählt werden, als Odin zurückkehrt: da flüchtet der finstere Uller nach dem höchsten Norden und Odin vermählt sich aufs Neue seiner schuldlos befundenen Gemahlin. Vergl. Handb. der Mythologie S. 90, 91 und W. Müller, a. a. O. S. 404 ff. Dieser Mythus muste sich vielfach umgestalten, als er Heldensage werden und zuletzt gar für Geschichte gelten sollte. Gleichwohl finden sich die Grundzüge in den verglichenen Sagen wieder. Odin und sein dunkles Gegenbild sind zu den feindlichen Brüdern Horwendill und Fengo geworden. Fengo hat seinen Bruder Horwendill ermordet und dessen Wittwe geheirathet und so die Herschaft über Dänemark an sich gerißen. Diese Unthat ist Amleth, der an Walis Stelle tritt, zu rächen berufen. Nach der Edda rächt Wali Baldurs Tod sogleich am Tage seiner Geburt, er wäscht die Hand nicht, er kämmt nicht das Haar, nur einen Tag alt vollzieht er die dringende, unaufschiebbare Pflicht der Blutrache. Dieß macht ihn Hamlet höchst unähnlich, der mit dem Werk der Rache, zu der ihn der Geist aufgefordert hat, ungebührlich lange zu zaudern scheint und deshalb stäts selber eifrig mit sich zu Gerichte geht,

am Eifrigsten in dem Monolog am Schluß des zweiten Actes. Die Eddische Auffaßung wollte eben nur die Dringlichkeit dieser Pflicht ausdrücken, und wie sehr Hamlet auch zögert, dieser Dringlichkeit ist er sich nach jenem Monolog vollkommen bewust. Eine andere Auffaßung als in der Edda finden wir bei Saxo: schon sein Amleth zögert wie Brutus mit der Vollziehung der Rache, und auch diese Behandlung der Sage ist dem Sinne des Mythus nicht ungemäß. Wenn Wali das neue Licht des folgenden Jahres bedeuten sollte, so begreift sich schwer, wie er den Sieg über den winterlichen Hödur, den Mörder Baldurs, gleich am Tage seiner Geburt sollte davontragen können: zu Weihnachten, wo die Sonne wiedergeboren wird, sind die Tage noch kurz, erst allmählich beginnen sie zu längen und zu strengen und damit verzögert sich der Sieg des Lichtgottes über die Mächte der Finsterniſs, und gerade der durch den Widerstand, das Sträuben der winterlichen Gewalten verzögerte Sieg des Lichtes ist der Gegenstand vieler Mythen nicht bloß, auch gottesdienstlicher, zum Theil noch im Christenthum nachlebender Gebräuche: so hab ich Handbuch der d. Myth. 522. 563 die vor- und zurückspringende Echternacher Procession auf diesen lange verkümmerten, aber doch immer mehr errungenen Sieg des Lichtes und der Wärme bezogen. Nach alledem steht die Auffaßung, die wir in der Sage von Brutus und Amleth finden, jener in der Edda nicht nach. Die von Wali an Hödur genommene Rache hatte aber Saxo bei der Amlethsage nicht mehr im Auge: indem er den Horwendill, den Sohn Gerwendils, zu Amleths Vater machte, knüpfte er an einen Thorsmythus an, von dem er aber gerade den Theil nicht erzählt, der uns in der Edda erhalten ist und dessen Deutung man in Uhlands Mythus von Thor S. 48 nachlesen mag, wo weiterhin auch die Amlethsage zur Sprache gebracht ist; vgl. auch Handbuch der d. Mythologie §. 82. In der deutschen Heldensage ist Oerwandil zu O r e n d e l geworden, den die Vorrede des Heldenbuchs den ältesten aller Helden nennt. In dem deutschen Lied von Orendel und dem grauen Rock des Heilands, jenem berufenen Trierer Heilthum, ist der

eddische Mythus von Thor, wie er den Oerwandil über die urweltlichen Ströme trägt, so schwer wiederzuerkennen, als in dem was Saxo von Horwendill erzählt; nur Horwendills Wikingszüge könnten an Orendels odysseische Irrfahrten erinnern. Als Orendels Vater nennt das deutsche Gedicht den Eigel, König von Trier; diesen Eigel kennen wir aus der Wilkinasage als den Bruder Wielands des Schmiedes; von ihm finden wir den Apfelschuß berichtet, der später auf Tell übertragen ward. Es scheint aber, daß er einmal von Orendel selbst erzählt worden ist, der im alten Heldenbuch Erendell, in Hagens Grundriß S. 2, ohne Zweifel nach Handschriften, Ernthelle heißt, was wohl in Tell gekürzt wird. Vgl. Handb. S. 243. Amleths eigenen Namen faßt Ettmüller Altnord. Sagenschatz S. 118 als Amhlôdi, den mit Mühe sammelnden, unausgesetzt thätigen, was noch zu Hamlets Charakter paßt; Andere glaubten die zweite Silbe aus -leik entstellt. Wenn sich dann die erste in der englischen Gestalt richtiger erhalten hätte, so könnte Hamleik ausdrücken sollen, daß er den geistig Verstümmelten eben nur spiele; doch scheint Ettmüllers Deutung vorzuziehen.

Man ist nicht nothgedrungen, einen äußern Zusammenhang durch Ueberlieferung zwischen der Sage von Hamlet und Brutus anzunehmen, obgleich dieß das Natürlichste scheinen mag. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor und in der Urzeit, wo sich die Sage ausbildet, haben auch die entferntesten Völker viel Gemeinschaftliches. So ist die Blutrache allen jungen Völkern gemein und diese zwingt den Beleidigten die angeborene Geisteskraft zu verstellen, um nicht auch als Opfer der Blutrache zu fallen, welche Pflicht und Gefühl gebieten. Diese Verstellung des Geistes unter der Hülle des Blödsinns kann aber nie und nirgend bezeichnender ausgedrückt werden als durch das Bild des hölzernen Stabes, dessen Inneres Gold verbirgt, und so darf es uns nicht befremden, wenn der gleiche Gedanke sich ein gleiches Bild erschafft, mögen Ort und Zeit noch so verschieden sein.

Gegen Saxo Grammaticus, der nicht nur den Livius kannte, sondern ihm auch nachahmte, könnte der Verdacht erhoben werden,

er habe den goldgefüllten Stab und vielleicht gar den Wahnsinn des Amleth von dem Brutus seines Vorbildes entlehnt und somit einen Theil der Uebereinstimmung erst hineingetragen. Dem widerspricht aber die Sagenmäßigkeit aller Züge seiner Erzählung, die mit dem vorgespiegelten Wahnsinn Amleths in Verbindung stehen. Der Einfluß, den Livius auf seine Darstellung hatte, ist allerdings unverkennbar, er zeigt sich aber nur in der Form derselben, im Inhalt läßt er die Quelle der Ueberlieferung unverfälscht fließen. Auch ist der goldgefüllte Stab nicht so angebracht, daß eine Entlehnung aus Livius wahrscheinlich würde. Wir begegnen in Saxos Erzählung vielen Zügen, die in andern Volksmärchen wiederkehren. So ist eine Verfälschung der Uriasbriefe, wie hier der Runentafel, in bekannten deutschen und italienischen Märchen, z. B. die Sage von Kaiser Heinrich III., Grimms D. Sagen II. S. 177, Gesta Roman. 20; deutsche Nr. 44, so häufig, daß es unnöthig wäre, näher darauf hinzuweisen. Viele der Proben, die Amleth von seiner Weisheit ablegt, sind in der That nur Beweise von scharfen Sinnen, wie sie dem Thier mehr eignen als dem Menschen. Es ist aber den Begriffen der Vorzeit gemäß, wenn die Sage die Weisheit als Sinnenschärfe darstellt, wie ja noch unser Wort Scharfsinn von der Schärfe der Sinnenwerkzeuge hergenommen ist. So legen die sieben weisen Meister, um sich zu überzeugen, ob ihr Zögling Diocletianus in den sieben Jahren etwas gelernt habe, ein Epheublatt unter jeglichen Bettstollen, und als der Jüngling erwacht, blickt er mit Verwunderung nach der Decke und spricht: Entweder das Gewölbe der Kammer hat sich gesenkt oder das Erdreich unter mir sich erhoben. Von dieser Art sind auch die Proben von Weisheit, die Amleth dem Könige von England giebt, indem er seine Speisen mit einem Tadel belegt, den die angestellte Untersuchung rechtfertigt. In dem noch im Volke lebenden Schwank von den beiden Weinkennern behauptet der Eine, der Wein schmecke nach Eisen, der Andere, nach Leder: bei der Untersuchung findet sich auf dem Boden des Faßes ein eiserner Schlüßel an einem leder-

nen Riemen. Wenn Amleth endlich die Reinheit der Abstammung des Königs verdächtigt und auch an der Königin mägdische Sitten wahrnimmt, so bietet die Sage dafür viele Analogieen. Vgl. Niebuhrs Röm. Geschichte II. 641, wo die Magd Philotis oder Tutula den Feinden Roms als ein Edelfräulein übergeben wird. Man vgl. auch das Gedicht von der Judith und Plutarch Romulus Cap. 2, wo Tarchetius seine Tochter von einem Phallus schwängern laßen will, diese aber die Dienerin hinschickt. In deutschen Volksmärchen, z. B. Grimm II. 127, werden untergeschobene Königstöchter an ihren mägdischen Reden erkannt. (Vgl. III. S. 220.) In einer altwallisischen Erzählung (Altd. Wälder I. 69.) verräth die Beschaffenheit des abgeschnittenen Fingers die grobe Arbeit der Magd, die einer Königstochter untergeschoben worden und in der Wölsungasage Cap. 21, wo die Königin Hiordis, Sigurds Mutter, mit ihrer Dienstmagd die Kleider vertauscht hat, legt ihnen König Alf die Frage vor: Woran erkennt ihr Frauen, daß es tagt und die Nacht vergeht, wenn ihr kein Himmelsgestirn seht? Die Magd antwortet: „In meiner Jugend war ich gewohnt in der Frühe Meth zu trinken und seitdem ich davon ließ, wachten wir davon auf, und das ist mein Merkmal.“ Der König lächelt und sagt: Das war eine üble Gewohnheit für eine Königstochter. Als er nun die Frage an Hiordis richtet, antwortet diese: „Mein Vater gab mir ein Goldringelein, mit der Eigenschaft, daß es mir in der Frühe am Finger erkaltet, und das ist mein Merkmal des Nachts.“ Alf weiß nun woran er ist und vermählt sich der Hiordis. In den cento Novelle antiche erkennt ein Weiser, daß ein Pferd mit Eselsmilch gesäuget worden, daß ein Edelstein einen Wurm hat und daß der König der Sohn eines Bäckers ist. Die Untersuchung ergiebt bei den ersten Punkten die Richtigkeit der Annahme und auch die Mutter des Königs muß zuletzt die Aussage des Weisen bestätigen. Obgleich das Weitere zeigt, daß der Weise alles dieß mehr durch Beobachtung und Vernunftschlüße, als durch sinnliche Wahrnehmung erkannte, so bleibt doch die Aehnlichkeit mit Amleths

Weisheitsproben auffallend. Mit dieser Novelle stimmt übrigens in Tausend und Eine Nacht, Bd. 15, S. 28, die Geschichte des Königs und seines Sohnes (dritte Nacht des Wessirs) in allen Zügen überein.

Die andere Hälfte der Sage von Amleth, wo sich die Handlung umkehrt und Amleth Gegenstand der Blutrache wird, gehört nicht hieher; wir haben uns hier auf den Theil beschränkt, der zur Vergleichung mit Shakspeare dienen kann. Der Bearbeiter hat sich dem Original auf das Engste angeschloßen und selbst die Wiederholungen der Rede des Amleth nicht ausscheiden wollen, durch welche Saxo vielleicht die unbändige Rachgier des Jünglings veranschaulichen wollte, dessen langverhaltene Wuth, da sie endlich hervorbrechen darf, sich gar nicht zu faßen weiß. Es mag nicht uninteressant sein, zu sehen, wie das uralte, naive Volksmärchen sich in der Darstellung eines Schriftstellers des Mittelalters ausnimmt, der sich auf erworbene classische Bildung und Gelehrsamkeit nicht wenig zu Gute thut. Daß Goethe den Vorsatz gefaßt hatte, die Sage von Amleth nach Saxo Grammaticus frei zu behandeln, ist bekannt und allerdings ist das Märchen noch einer andern Auffaßung fähig und würdig als es bei Shakspeare finden konnte, den seine höhern Zwecke vollkommen berechtigten, nur das aufzunehmen, was diesen dienen konnte.

In Dr. K. Maurers Isländischen Volkssagen, Leipzig 1860, S. 287—290, hat die Erzählung von Brian (ausführlich in Jön Arneson Islenzkur Þjodsögur &c., Leipzig 1864, II, 505 ff.) dieselben Grundzüge wie Saxos Erzählung, was bereits von dem Herausgeber angemerkt worden ist.

III.

Zu

Gleiches mit Gleichem.

1. Gleiches mit Gleichem.

Nach Giraldi Cinthio.

Als Maximilian der Große, dieser seltene Spiegel der Ritterlichkeit, Großmuth und hoher Gerechtigkeit, das römische Reich mit so vielem Glücke beherschte, schickte er seine Diener aus, um die Provinzen zu verwalten, welche unter seinem Scepter blühten. Die Statthalterschaft über Inspruck trug er dem Juriste auf, einem Manne, der sein Vertrauen und seine Liebe besaß. Ehe dieser dahin abgieng, sprach der Kaiser zu ihm: Juriste, ich habe seit du in meinen Diensten stehst, eine so günstige Meinung von dir gefaßt, daß ich dir die Verwaltung einer so edeln Stadt als Inspruck ist, zu übertragen beschloßen habe. Ueber ihre Verwesung hätte ich dir vielerlei Dinge anzuempfehlen; ich beschränke mich aber auf die eine Anweisung, daß du die Gerechtigkeit unverletzlich handhaben mögest, solltest du auch gegen mich selber, der ich dein Herr bin, zu entscheiden haben. Wiße nämlich, daß ich dir alle andern Fehltritte, die du aus Unkenntniss oder Nachläßigkeit begehen könntest, (obgleich es mein Wille ist, daß du auch diese nach allen Kräften vermeidest) vergeben könnte; aber für ein Vergehen wider die Gerechtigkeit würdest du nie bei mir Vergebung finden. Fühlst du mithin die Eigenschaften nicht in dir, welche ich verlange (denn nicht Jeder ist zu Jedem geschickt), so entsage lieber diesem Amte und bleib hier am Hofe, wo du mir werth bist, in deinen bisherigen Verrichtungen, denn übernähmst du diese Statthalterschaft, so säh ich mich genöthigt, so wider dich zu handeln, wie ich gegen die Stimme meines eigenen

Herzens aus Gerechtigkeitsliebe handeln müßte, wenn du an der Gerechtigkeit zum Verräther würdest.

Juriste, der nach der Ehrenstelle, zu welcher ihn der Kaiser berief, weit mehr Verlangen als Selbstkenntniß besaß, dankte dem Kaiser seiner liebevollen Ermahnung und versicherte, schon sein eigenes Herz treibe ihn zur Handhabung der Gerechtigkeit; jetzt aber würde er sie um so unverbrüchlicher achten, als ihm seine Worte eine Fackel geworden seien, die ihn völlig zu ihrer Liebe entflammt und ihm das Vertrauen eingeflößt habe, dieses Amt so zu verwalten, daß Seine Majestät nur Ursache finden werde ihn zu loben. Dem Kaiser gefiel diese Rede des Juriste: In Wahrheit, sprach er, werde ich nur Ursache finden dich zu loben, wenn deine Werke so löblich sind als deine Worte. Hierauf ließ er ihm die schon ausgefertigte Bestallung übergeben und ihn die Reise antreten. Juriste begann nun die Stadt mit eben so viel Klugheit als Fleiß zu regieren, indem er allen Eifer und Scharfsinn aufwandte, das Zünglein der Wage stäts in gleicher Schwebe zu erhalten, sowohl im Richteramte als in Vertheilung der Aemter, in Belohnung der Verdienste wie in Bestrafung des Lasters. Und lange Zeit erwarb er sich durch dieses Betragen bei seinem Herrn noch größere Gunst, und die Liebe aller Einwohner der Stadt: er hätte sich vor vielen Andern glücklich preisen dürfen, wenn er fortgefahren hätte, sein Amt in diesem Sinne zu verwalten. Es begab sich aber, daß ein junger Mensch, Namens Vieo, einem Mädchen dieser Stadt Gewalt that, worüber bei dem Juriste Klage erhoben ward. Er ließ ihn sofort gefangen nehmen, und da er gestand, dem Mädchen Gewalt gethan zu haben, verurtheilte er ihn nach den Gesetzen der Stadt, welche einen solchen mit der Todesstrafe belegten, wenn er sich auch entschlöße, die Entehrte zum Weibe zu nehmen.

Jener Jüngling hatte eine unvermählte, noch nicht über achtzehn Jahr alte Schwester, mit Namen Epitia, die nicht nur ungemein schön war, sondern auch eine holde Gabe der Rede und ein liebenswürdiges, jungfräuliches Wesen besaß. Als diese das

Urtheil erfuhr, das ihren Bruder zum Tode verdammte, wurde sie vom heftigsten Schmerz ergriffen und beschloß den Versuch zu machen, ihrem Bruder Befreiung oder doch Milderung der Strafe zu erwirken. Sie hatte zugleich mit ihrem Bruder den Unterricht eines weisen Alten genoßen, welchen ihr Vater ins Haus genommen hatte, um beide Kinder in der Weltweisheit einzuweihen, obgleich seine Lehren an ihrem Bruder wenig gefruchtet hatten. Da sie nun vor dem Juriste erschien, bat sie ihn, ihrem Bruder einiges Mitleid zu schenken, sowohl der Jugend des kaum sechszehnjährigen Jünglings, welche ihn der Nachsicht würdig mache, als seiner Unerfahrenheit und der Leidenschaft wegen, welche ihn verleitet habe. Sie stellte ihm vor, daß ein Fehltritt dieser Art nach dem Urtheil der weisesten Männer, wenn er aus Liebe und nicht um die Rechte eines Ehemannes zu kränken, geschehe, minder strafbar sei, und daß dieß bei ihrem Bruder der Fall sei, welcher nicht um Jemandes Ehre zu kränken, sondern von glühender Liebe überwältigt, die That begangen habe, um derentwillen er verurtheilt worden. Auch sei er bereit, seinen Fehler wieder gut zu machen und das Mädchen zum Weibe zu nehmen, denn obwohl das Gesetz vorschreibe, daß dieß dem Verführer nicht zu Gute kommen solle, so könne doch Er, der Statthalter, diese Strenge, welche weit eher eine Unbilde als Gerechtigkeit zu nennen sei, nach seiner beßern Einsicht mildern, denn Er sei in dieser Stadt, kraft der ihm vom Kaiser verliehenen Würde, das lebendige Gesetz, und sie halte sich überzeugt, daß Seine Majestät Ihm diese Würde übertragen habe, um sich eher billig und gnädig als grausam zu erweisen. Und wenn je in einem Falle Milde anwendbar sei, so sei sie es bei dem Vergehen der Liebe, vorzüglich dann, wenn die Ehre der Geschwächten gerettet werde, wie es bei dieser der Fall sei, wenn sie in das Haus ihres Verführers aufgenommen werde, welcher sie zu ehelichen bereit sei. Sie glaube, jenes Gesetz sei mehr der Abschreckung willen gegeben, als um es in Vollzug zu setzen, denn es dünke sie grausam, ein Vergehen mit dem Tode zu strafen, das zur Genugthuung der Gekränkten auf ehrenvolle und

gottgefällige Weise wieder gut gemacht werden könne. Mit diesen und vielen andern Gründen suchte sie den Juriste zu überreden, daß er dem Verbrecher verzeihe.

Juriste, dessen Ohr die süße Stimme und Rede der Epitia eben so sehr ergetzte als ihre seltene Schönheit seinen Augen wohlgefiel, konnte sich nicht satt an ihr hören und sehen und veranlaßte sie, jene Rede noch einmal zu wiederholen. Die Jungfrau, welche dieß für ein gutes Vorzeichen ansah, begann noch einmal ihre Bitte, und dießmal noch viel eindringlicher, vorzutragen. Die Anmuth, womit Epitia sprach, und der Zauber ihrer Schönheit entwaffnete ihn völlig: vom heftigsten Sinnenreiz ergriffen, kam ihm der Gedanke, sich desselben Verbrechens an ihr schuldig zu machen, um dessentwillen er ihren Bruder verurtheilt hatte. Epitia, sprach er zu ihr, deine Bitten haben es deinem Bruder ausgewirkt, daß die Vollziehung des Urtheils, nach welchem er schon morgen den Kopf verlieren sollte, so lange verschoben bleiben soll bis ich deine Gründe erwogen habe, und wenn ich sie so angethan finde, daß ich deinen Bruder freigeben darf, so gebe ich dir ihn um so lieber zurück als es mich schmerzen würde, ihn zum Tode führen zu sehen, um der Strenge des Gesetzes willen, das eine solche Härte bestimmt. Diese Worte machten Epitien Hoffnung: sie dankte ihm vielmals, sich ihr so gnädig erwiesen zu haben, und betheuerte, ihm ewig dafür verpflichtet bleiben zu wollen, denn sie erwartete, er werde sich in Befreiung ihres Bruders eben so gefällig finden laßen, als er sich in Vertagung des Endziels seines Lebens gefällig erwiesen hatte. Sie fügte hinzu, sie hege das festeste Vertrauen, die Gründe, welche sie vorgetragen, würden ihn bei näherer Erwägung bestimmen, ihren Wunsch durch Freilaßung ihres Bruders zu erfüllen; worauf er erwiederte, er werde sie erwägen und wenn er es ohne Beleidigung der Gerechtigkeit thun könne, nicht ermangeln, ihr zu willfahren.

Mit der schönsten Hoffnung verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder und erzählte ihm, welchen Schritt sie bei Juriste gethan und welche Hoffnungen sie aus seinen Aeußerungen ent-

nehmen zu dürfen glaube. In so bedrängter Lage vernahm Vieo dieß mit Freuden, bat sie, nicht abzulaßen, seine Befreiung nachzusuchen, und die Schwester gelobte ihm ihre nachdrücklichste Verwendung.

Juriste, dem sich die Gestalt des Mädchens in die Seele geprägt hatte, dachte nur darauf, Epitiens zu genießen, und erwartete mit Ungeduld ihre Wiederkunft. Nach drei Tagen erschien sie bei ihm und fragte ihn sehr höflich was er beschloßen habe. Juriste loderte bei ihrem Anblick in Flammen auf und sprach: Willkommen, schönes Mädchen; ich habe nicht verfehlt zu erwägen, was deine Gründe zu Gunsten deines Bruders vermögen, ja ich habe noch neue dazu gesucht, um dich zufrieden zu stellen; ich fand aber, daß Alles seinen Tod fordert, denn es ist ein allgemeiner Grundsatz, daß, wer aus Unwißenheit sündigt, sein Verbrechen damit in keiner Weise entschuldigen kann, denn er war verpflichtet, das zu wißen, was alle Menschen ohne Unterschied wißen sollen um rechtlich zu leben, und wer aus einer solchen Unwißenheit fehlt verdient weder Entschuldigung noch Mitleid. Da sich nun dein Bruder in diesem Falle befindet, indem er wohl wißen muste, daß das Gesetz den Entehrer einer Jungfrau mit dem Tode bedroht, so bin ich nicht befugt Mitleid zu üben. Indessen um deinetwillen, welcher ich mich gern gefällig erweise, will ich ein Uebriges thun, und wenn du dich entschließen kannst, da du deinen Bruder so sehr liebst, meinen Wünschen zu willfahren, so bin ich bereit ihm das Leben zu schenken und die Todesstrafe in eine geringere zu verwandeln. Glut übergoß bei diesen Worten Epitiens Antlitz: Meines Bruders Leben, sprach sie, ist mir sehr theuer, aber viel theurer ist mir meine Ehre, und lieber wollte ich sein Heil mit dem Verlust des eigenen Lebens als mit der Ehre erkaufen. Darum gebt diesen unehrbaren Gedanken auf; kann ich aber auf anderm Wege meinen Bruder freikaufen, so thu ichs mit Freuden. Andere Wege, sprach Juriste, giebt es nicht als den ich dir nannte, und du brauchst darüber nicht verdrießlich zu werden, denn es könnte sich leicht begeben, daß unsere ersten

Zusammenkünfte mich bewögen, dich zum Weibe zu nehmen. Ich will meine Ehre, entgegnete Epitia, nicht in Gefahr setzen. Und warum in Gefahr? fragte Juriste: wie kannst du wißen, was der Erfolg sein werde? Bedenke dich wohl und laß mich morgen die Antwort erfahren. Die Antwort, sprach sie, will ich euch gleich geben. Nehmt ihr mich nicht zum Weibe und wollt ihr, daß die Freiheit meines Bruders hievon abhange, so habt ihr eure Worte in den Wind gesprochen. Juriste wiederholte, sie solle darüber nachdenken und ihm Antwort sagen, auch wohl in Erwägung ziehen, wer er sei und was er in diesem Lande vermöge, und wie nützlich er ihr und allen ihren Freunden sein könne, da er in dieser Stadt das Recht und die Gewalt in Händen habe. Ganz bestürzt verließ ihn Epitia, begab sich zu ihrem Bruder, erzählte ihm was zwischen ihr und Juriste vorgefallen, und schloß damit, daß sie, sein Leben zu retten, ihre Ehre nicht Preis geben wolle. Dann bat sie ihn weinend, sich zu faßen und die Fügung standhaft zu ertragen, die das unabänderliche Schicksal oder sein böses Gestirn ihm bescheide. Aber Vieo brach in Thränen aus und beschwor die Schwester, nicht in seinen Tod zu willigen, da es in ihrer Macht stehe, ihn nach dem Vorschlag des Juriste zu befreien. Wolltest du, sprach er, Epitia, das Beil über meinem Halse zucken und das Haupt dessen, den wie dich eine Mutter getragen, ein Vater erzeugt, ein Haus erzogen, ein Lehrer unterwiesen, heruntergeschlagen, vom Henker zur Erde geworfen sehen? O meine Schwester, laß die Stimme der Natur, des Bluts und der Liebe, die stäts zwischen uns waltete, dich bewegen, mich, wie es in deinen Kräften steht, von einem so jämmerlichen und schändlichen Ende zu befreien. Ich habe gefehlt, ich gestehe es; du, Schwester, die meinen Fehler wieder gut machen kann, laß deine Hülfe mir nicht verweigert sein! Hat dir Juriste gesagt, daß er dich heirathen könne, warum willst du es nicht für möglich halten, daß es geschehe? Du bist schön, mit allen Reizen begabt, womit die Natur ein Frauenzimmer schmücken kann, edel und anmuthig, von wunderlieblicher Rede, lauter Vorzüge, davon dich jeder einzelne,

geschweige dem Juriste, nein, dem Kaiser der Welt wünschenswerth machen müste. Du hast also nicht Grund zu fürchten, daß Juriste anstehen werde, dich zum Weibe zu nehmen: und so ist deine Ehre gesichert und deines Bruders Leben gerettet. Vieo weinte bei diesen Worten und mit ihm weinte Epitia, welche Vieo umhalst und umarmt hielt und nicht eher wieder losließ bis sie von den Thränen des Bruders gerührt, ihm versprach, sich seinem Rathe gemäß dem Juriste hinzugeben, wenn dieser ihm das Leben schenke und sie hoffen laße, sein Weib zu werden. Als dieses beschloßen war, begab sich die Jungfrau am folgenden Tage zu Juriste und sagte ihm, die Aussicht, welche er ihr eröffnet habe, nach den ersten Zusammenkünften sein Weib zu werden, und der Wunsch, den Bruder nicht nur vom Tode, sondern von aller Strafe, die er durch sein Vergehen verwirkt haben möge, zu befreien, bestimmten sie, sich seiner Willkür zu überlaßen; aus beiden Rücksichten sei sie also bereit, sich ihm hinzugeben, vor Allem aber bestehe sie darauf, daß er ihr das Leben und die Freiheit ihres Bruders verspreche. Juriste hielt sich für den Glücklichsten der Menschen, daß er eines so schönen und reizenden Mädchens genießen solle, und sagte ihr, er mache ihr jetzt dieselben Hoffnungen, die er ihr neulich gemacht habe, und der Bruder solle ihr den Morgen nach der Beiwohnung freigegeben werden.

Nachdem sie zusammen zu Nacht gespeist, begaben sich Juriste und Epitia zu Bette, wo der Niederträchtigste sich vollkommen an der Schönen ersättigte: eh er sich aber mit der Jungfrau zur Ruhe begeben, hatte er unter dem Vorwand, die Freilaßung des Vieo anordnen zu wollen, Befehl gegeben, ihn sogleich zu enthaupten. Das Mädchen konnte vor Begierde, ihren Bruder frei zu sehen, das Erscheinen des Tages kaum erwarten, und nie hatte ihr die Sonne so säumig geschienen, den Morgen heraufzuführen als in dieser Nacht. Als es hell wurde, entwand sich Epitia den Armen des Juriste und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, daß er die Hoffnung, die er ihr gegeben, sie zum Weibe zu nehmen, erfüllen, und vor Allem, ihr den Bruder frei zuschicken

möge. Er erwiederte, er habe in ihrer Umarmung volle Freude genoßen und sehe also gern, wenn sie die Hoffnung nähre, welche er ihr gegeben habe, und den Bruder werde er ihr ins Haus schicken. Nach diesen Worten ließ er den Gefangenwärter kommen und sprach: Geh in den Kerker und hole den Bruder dieser Jungfrau und bring ihn in ihre Wohnung. Als dieß Epitia hörte, begab sie sich voller Freuden nach Hause und erwartete die Befreiung ihres Bruders. Der Kerkermeister ließ den Leichnam des Vieo auf eine Bahre heben, legte ihm das Haupt unter die Füße, spreitete ein schwarzes Tuch darüber und ließ ihn nach dem Hause Epitiens tragen: er selbst schritt dem Zuge vorauf. Da sie ins Haus traten, ließ er die Dame rufen und sprach: Dieß ist euer Bruder, welchen euch der Herr Statthalter aus dem Gefängniſs frei giebt. Mit diesen Worten ließ er das Tuch wegziehen und zeigte ihr den Bruder in dem Zustande, wie ihr vernommen habt. Schwerlich mag eine Zunge ausdrücken, noch ein menschliches Herz ermeßen, wie groß und heftig Epitiens Schmerz und Zerknirschung waren, als sie den Bruder, den sie mit tausend Freuden lebend und aller Strafe ledig zu sehen erwartet hatte, in diesem Zustande todt vor sich erblickte, und Jedem, der davon hört, wird das eigene Herz sagen, das arme Mädchen müße so unermeßlich gelitten haben, daß es alles andere Seelenweh übertrifft. Aber sie verschloß ihren Schmerz in ihren Busen, und wo jedes andere Weib in Wehklagen und Heulen ausgebrochen wäre, nahm sie, welche der Unterricht jener weisen Alten gelehrt hatte, wie der menschliche Geist jedes Schicksal zu ertragen habe, den Schein der vollkommensten Ruhe an. Sie sprach zu dem Kerkerwärter: Sage deinem und meinem Herrn, wie es ihm gefallen, mir meinen Bruder zu senden, so wolle ich ihn empfangen: habe es ihm nicht beliebt, meinen Wunsch zu erfüllen, so bescheide ich mich damit, daß er den seinen erfüllt habe und mache seinen Willen zu dem meinigen: ich sei überzeugt, daß er jede seiner Handlungen vor der Gerechtigkeit vertreten könne, und somit laße ich mich ihm empfehlen und werde stäts bereit sein, seinen Wünschen

nachzukommen. Der Kerkermeister hinterbrachte dem Juriste Alles was ihm Epitia aufgetragen, indem er versicherte, daß sie bei einem so gräßlichen Anblick durchaus kein Zeichen von Unzufriedenheit gegeben habe. Hierüber ward Juriste sehr vergnügt; er muste lächeln, wenn er bedachte, daß er die Gunst des Mädchens durch die Ehe mit ihr und die Begnadigung ihres Bruders habe erkaufen sollen. Da der Kerkermeister den Rücken gewandt hatte, stürzte sich Epitia auf die Leiche des Bruders und ergoß sich in Thränen mit langem und schauerlichem Wehklagen. Sie verfluchte die Grausamkeit des Juriste und ihre eigene Leichtgläubigkeit, die sie verleitet, sich ihm hinzugeben ehe sie ihren Bruder in Freiheit gesehen. Nach tausend Thränen ließ sie seinen Ueberresten die letzte Ehre erweisen. Aber in der Einsamkeit ihrer Kammer ergriff sie der gerechteste Unwille: Willst du es denn dulden, Epitia, sprach sie zu sich selbst, daß dieser Ruchlose dir deine Ehre raubt, daß er dir deines Bruders Leben und Freiheit verheißt und ihn dir so jämmerlich getödtet überantwortet? Soll er sich dieses doppelten Sieges seiner Arglist über deine Einfalt rühmen dürfen ohne die verdiente Strafe von dir zu empfangen? Mit diesen Worten stachelte sie sich zur Rache. Meine Einfalt, fuhr sie fort, hat diesem Verräther den Weg gezeigt, seine schändliche Begierde zu befriedigen: möchte mir seine Geilheit den Weg zur Rache bahnen. Kann sie mir auch meinen Bruder nicht wieder beleben, so wird sie doch meinen Kummer beschwichtigen. In ihrem aufgeregten Seelenzustande befestigte sie sich immer mehr in diesem Gedanken. Sie harrte, ob Juriste nach ihr senden werde, um ihr noch einmal beizuwohnen: für diesen Fall war sie entschloßen, ein Meßer unter ihrem Gewande zu verbergen und ihn wachend oder schlafend, sobald sich die Gelegenheit günstig zeige, zu ermorden. Ja, wo möglich, gedachte sie sein Haupt zu ergreifen, und es auf dem Grabe ihres Bruders seinem Schatten zu weihen. Nach reiflicherer Ueberlegung leuchtete es ihr aber ein: wenn es ihr auch gelänge den Verbrecher umzubringen, so werde es doch nicht schwer sein zu errathen, daß sie, als eine Entehrte, die zu allem

Bösen aufgelegt sei, im Zorn und Unwillen darüber, daß er ihr nicht Wort gehalten, die That verübt habe. Da ihr nun die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers bekannt war, welcher sich damals zu Villaco aufhielt, so beschloß sie, ihn aufzusuchen und bei seiner Majestät über die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit des Juriste Klage zu erheben, in der festen Ueberzeugung, daß dieser gute und gerechte Kaiser jenem Bösewicht die verdiente Strafe seiner Ungerechtigkeit und Wortbrüchigkeit angedeihen laßen werde. In Trauerkleider gehüllt, trat sie heimlich und ohne Begleitung den Weg zu Maximilian an, und als ihr das erbetene Gehör gewährt wurde, warf sie sich zu seinen Füßen und sprach mit klagender Stimme und der Haltung einer Tiefgebeugten: Allerheiligster Kaiser, mich führt vor Eure Majestät der arge Verrath und die unglaubliche Ungerechtigkeit, welche Juriste, Eurer kaiserlichen Majestät Statthalter zu Inspruck, an mir verübt hat, denn ich darf hoffen, daß eure Gerechtigkeit, die nie einem Elenden versagt blieb, so verfahren werde, daß dieser Juriste, über den ich mich des beispiellosen Unrechts wegen, das er mir angethan hat, unermeßlich zu beklagen habe, nicht triumphieren dürfe mich so jämmerlich erwürgt zu haben. Entschuldigen Eure Majestät dieses Wort, das so stark es auch scheint, doch der grausamen und unerhörten Schande nicht gleichkommt, die mir dieser Bösewicht zugefügt, der sich ungerecht und treulos zugleich an mir erwiesen hat. Hierauf erzählte sie unter vielen Thränen und Seufzern dem Kaiser, wie Juriste unter der Vorspiegelung, sie ehelichen und ihren Bruder freigeben zu wollen, ihr Magdthum geraubt und dann den Bruder auf einer Bahre, das Haupt zu den Füßen, ihr ins Haus gesandt. Alsdann stieß sie einen so heftigen Schrei aus und überschwemmte die Augen so sehr mit Thränen, daß der Kaiser und alle die Herren, die ihn umgaben, vor Rührung und Mitleid wie versteinert da standen. Aber obgleich Maximilian sie bedauerte und das eine Ohr Epitiens Klage öffnete (welche er, da sie ihre Anrede geendigt hatte, sich erheben ließ), so hielt er noch das andere für den Juriste frei und schickte die Klägerin zur Ruhe. Hierauf

ließ er den Juriste rufen und befahl dem Boten und allen Anwesenden, bei Verlust seiner Gnade ihm nicht zu entdecken, was vorgefallen sei. Juriste, der sich eher alles Andere gedacht hätte als daß Epitia sich an den Kaiser gewandt habe, gestellte sich ohne alle Furcht, und da ihn der Kaiser vorließ, neigte er sich und fragte was er befehle? Du wirst es gleich erfahren, antwortete Maximilian und ließ alsbald Epitien rufen. Als Juriste sah, daß sie hier sei, die er sich bewust war tief gekränkt zu haben, erschrak er, vom Gewissen gefoltert, so heftig, daß er von allen Lebensgeistern verlaßen wie ein Espenlaub zu zittern begann. Hieran erkannte Maximilian, daß die Anklägerin nichts als die reine Wahrheit gesagt habe. Er wandte sich zu ihm und sprach mit der Strenge, die seine Grausamkeit verdient hatte: Vernimm was dieses Mädchen dir Schuld giebt. Dann befahl er Epitien ihre Klage vorzubringen, und diese erzählte von Neuem den ganzen Hergang und wandte sich am Schluße nochmals mit der Bitte um Genugthuung an den Kaiser. Als Juriste die Anklage vernommen, wollte er sie durch Schmeicheleien versöhnen und sprach: Ich hätte nie geglaubt, daß du, die ich über Alles liebe, vor seiner Majestät meine Anklägerin werden könntest. Aber Maximilian duldete nicht, daß Juriste dem Mädchen schön thue, und sprach: Es ist hier nicht der Ort den Verliebten zu spielen: beantworte die Klage, welche sie vorbringt. Juriste muste also diese List fahren laßen, welche ihm hätte gefährlich werden können. Es ist wahr, sprach er, daß ich ihren Bruder enthaupten laßen, weil er eine Jungfrau verführt und geschwächt hatte; aber dieß hab ich gethan um die Heiligkeit der Gesetze aufrecht zu erhalten und jene Gerechtigkeit zu üben, welche Ew. Majestät mir so sehr eingeschärft hatte, denn ohne diese zu verletzen, konnte ich ihn nicht am Leben laßen. Wohl, fiel Epitia ihm ein, wenn dir die Gerechtigkeit dieß zu verlangen schien, warum versprachst du, mir ihn lebend auszuantworten und beraubtest mich unter diesem Versprechen und der Vorspiegelung, daß du mich zum Weibe nehmen werdest, meiner jungfräulichen Ehre? Wenn mein Bruder wegen seines Vergehens die Strenge

der Gesetze verwirkt hatte, so verdienst du eine zweimal härtere Strafe. Als hierauf Juriste verstummte, redete ihn der Kaiser an: Heißt dieß Gerechtigkeit handhaben, oder sie mit Füßen treten, ein Geringes weniger als sie ermorden? Hast du nicht an diesem Mädchen größere Treulosigkeit verübt als sich je ein Verräther zu Schulden kommen ließ? Aber es soll dir nicht zu Statten kommen, bei meinem Wort. Da bat Juriste um Gnade und Epitia andererseits um Genugthuung. Da nun Maximilian das Recht des Mädchens und die Bosheit des Juriste erkannt, sann er nach, wie er die Ehre des Mädchens retten und zugleich Gerechtigkeit üben könne, und nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte, befahl er, Juriste solle Epitien zum Weibe nehmen. Das Mädchen wollte nicht einwilligen: sie habe, sagte sie, von ihm nie etwas Anderes als Verrath und Bosheit zu erwarten. Aber Maximilian bestand darauf, daß sie sich in seinen Willen ergebe, und als Juriste das Mädchen geehelicht hatte, glaubte er das Ende seines Leidens sei gekommen; aber dem war nicht so, denn jetzt wandte sich Maximilian, nachdem er Epitien in ihre Wohnung entlaßen, zu Juriste und begann: Du hast zwei Verbrechen begangen und beide von gleicher Schwere: erstens hast du das Mädchen entehrt und zwar mittels eines solchen Betrugs, daß man sagen darf, ihr sei Gewalt geschehen, zweitens gegen das ihr gegebene Wort ihren Bruder ermordet, denn wenn er auch den Tod verwirkt hatte, so hättest du, weil du doch einmal entschloßen warst, das Recht zu verletzen, eher das seiner Schwester auf den Antrieb deiner zügellosen Begierden gegebene Wort halten als ihn der Entehrten todt übersenden müßen wie du gethan hast. Da du nun das erste Verbrechen entgolten hast, indem du der Entehrten die Hand reichen musstest, so will ich, daß du zur Buße des zweiten enthauptet werdest, wie du ihren Bruder enthaupten ließest. Der Schrecken des Juriste, als er den Urtheilsspruch des Kaisers vernahm, läßt sich beßer denken als beschreiben. Juriste ward den Häschern übergeben, um am andern Morgen nach Inhalt des Urtheils hingerichtet zu werden, und schon war er völlig zum Tode

bereit und erwartete nichts weiter mehr als daß der Henker käme, ihm den Garaus zu machen.

Als aber Epitia, die ihm eine so heftige Gegnerin gewesen war, das Urtheil des Kaisers vernahm, gab es die Güte ihres Herzens ihr ein, wie wenig es ihr gezieme zuzugeben, daß Juriste, den der Kaiser ihr zum Gemahl aufgedrungen und welchen sie einmal dafür angenommen habe, um ihretwillen den Tod leide: sie glaubte, dieß werde man eher einer grausamen Rachelust, als dem Trieb nach Gerechtigkeit zuschreiben. Von Stunde an wandte sie alle ihre Gedanken auf die Rettung des Bösewichts: sie begab sich zum Kaiser, und nachdem sie sich Gehör ausgewirkt, redete sie ihn an: Allerheiligster Kaiser, die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit, welche Juriste an mir verübt hatte, bewog mich bei Ew. Majestät Schutz wider ihn suchen. Ihrer angeborenen Gerechtigkeitsliebe gemäß hat ihn Dieselbe wegen zweier Verbrechen auf das Allergerechteste bestraft: für den an meiner Jungfräulichkeit begangenen Raub, durch den Befehl mich zu ehelichen; für die Hinrichtung meines Bruders gegen das mir gegebene Wort, durch das Urtheil, das ihm das Leben abspricht. Wie ich aber, bevor ich sein Weib geworden, darauf bestehen muste, daß Ew. Majestät ihn mit der Todesstrafe belegte, welche Dieselbe gerechterweise über ihn verhängt hat, so müste ich mich jetzt, nachdem es Ew. Majestät gefallen hat, mich mit dem heiligen Bande der Ehe an den Juriste zu knüpfen, für eine Pflichtvergeßene, Unmenschliche, der ewigen Schande Preisgegebene halten, wenn ich in seinen Tod willigen wollte. Unmöglich kann dieß der Wille Ew. Majestät sein, welche bei seiner Verurtheilung nur meine Ehre bezweckte. Damit also, allerheiligster Kaiser, die gute Absicht Ew. Majestät ihr Ziel erreiche und meine Ehre unbefleckt bleibe, bitte ich Dieselbe demüthigst und in tiefster Ehrfurcht, nicht zuzugeben, daß das Schwert der Gerechtigkeit, zufolge des Urtheils Ew. Majestät, das Band so jämmerlich wieder auflöse, durch welches Dieselbe mich mit dem Juriste zu vereinigen geruhte, und wie das Urtheil Ew. Majestät ihn zum unzweideutigen Beweis ihrer Ge-

rechtigkeit, mit dem Tode bestrafte, so möge es Derselben jetzt gefallen, wie ich von Neuem inbrünstiglich flehe, eure kaiserliche Gnade an seiner Freigebung zu offenbaren, denn die Uebung der Gnade, allerheiligster Kaiser, ist für den, in dessen Händen die Herschaft der Welt ruht, wie sie jetzt in den euern würdiglich beschloßen ist, kein geringerer Ruhm als die Handhabung der Gerechtigkeit, denn wenn diese beweist, daß er die Laster haßt und mit der verdienten Strafe verfolgt, so macht ihn jene den unsterblichen Göttern ähnlich. Und erlange ich diese einzige Bitte von eurer Milde, so werde ich für die an mir demüthigen Magd Ew. Majestät gewirkte Handlung der Güte, ewig mit Andacht zu Gott flehen, daß er Ew. Majestät zu vielen glücklichen Jahren gedeihen laße, damit sie zur Beglückung der Sterblichen und zu ihrem eigenen Ruhme und unvergänglichen Ehre bis in späte Zeiten Gerechtigkeit und Gnade üben möge. Hiemit beschloß Epitia ihre Anrede.

Maximilian war erstaunt, daß sie die von Juriste empfangene schwere Unbilde schon vergeßen und mit so vieler Wärme für ihn gesprochen habe. Solche Güte, wie er an dieser Dame erblickte, schien es ihm wohl zu verdienen, daß er ihr Den aus Gnade freigebe, den er um des Rechtes willen zum Tode verurtheilt. Er ließ also den Juriste in eben der Stunde, in welcher er erwartete, zum Tode geführt zu werden, vor sich bringen und sprach zu ihm: Verräther, die Güte Epitiens hat so viel über mich vermocht, daß ich dir, dessen Verruchtheit den Tod doppelt verdient hätte, um ihretwillen das Leben schenke, und du sollst wißen, daß du nur ihr dessen Erhaltung zu danken hast. Und da es ihr Wille ist, mit dir zu leben, nachdem sie das Band an dich geknüpft hat, das dich auf meinen Befehl mit ihr verbindet, so bin ich es zufrieden, daß du mit ihr lebest. Aber kommt es mir zu Ohren, daß du sie je anders denn als eine liebevolle und großmüthige Gattin behandelst, so sollst du erfahren, in welchen Unwillen ich darüber gerathe. Nach diesen Worten faßte der Kaiser Epitiens Hand und übergab sie dem

Juriste: worauf sie und Juriste mit ihr seiner Majestät für die ihnen erwiesene Huld und Gnade den gebührenden Dank sagten. Juriste aber erwog, welche Großmuth Epitia an ihm geübt habe und hielt sie immer theuer und werth und so konnte sie den Rest ihrer Tage glücklich mit ihm verleben.

---

2. Gleiches mit Gleichem.

Zur Sagenvergleichung.

Giraldi Cinthio Hecatommithi ovvero cento novelle etc. erschien zuerst 1565 zu Monteregale in Sicilien, 2 Thle. 8., und vollständiger 1566 zu Venedig, in einem Quartband. In dieser Ausgabe, sowie in der, welche 1593 zu Venedig in zwei Quartbänden erschien, ist die mitgetheilte Novelle die fünfte der achten Decade, welche von der Undankbarkeit handelt. Giraldi selbst hat den Inhalt derselben unter dem Namen Epitia auf die Bühne gebracht, wie denn der Stoff zu seinem ganzen aus sechs Trauerspielen bestehenden Theater sich in seinem Hecatommithi wiederfindet. Ob Shakspeare die Novelle des Cinthio gekannt habe, ist unentschieden; man hat keinen Grund, es zu verneinen, wenn man nicht auf das Märchen zurückkommen will, daß er der italienischen Sprache unkundig gewesen. Soviel ist aber gewiss, daß wenn er sie nicht kannte, der Inhalt derselben ihm durch George Whetstones doppelte Bearbeitung zugänglich war. Whetstone gab nämlich im Jahre 1582 eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel Heptamerone heraus, worin er auch eine Uebersetzung dieser Novelle des Cinthio aufnahm. Aber schon vier Jahre früher hatte Whetstone diesen Stoff dramatisch behandelt. Dieses Stück, welches die Six old Plays, on which Shakspeare founded etc. eröffnet, führt den Titel: „Die vortreffliche, weltberühmte Geschichte von Promus und Cassandra, in theatralische Gespräche eingekleidet. Der erste Theil zeigt den unerträglichen Gewaltsmissbrauch einer obrigkeitlichen Person, das tugendhafte Betragen eines keuschen Mädchens, die zügellose Ausschweifung einer schönen Courtisane und die unverdiente Schätzung eines gefähr-

lichen Schmarotzers. Der zweite Theil handelt von der erhabenen Großmuth eines edeln Königs in Vertilgung des Lasters und Beschützung der Tugend, wodurch der Sturz und Untergang schändlicher Tücke und der Triumph redlicher Handlungsweise bewiesen wird."

So gering auch das Verdienst dieses Stücks sein mag, so findet sich doch schon hier die von Shakspeare adoptirte Abweichung von der Novelle des Cinthio, daß Vico, der bei Whetstone Andrugio, bei Shakspeare Claudio heißt, nicht wirklich hingerichtet wird, obgleich der Statthalter den Befehl dazu ertheilt hatte. Sonst aber weicht Whetstone nicht wesentlich von Cinthio ab, so daß die vielen vortrefflichen Abänderungen, die in Shakspeares Schauspiel getroffen sind, der Erfindung des Dichters allein angehören. Dahin rechnen wir den entscheidenden Umstand, daß der Herzog von Wien (in der Novelle Kaiser Maximilian) als Mönch verkleidet stäts gegenwärtig ist und die ganze Begebenheit unerkannt einem erfreulichen Ziele entgegenlenkt. Die Einführung der Verlobten des Angelo, welche an Isabellens Statt das ihm gegebene Versprechen erfüllt und von nun an ganz die Rolle der Epitia in der Novelle übernimmt, während Isabella ihre Keuschheit erhält und dem Herzog vermählt wird, ist ein eben so großes Verdienst Shakspeares. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher er diese Abweichungen so einzuweben gewust hat, daß zugleich der ursprüngliche Hergang der Novelle in dem Bewustsein Angelos erhalten ward, indem dieser bis zum Schluße hin glaubt, er habe das Gesetz mit Isabellen gebrochen und ihren Bruder tödten laßen, wie es die Novelle berichtet. Daher erhebt auch Isabelle vor dem Herzog, bei dessen Einzuge, ganz dieselbe Klage wider ihn, wie Epitia gegen Juriste vor dem Kaiser. Man würde vielleicht aus dieser Beibehaltung neben der Abänderung schließen dürfen, daß Shakspeare die Novelle des Cinthio gekannt habe, wenn nicht die Erzählung Whetstones im Heptameron mit ihr ganz gleichen Inhaltes wäre.

Die von Shakspeare angenommene Aenderung Whetstones, wonach der Verurtheilte am Leben bleibt, hat Shakspeare seinen

Zwecken gemäß anders gewendet als jener. Bei Whetstone hatte Promos (Angelo) dem Kerkermeister befohlen, der Cassandra (Isabelle, Epitia) das Haupt ihres Bruders zu überbringen. Dieser überbrachte ihr aber, aus Mitleid mit dem Andrugio, nur das entstellte Haupt eines neulich hingerichteten Verbrechers, das Cassandra von dem ihres Bruders nicht unterscheiden konnte. Bei Shakspeare wird dagegen der Statthalter, der die Hinrichtung befohlen hatte, durch das untergeschobene Haupt getäuscht und diese Abweichung von dem Ueberlieferten ist der Ueberlieferung ganz gemäß. In unzähligen Märchen und Sagen kehrt es wieder, daß gutherzige, mit grausamen Hinrichtungen beauftragte Diener ihren Herrn durch Unterschiebung falscher Wahrzeichen der Vollstreckung zu täuschen wißen. Ebenso populär und der Sage gemäß ist die unserm Dichter allein angehörige Unterschiebung der Marianne an der Stelle Isabellens. So wird, um nur an das bekannteste Beispiel zu erinnern, im Tristan Brangäne an Isoldens Statt dem König Marke beigelegt. Ein Gleiches geschieht in dem Gedicht von den zwei Kaufleuten (Altd. Wälder I. 34) und in einem neugriechischen Volkslied (Ebend. II. 181). Wir wählen unter unzähligen die beiden letzten Beispiele, weil von diesen beiden Gedichten unten bei Cymbeline näher die Rede sein wird. Was aber Shakspeare auf diese Erfindung leiten mochte, ist die Unterschiebung der Giletta von Narbonne an der Stelle der von Beltram geliebten Tochter der Edelfrau, welche Boccaccio in der unter IX. mitgetheilten Novelle, der Quelle von Ende gut, Alles gut, berichtet. Hier sind die Umstände fast ganz dieselben, denn die Untergeschobene ist nicht wie in den obigen Beispielen eine Magd, sondern des Betrogenen rechtmäßige Ehefrau; daß Marianne nur Angelos Verlobte ist, begründet keinen wesentlichen Unterschied.

Durch diese Abänderungen, die an sich selbst so vortrefflich sind, hat also Shakspeare einen Beweis geliefert, wie lieb und vertraut ihm die Sage war und welchen Nutzen er aus ihr zu ziehen verstand. Man darf hiebei nicht vergeßen, daß die Welt der

Märchen und Sagen zu Shakspeares Zeiten dem Volk noch durchaus nicht entfremdet, sondern sein eigenstes Eigenthum war, daher es auf der Bühne nichts lieber schauen mochte als diesen Wiederschein seines Wesens, wenn er ihm auch durch minder kunstvoll geschliffene Spiegel, als Shakspeares Stücke sind, zurückgestralt wurde. Hieraus erklärt es sich auch, warum Shakspeare so viele Stoffe der Sage entnahm, daß wir ganze Bände mit sagenmäßigen Erzählungen füllen können, die er seinen Schauspielen zum Grunde gelegt hat. Auch hier wieder war Shakspeare auf einen durchaus volksmäßigen, besonders im Volksliede beliebten Stoff gerathen (vgl. Liebrecht Heidelberger Jahrb. 1867 Nr. 12); aber er hat, ohne ihm das Geringste zu vergeben, seine Roheit doch mit den Ansprüchen eines gebildeten Sinnes auszugleichen verstanden. Die Grundzüge dieser Sage, wie sie im Volksliede der verschiedensten Völker noch fortlebt, sind folgende: Die Frau oder Schwester eines Verurtheilten sucht Begnadigung für ihn bei dem Richter nach, der ihr unter der Bedingung, daß sie eine Nacht bei ihm zubringe, den Gefangenen zurückzugeben verspricht. Am andern Morgen wird ihr auch der Verbrecher ausgeliefert, aber bereits hingerichtet. Für diese doppelte Schandthat wird der Richter von dem Fürsten zur verdienten Strafe gezogen, muß sich aber vorher mit der entehrten Frau vermählen.

Schon Douce in seinen Illustrations of Shakspeare I. p. 153 und nach ihm Dunlop II. p. 429 haben eine Menge historischer Vorgänge ähnlicher Art angeführt, worunter die wichtigsten folgende sind: Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zwang einen seiner Edelleute wegen eines gleichen Vergehens ein Mädchen zu heirathen, und ließ ihn, als das geschehen war, hinrichten. Lipsii Monita et exempla politica. Antverp. 1613. 4. cap. 8. Dieß ist der Gegenstand eines französischen Schauspiels von Antoine Marechal: Le jugement équitable de Charles de Hardy. 1646. 4. Ein gleiches Vergehen ließ sich Olivier de Dain, der Barbier und Günstling Ludwig XI. zu Schulden kommen und büßte es mit dem Tode. Belleforest giebt

eine Novelle für eigene Erfindung aus, welche der des Cinthio zu ähnlich sieht als daß man seiner Angabe unbedingt trauen sollte: hier verführt ein Hauptmann das Weib eines Soldaten unter dem Versprechen, das verwirkte Leben ihres Mannes zu schonen, welchen er ihr gleich darauf durch sein Kammerfenster, am Galgen hangend, zeigt. Sein Commandant nöthigt ihn die Wittwe zu heirathen und verurtheilt ihn dann zum Tode. Dieselbe Grausamkeit wird auch dem berüchtigten Colonel Kirke Schuld gegeben, mit welchem Recht ist streitig. S. über ihn auch Macaulay Hist. of Engl. II, 203 ed. Tauchn. In Goularts Thrésor d'histoires admirables etc. ist dieser Gegenstand zweimal variiert. p. 300 und p. 304. In Cooke's Vindication of the professors and profession of the law 1640. 4. p. 61 wird die ganze Novelle Cinthios von Don Garcias, dem Gouverneur von Mailand während des Kriegs zwischen Karl V. und Franz I., erzählt; doch ist es hier die Entehrte die Frau des Gefangenen und die Enthauptung des Verführers wird nach der Hochzeit mit der Wittwe wirklich vollzogen. Nach Liebr. a. a. O. giebt Claude Rouillet den Vorwurf seiner Tragödie Philanire wie folgt an: »Quelques années se sont passées, qu'une dame de Piedmont impetra du prevot du lieu, que son mari lors prissonier pour quelque concussion, et deja pret à recevoir jugement, lui sera rendu, moyennant une nuit, qu'elle lui preterait. Ce fait, son mari, le jour suivant, lui fuit rendu, mais ja executé de mort. Elle est esplorée de l'une et l'autre injure, a son recours au gouverneur, qui pour lui garantir son honneur, contraint le prevot a l'epouser et puis le fait decapiter.«

Dem Ludwig von Nivers, Sohn Roberts von Frankreich, ward im J. 1307 vor dem Richterstuhl Philipps von Frankreich vorgeworfen, die Frau eines Ritters, der für das Leben ihres Mannes bat, auf die in Rede stehende Weise betrogen zu haben. Liebr. a. a. O. fügt noch einen Vorfall hinzu, den Augustinus in seiner Schrift De sermone domini in monte I, 16 berichte.

Ein Bürger von Antiochia wurde von dem Procurator Septimius Acindynus wegen einer dem Fiscus schuldigen Summe ins Gefängniß geworfen und mit dem Galgen bedroht, wenn er bis zu einem bestimmten Tage seine Schuld nicht entrichte. Da er sich dazu außer Stande sah, so gestattete er seiner Frau, eine Nacht bei einem reichen Manne zuzubringen, der sich in sie verliebt und ihr für diese Gunst die erforderliche Summe verheißen hatte. Ehe dieser jedoch die Frau des Mannes verließ, schob er statt des Beutels mit Geld einen andern mit Erde unter, so daß die Betrogene sich darob alsbald bei Acindynus beklagte, der zuvörderst seine eigene Härte verdammte und die betreffende Summe aus eigenen Mitteln dem Fiscus einzahlte, der Frau aber das Landgut zusprach, aus dem jene Erde genommen war.

Diesen Beispielen haben wir noch folgende hinzuzufügen:

In den Novellen des Masuccio Salernitano wird IV, 7. (47) erzählt: Der König von Sicilien, Sohn Don Juans von Arragonien, sei einst zu Vagliendoli im Hause eines vornehmen Edelmanns abgestiegen, der ihn auf das Festlichste empfangen und bewirthet habe. Dieser Edelmann hatte zwei schöne Töchter, in die sich während des Aufenthalts des Königs im Hause zwei von dessen ersten Hofleuten verliebten. Durch Vermittelung einer bestochenen Magd werden sie Nachts in die Schlafkammer der Mädchen gelaßen, wo sie ihren Willen vollbringen ohne daß die schlafenden Schönen erwachen; bald aber überzeugen sie sich von der Gewalt, die ihnen geschehen ist, und erheben vor dem Könige, ihrem Gaste, Klage wider die entflohenen Ehrenräuber. Dieser verspricht ihnen Genugthuung, verbirgt indes seinen Zorn und zwingt die beiden Hofleute, die Entehrten, welchen er ein reiches Heirathsgut aussetzt, zur Ehe zu nehmen. Als dieß geschehen ist, geht nun der König mit den Hofleuten ernstlich ins Gericht und befiehlt ihre Enthauptung, welche auch ohne allen Einspruch der Neuvermählten vollstreckt wird. Diese erklärt nun der König zu Erbinnen der ganzen Hinterlaßenschaft ihrer Gatten und vermählt sie auf der Stelle und ohne Beobach-

tung des Trauerjahres zweien der vornehmsten Edelleuten der Stadt.

Noch grausamer war der Richterspruch Kaiser Ottos in Lamparten (Grimms deutsche Sagen II. S. 169), welcher vielleicht der Novelle des Cinthio zu Grunde liegt: Zu dem Könige kam eine Frau und klagte über einen Mann, der ihr Gewalt angethan hätte. Der König sprach: „wann ich herwieder komme, will ich dir richten." „Herr," sagte die Frau, „du vergißest es." Der König wies mit der Hand an eine Kirche und sprach: Diese Kirche sei des mein Urkund. Als nun der Kaiser nach der Zeit wieder nach Lamparten (Lombardei) zog, führte ihn der Weg an der Kirche her, die er dem Weibe gewiesen hatte. Er ließ sie rufen und hieß sie klagen. Sie sprach: Herr, er ist nun mein ehelicher Mann und ich habe liebe Kinder mit ihm. Aber der Kaiser sprach: „Sammer Otten Bart!" Also schwur er ihr: er soll meiner Barten (Beile) schmecken! und befahl den Missethäter an seinem Leibe, nach dem Recht zu strafen. Also richtet er dem Weib wider ihren Willen.

Eine gleiche Rücksichtslosigkeit hat bei Cinthio Maximilian im Sinne, aber Epitia beredet ihn eines Beßern. Die Freisprechung des Missethäters geschieht zwar nicht um seinetwillen, sondern seiner Gemahlin zu Liebe; es bleibt aber immer ein Unrecht ungesühnt und wir gönnen es dem Verbrecher nicht, eine solche Fürsprecherin gefunden zu haben. Diesem Uebelstande hat Shakspeare durch den minder strafwürdigen Charakter Angelos und dadurch abgeholfen, daß beide Verbrechen, die Entehrung Isabellens und Claudios Hinrichtung wider das ihr gegebene Versprechen, unbegangen bleiben. In Georg Widters und Adolf Wolfs Volksliedern aus Venetien, Wien 1864, gehört hieher Nr. 85 La povera Cecilia. Sie hat ihren Mann zu retten die Ehre Preis gegeben: schon in der Nacht aber holt sie von schlimmer Ahnung bedrängt einen tiefen Seufzer; und am Morgen, da sie auf den Balcon tritt, sieht sie ihren Gatten gegen das ihr gegebene Versprechen aufgeknüpft, so daß sie mit dem Tode ihres Gemahls

zugleich ihre Ehre zu beweinen hat. Im Wesentlichen denselben Ausgang wie diese vicentinische nimmt eine in Wolfs Anmerkungen S. 108 im Auszug mitgetheilte nahverwandte lombardische Ballade; vgl. Botzas Canzoni Populari Comasche, Vienna 1867 Nr. 50 und Ferd. Wolf Proben Portugies. und Catalonischer Volksromanzen S. 175. Hier ist es der Commandant, der gegen das gegebene Versprechen den Mann der Dame von Reus hat hängen laßen. Hiemit scheint das bekannte zu Straßburg spielende Volkslied zusammenzuhängen. (Meine Sammlung Nr. 59, Lieder für Jung und Alt, Nr. 9).

Es waren einmal drei Reuter gefangen,
Gefangen waren sie,
Sie wurden gefangen und geführet,
Keine Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen Römischen Reich.

Ein Mädchen soll für sie bitten und that es:

Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Commandant,
Ich hab eine Bitt an euch:
Wollet meiner Bitte gedenken,
Und mir die Gefangenen losschenken,
Dazu meinen eigenen Schatz.

Weder hier noch bei der Dame von Reus wird gesagt, daß der Commandant für die Preis gegebene Ehre der Bittstellerin die Befreiung der Gefangenen verheißen hatte; doch könnten Strophen dieses Inhalts verloren gegangen sein. Der Dame von Reus war wenigstens das Leben ihres Gemahls versprochen worden, und in dem deutschen Liede heißt es am Schluß:

Die Gefangenen, die müßen sterben,
Gottes Reich sollen sie erwerben,
Dazu die Seligkeit.

Das Mädchen hatte offenbar einen andern Ausgang erwartet.

Dem Shakspeareschen Drama näher steht die ungarische Ballade bei Kertbeny, Ausgewählte Volkslieder, Darmstadt 1851, Nr. 29, denn hier ist es statt des Gatten die Schwester, die (wider des Bruders Willen) das Opfer ihrer Ehre bringt. Vgl. Wolf a. a. O. S. 109.

IV.

Zu

Othello.

1. Der Mohr von Venedig.

Nach Giraldi Cinthio.

In Venedig lebte vor Zeiten ein sehr tapferer Mohr, dessen streitbarer Arm sowohl als die große Klugheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die er in Kriegssachen bewiesen hatte, ihn den Herrn jener Stadt sehr werth machten, die immer in Belohnung vorzüglicher Handlungen alle Republiken der Welt übertroffen hatte. Nun begab es sich, daß ein tugendreiches Fräulein von wunderbarer Schönheit, Disdemona genannt, nicht von weiblichen Begierden, sondern von der Tapferkeit dieses Mohren angezogen ward, sich in ihn zu verlieben, während er von der Schönheit und edeln Gesinnung der Dame besiegt gleichfalls für sie entbrannte. Die Liebe war ihnen so günstig, daß sie sich beide durch die Ehe verbanden, obgleich die Eltern des Fräuleins alle ihre Kräfte aufboten, um sie zu vermögen einen andern Mann zu nehmen; und so lange sie in Venedig blieben, lebten sie beide in solcher Eintracht und Zufriedenheit zusammen, daß nie auch nur ein unzärtliches Wort unter ihnen vorfiel. Unterdessen geschah es, daß die Herrn von Venedig ihre Kriegsmannschaft, die sie in Cypern zu halten pflegten, ablösten und den Mohren zum Anführer des Heeres erwählten, welches sie dahin schickten. So vergnügt dieser auch über die ihm gewordene Ehre war, denn eine Ehrenstelle dieser Art wurde nur Männern übertragen, die sich durch Adel, Treue, Tapferkeit und ausgezeichnete Verdienste empfahlen, so verminderte doch der Gedanke an die Länge und Beschwerlichkeit der Reise, welche seine Disdemona scheuen möchte, diese Freude um kein Geringes. Disdemona aber, die außer dem Mohren kein

Glück auf der Welt kannte und über die Achtung, die eine so edle und mächtige Republik ihrem Manne bezeugte, sehr erbaut war, konnte die Stunde kaum erwarten, in der ihr Gemahl mit seinen Leuten die Reise antreten und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten würde; aber es betrübte sie sehr, ihren Gatten missstimmt zu sehen. Da ihr die Ursache unbekannt war, sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: Wie kommt es, mein Theuerer, daß du so traurig bist seit dir der Staat ein so ehrenvolles Amt übertragen hat? Der Mohr antwortete ihr: Die Liebe zu dir, Disdemona, trübt die Freude über die Ehre, die mir geschieht, denn ich habe zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder dich mit mir den Gefahren des Meeres auszusetzen, oder dich in Venedig zurückzulaßen, um dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Das erste thu ich nur höchst ungern, denn alle Beschwerden, die du zu bestehen hättest, und alle Gefahren, die uns begegnen könnten, würden mir den äußersten Kummer verursachen. Das zweite aber, dich zurückzulaßen, würde mir selbst unerträglich fallen, denn wenn ich mich von dir trenne, so trenne ich mich von meinem Leben. Ach, mein Gemahl, rief Disdemona aus als sie dieß hörte, was für Gedanken sind das, die euch in den Sinn kommen? Wie darf euch nur dergleichen beunruhigen? Ich würde euch begleiten wohin es auch wäre, und sollte ich im Hemde durch das Feuer gehen, geschweige denn zu Waßer in einem sichern und bequemen Schiffe und an eurer Seite: und wenn auch einige Gefahren und Beschwerden uns bevorstehen, so will ich sie mit euch theilen und würde sehr wenig von euch geliebt zu sein glauben, wenn ihr mich in Venedig zurücklaßen wolltet, um mich nicht zur Gefährtin auf dem Meere zu haben, oder euch vorstelltet, ich wolle lieber hier in Sicherheit bleiben als mich mit euch in derselben Gefahr befinden. Schickt euch also nur mit aller der Fröhlichkeit zur Reise an, welche der Würde eures neuen Ranges geziemt. Ganz entzückt vor Freuden über diese Worte schlang der Mohr seine Arme um den Hals seiner Gattin und sprach mit einem zärtlichen Kusse: Gott erhalte uns lange in dieser Liebe, mein

theures Weib. Bald darauf brachte er seine Sachen in Ordnung, gieng mit seiner Gemahlin und seinen Leuten zu Schiffe, überließ die Segel den Winden und kam nach einer kurzen und sichern Fahrt in Cypern an.

In dem Gefolge des Mohren befand sich ein Fähnrich, der zwar sehr gut aussah, aber dennoch der boshafteste Mensch von der Welt war; der Mohr indes, der von seiner Schlechtigkeit keine Ahnung hatte, hielt sehr viel auf ihn, denn so niederträchtig auch seine Gesinnung war, so verbarg er doch unter hohen, prunkenden Worten und einem schönen Aeußern die Gemeinheit seines Herzens so gut, daß ihn Jedermann für einen Hektor oder Achilles gehalten hätte. Dieser Bösewicht hatte ebenfalls seine Frau mitgenommen, ein sehr schönes und ehrbares Weib, welche die Gemahlin des Mohren, weil sie eine Italienerin war, sehr liebte und den grösten Theil des Tages mit ihr verbrachte. Ferner befand sich in dem Gefolge des Mohren ein Hauptmann, der ihm sehr werth war und der daher oft in sein Haus kam und mit ihm und seiner Gemahlin speiste. Disdemona, weil sie wuste, wie viel er bei ihrem Gemahl gelte, gab ihm viele Zeichen ihrer Gewogenheit, worüber der Mohr sehr erfreut war.

Der schändliche Fähnrich, ohne sich weder um die Treue, die er seiner Gattin, noch um die Freundschaft, Treue und Verbindlichkeit, die er dem Mohren schuldig war, im Geringsten zu bekümmern, verliebte sich auf das Heftigste in Disdemonen und hatte keinen andern Gedanken mehr als wie er ihrer Reize genießen möchte; aber er wagte es nicht, seine Wünsche laut werden zu laßen, denn er muste fürchten, daß der Mohr, wenn er es wahrnähme, ihm ein schleuniges Ende bereite. Er suchte ihr also seine Liebe auf mancherlei Weise so heimlich als möglich zu verstehen zu geben; aber alles was er that sie zur Liebe zu reizen, half nicht mehr als wenn er es unterlaßen hätte. Er bildete sich aber ein, dieß komme daher, weil sie in den Hauptmann verliebt sei, und dachte darauf, ihn aus dem Wege zu schaffen; indes blieb er bei diesem Vorsatz nicht stehen, sondern verwandelte auch seine

Liebe für Disdemona in den bittersten Haß und bot allen seinen Scharfsinn auf, ein Mittel zu finden, durch den Tod des Hauptmanns nicht nur diesem, sondern auch dem Mohren den Genuß Disdemonens zu rauben.

Nachdem er zu diesem Ende mancherlei Bubenstücke und Schurkenstreiche überlegt, so beschloß er endlich, sie bei ihrem Gemahl des Ehebruchs anzuklagen und den Hauptmann als den Ehebrecher zu bezeichnen. Da ihm aber die zärtliche Liebe des Mohren gegen Disdemonen und seine Freundschaft gegen den Hauptmann bekannt war, so sah er wohl ein, es werde unmöglich sein, ihm das Eine noch das Andere einzureden, wenn er nicht die feinste List anwendete, ihn zu hintergehen. Er nahm sich daher vor, es abzuwarten bis Zeit und Gelegenheit ihm den Weg zu einer so schändlichen Unternehmung eröffnen würden. Es währte nicht lange, so entsetzte der Mohr den Hauptmann seiner Stelle, weil er gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn verwundet hatte. Disdemona, der dieß sehr leid that, versuchte oft den Hauptmann mit ihrem Gemahl auszusöhnen. Bei einem solchen Anlaß sagte der Mohr zu dem verrätherischen Fähnrich, seine Gemahlin liege ihm so sehr wegen des Hauptmanns an, daß er fürchte, er müße ihn zuletzt wieder in seine Stelle einsetzen. Dieß sah der Bösewicht sogleich als einen Wink an, seinen hinterlistigen Plan auszuführen, und sagte: Disdemona hat vielleicht Ursache, dieß gern zu sehen. Und welche? fragte der Mohr. Ich möchte nicht gern Mann und Frau entzweien, antwortete der Fähnrich; aber ihr dürft nur die Augen aufthun um es selbst zu bemerken. Weiter wollte er nicht gehen, so sehr der Mohr in ihn drang, sich näher zu erklären; aber seine Worte ließen einen so scharfen Dorn in seiner Brust zurück, daß er ganz trübsinnig wurde und an nichts dachte als was die Worte des Fähnrichs wohl zu bedeuten haben möchten. Als es daher seine Gattin eines Tages von Neuem versuchte, seinen Zorn gegen den Hauptmann zu besänftigen, indem sie ihn bat, er möchte doch die treuen Dienste und die Freundschaft so vieler Jahre um eines

kleinen Vergehens willen nicht vergeßen, zumal da der Hauptmann mit dem verwundeten Soldaten wieder ausgesöhnt sei, gerieth der Mohr in den heftigsten Zorn und sprach: Es ist doch auffallend, Disdemona, daß du so viel Antheil an dem Hauptmann nimmst. Er ist doch weder dein Bruder, noch dein Anverwandter, daß er dir so sehr am Herzen liegen sollte. Ganz demüthig und liebreich antwortete sie ihm: Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen: mich bewegt nichts dazu als daß es mir leid thut, euch eines so theuern Freundes beraubt zu sehen wie der Hauptmann nach euerm eigenen Zeugniſs euch gewesen ist: er hat doch keinen so schweren Fehler begangen, daß ihr ihm deshalb so sehr zürnen dürftet. Aber ihr Mohren seid so hitziger Natur, daß jede Kleinigkeit euch zu Zorn und Rache reizt. Ueber diese Worte noch mehr erzürnt, antwortete der Mohr: Das könnte wohl noch Mancher erfahren, der es nicht dächte; ich will die Beleidigungen, die man mir zufügt, rächen bis ich gesättigt bin mit Rache. Die Dame erschrak heftig bei diesen Worten, und da sie ihren Gemahl gegen seine Gewohnheit wider sich erzürnt sah, sagte sie mit vieler Demuth: Nur die beste Absicht hat mich bewogen, mit euch hievon zu sprechen; um euch aber nicht ferner wider mich zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon reden.

Da der Mohr sah, wie seine Gemahlin sich von Neuem zu Gunsten des Hauptmanns verwandt hatte, überzeugte er sich, die Worte, die er von dem Fähnrich vernommen, könnten nichts anders bedeutet haben als daß Disdemona den Hauptmann liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken und fieng an in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären möchte. Der Fähnrich, der auf das Verderben der armen Disdemona sann, stellte sich erst als wolle er nichts sagen, was dem Mohren vielleicht miſsfällig sein könnte; endlich aber that er als könne er seinen Bitten nicht länger widerstehen und sprach: Ich läugne nicht, daß es mir unendlich leid thut, euch etwas entdecken zu müßen, was euch mehr als Alles in der Welt kränken muß; weil ihr aber darauf besteht, daß ich es sagen soll, und mich überdieß die Sorge,

die ich für eure, als meines Herrn Ehre, zu tragen verpflichtet bin, anspornt, es euch zu entdecken, so will ich mich weder eurer Frage noch meiner Pflicht entziehen. Wißt also, daß eure Gemahlin keiner andern Ursache willen mit eurer Ungnade gegen den Hauptmann unzufrieden ist als wegen des Vergnügens, das er ihr macht, so oft er in euer Haus kommt, denn eurer schwarzen Farbe ist sie überdrüßig. Diese Worte drangen dem Mohren an die Wurzel seines Herzens; aber um noch mehr zu erfahren, sprach er, obgleich der Verdacht, den er bereits gefaßt hatte, ihn Alles für wahr halten ließ, was der Fähnrich ihm sagte, mit zürnendem Antlitz: Ich weiß nicht was mich abhält, dir diese verwegene Zunge auszureißen, die es gewagt hat, meiner Gattin solche Schande nachzusagen. Keinen beßern Lohn meiner Liebe und Treue, antwortete der Fähnrich, durfte ich mir vermuthen; aber da mich meine Pflicht und die Sorge für eure Ehre nun einmal so weit gebracht hat, so erwidere ich euch, daß es nicht anders ist als wie ich gesagt habe, und wenn eure Gemahlin durch ihre verstellte Liebe euch die Augen so sehr verblendet hat, daß ihr nicht seht was ihr sehen solltet, so sag ich darum nicht weniger die Wahrheit. Der Hauptmann selbst hat es mir gesagt, denn sein Glück würde ihm nicht vollkommen geschienen haben, wenn er es nicht Jemand hätte vertrauen können. Hätte ich euern Zorn nicht gefürchtet, setzte er hinzu, so sollte ihm mein Degen gleich damals, als er mirs entdeckte, den verdienten Lohn gegeben haben. Da ich aber für die Entdeckung dessen, was euch mehr als jeden Andern angeht, so übeln Lohn empfange, so wollt ich lieber, daß ich geschwiegen hätte, denn dann würd ich mir eure Ungnade nicht zugezogen haben. Voller Ingrimm entgegnete der Mohr: Machst du nicht, daß ich mit eigenen Augen sehe was du mir sagtest, so werde ich dich ohne Zweifel lehren, daß es beßer für dich wäre, wenn du stumm geboren wärest. Das würde mir leicht geworden sein, versetzte der Verräther, als er noch in euer Haus kam; jetzt aber, da ihr ihn nicht deswegen, weshalb er es verdiente, sondern einer viel geringfügigern Ursache willen weg-

gejagt habt, so kann es mir nicht anders als sehr schwer fallen: denn obgleich ich glaube, daß er noch Disdemonens Reize genießen wird so oft ihr ihnen Gelegenheit dazu laßt, so muß er doch nun, da er sich euern Haß zugezogen hat, viel vorsichtiger dabei verfahren als vorher. Aber dennoch geb ich die Hoffnung nicht auf, euch schauen zu laßen was ihr mir nicht glauben wollt. Mit diesen Worten giengen sie auseinander.

Der unglückliche Mohr begab sich, wie von dem schärfsten Pfeil verwundet, nach Hause und erwartete den Tag, wo der Fähnrich ihm das zeigen werde, was ihn auf ewig unglücklich machen sollte. Nicht geringern Kummer gab dem verruchten Fähnrich die Keuschheit, welche Disdemona, wie er wohl wuste, auf das Heiligste beobachtete: denn es schien ihm fast unmöglich, ein Mittel zu finden, um den Mohren von seiner falschen Anklage zu überzeugen. Nachdem er lange darüber hin und her gesonnen hatte, verfiel er endlich auf eine neue Bosheit. Die Gemahlin des Mohren pflegte, wie schon erwähnt, die Frau des Fähnrichs häufig zu besuchen und einen guten Theil des Tages bei ihr zuzubringen. Der Bösewicht hatte bemerkt, daß sie zuweilen ein Schnupftuch bei sich trug, von welchem er wuste, daß es ein Geschenk des Mohren sei. Dieses Schnupftuch war sehr fein auf mohrische Art gearbeitet und der Disdemona so wie dem Mohren sehr werth. Dieß dachte er ihr heimlich zu entwenden und so ihren Untergang vorzubereiten. Er hatte ein Töchterchen von drei Jahren, das Disdemona sehr liebte; dieß nahm er, als die unglückliche Dame eines Tages in das Haus dieses Verbrechers kam, in seine Arme und setzte es ihr auf den Schooß. Disdemona umarmte es und drückte es an ihre Brust; indes nahm ihr der Betrüger, der sich vortrefflich aufs Taschenspielen verstand, das Taschentuch so geschickt von dem Gürtel, daß sie nicht das Geringste davon bemerkte, und gieng voller Freuden von ihr hinweg. Disdemona, die davon nichts ahnte, vermisste, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war, das Schnupftuch nicht. Einige Tage nachher aber, da sie es suchte und nicht fand, war sie sehr in

Furcht, der Mohr möchte, wie er öfter that, darnach fragen. Der gottlose Fähnrich ersah sich indes eine gelegene Zeit, gieng zu dem Hauptmann und ließ mit verschmitzter Bosheit das Schnupftuch zu Häupten seines Bettes zurück, welches der Hauptmann nicht eher als den andern Morgen bemerkte, denn als er vom Bette aufstand, trat er mit dem Fuß auf das Schnupftuch, das zur Erde gefallen war. Er erkannte es als das Eigenthum Disdemonens ohne begreifen zu können wie es dahin gekommen sei, und beschloß es ihr zurückzubringen. Er wartete bis der Mohr ausgegangen war, begab sich an die Hinterthüre seines Hauses und klopfte an. Aber das Unglück, das sich mit dem Fähnrich zum Verderben der Armen verschworen zu haben schien, wollt es, daß der Mohr kurz vorher wieder nach Hause gekommen war, und da er an der Thüre klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief heftig erzürnt: Wer klopft da? Als der Hauptmann die Stimme des Mohren vernahm, fürchtete er, daß er herabkäme ihn zu verderben, und ergriff ohne zu antworten die Flucht. Der Mohr stieg die Treppe herab und öffnete die Thüre; als er aber auf die Straße trat und ihn suchte, fand er ihn nicht mehr. Er gieng also voller Wuth ins Haus zurück und fragte Disdemonen, wer da geklopft habe? Sie antwortete der Wahrheit gemäß, sie wiße es nicht. Mich dünkt, es war der Hauptmann, fuhr der Mohr fort. Ich weiß nicht, entgegnete sie, ob er es war oder ein Anderer. Der Mohr hielt seine Wuth zurück, obgleich er vor Zorn glühte, und wollte nicht eher etwas unternehmen bis er mit dem Fähnrich gesprochen, zu dem er sich schleunigst begab, ihm den Vorfall erzählte und die Bitte hinzufügte, den Hauptmann so genau als möglich darüber auszuforschen. Ueber einen ihm so willkommenen Vorfall höchst erfreut, versprach es ihm der Fähnrich. Darauf sprach er eines Tages mit dem Hauptmann an einem Orte, wo der Mohr zugegen war und ihrer Unterredung zusehen konnte. Er sprach mit ihm über tausend Dinge, aber mit keiner Silbe von Disdemonen, schlug das hellste Gelächter auf, stellte sich sehr verwundert und gebärdete sich mit Haupt und Hän-

den wie Einer, dem unerhörte Dinge erzählt werden. Sobald der Hauptmann weggegangen war, begab sich der Mohr zu dem Fähnrich, um zu hören was ihm Jener gesagt habe. Dieser ließ sich erst lange bitten und sprach dann endlich: Er hat mir nicht das Geringste verhehlt, und gestanden, daß er eurer Gemahlin genoßen habe so oft ihr ihnen durch eure Abwesenheit dazu Gelegenheit gegeben, und daß sie ihm das Letztemal, daß er bei ihr gewesen, jenes Schnupftuch geschenkt, welches ihr am Tage eurer Verbindung eurer Gemahlin gegeben habt.

Der Mohr dankte dem Fähnrich und war nun überzeugt, wenn es sich fände, daß Disdemona das Schnupftuch nicht mehr besitze, so sei kein Zweifel mehr, daß Alles wahr sei, was der Fähnrich ihm gesagt habe. Er verlangte daher eines Tages, da er sich nach Tische in mancherlei Gespräche mit seiner Gattin eingelaßen hatte, das Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche, die dieß schon lange befürchtet hatte, erglühte bei diesem Verlangen im ganzen Gesichte, und um ihr Erröthen zu verbergen, das der Mohr indes gar wohl bemerkt hatte, lief sie zu ihrem Schrank und stellte sich als ob sie es suche. Nachdem sie lange gesucht hatte, sagte sie: Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich es jetzt nicht finden kann: habt ihr es vielleicht gehabt? Wenn ich es gehabt hätte, antwortete er, so würde ich es nicht von dir verlangt haben. Aber du kannst zu bequemerer Zeit darnach suchen. Hiemit gieng er hinweg und sann nur darauf, wie er seine Gattin und zugleich den Hauptmann umbringen könnte ohne daß ihm die Schuld ihres Todes beigemeßen würde. Da er sich Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigte, so muste Disdemona wohl bemerken, daß er nicht mehr derselbe gegen sie war, der er sonst zu sein pflegte. Mehrmals sagte sie ihm: Was habt ihr? Was beunruhigt euch? Ihr wart sonst der aufgeräumteste Mann von der Welt und jetzt seid ihr der schwermüthigste, den es geben mag! Der Mohr fand verschiedene Ursachen, welche er vorschützte, aber keine befriedigte sie. Ob sie gleich wuste, daß keine sträfliche Handlung von ihrer Seite an der Misstimmung des Mohren Schuld sein könne, so

fürchtete sie doch, ihr ungestörter Besitz und Genuß möchte ihm Ueberdruß gegen sie erregt haben. Zuweilen sagte sie zu der Frau des Fähnrichs: Ich weiß nicht, was ich von dem Mohren denken soll: er, der sonst lauter Liebe gegen mich war, ist seit einigen Tagen ganz verändert; ich fürchte sehr, daß ich jungen Mädchen noch zur Warnung dienen muß, sich nicht wider den Willen ihrer Eltern zu verheirathen, und daß die Italienerinnen von mir lernen sollen, sich nicht mit einem Manne zu verbinden, den Natur, Himmel und Lebensweise uns völlig entfremdet. Weil ich aber weiß, daß er sehr mit euerm Manne befreundet ist und alle seine Angelegenheiten mit ihm verhandelt, so bitt ich euch, wenn ihr etwas von mir hört, das mir zur Nachricht dienen kann, so entzieht mir doch euern Beistand nicht. Alles dieß sprach sie unter häufigen Thränen. Die Frau des Fähnrichs, welche Alles wuste (denn ihr Mann hatte sie als Mithelferin zu dem Tode Disdemonens gebrauchen wollen, obgleich sie nie darein willigte) wagte es doch, aus Furcht vor ihrem Manne, nicht, ihr das Geringste zu entdecken, sondern sagte ihr bloß: Hütet euch euerm Manne irgend Grund zum Verdacht zu geben, und bemüht euch aus allen Kräften, ihn von eurer Liebe und Treue zu überzeugen. Das thu ich, versetzte sie; aber es hilft mir nichts.

Der Mohr bemühte sich unterdessen, noch mehr Ueberzeugung von dem zu gewinnen, was er gern als falsch erkannt hätte, und bat den Fähnrich, er möchte doch zu veranstalten suchen, daß er das Schnupftuch in der Gewalt des Hauptmanns sähe; und obgleich dieß dem Bösewicht sehr schwer fiel, so versprach er doch alle Mühe anzuwenden, ihn auch hievon zu überzeugen. Der Hauptmann hatte eine Frau im Hause, die am Stickrahmen vortreffliche Stepparbeiten machte; diese sah das Schnupftuch, und da sie hörte, es gehöre der Gemahlin des Mohren und solle ihr zurückgegeben werden, so machte sie sich, ehe dieß geschehen konnte, darüber, es nachzusticken, und als sie damit beschäftigt war, bemerkte der Fähnrich, daß sie dabei dicht am Fenster sitze und von jedem Vorübergehenden gesehen werden könne. Er führte also

den Mohren dahin und zeigte es ihm, und dieser war nun fest überzeugt, daß seine vortreffliche Gemahlin eine Ehebrecherin sei. Er beschloß daher mit dem Fähnrich, sie nebst dem Hauptmanne umzubringen. Sie hielten Rath, wie dieß geschehen solle, und der Mohr bat den Fähnrich, er möchte es übernehmen den Hauptmann zu tödten, mit dem Versprechen, ihm ewig dafür verbunden bleiben zu wollen. Der Fähnrich weigerte sich dieß zu thun und stellte ihm vor wie misslich und gefährlich eine solche That sei, indem es dem Hauptmann weder an Muth noch an Tapferkeit fehle. Da aber der Mohr nicht abließ und ihm eine beträchtliche Summe Geldes gab, so ließ er sich endlich bewegen, ihm zu versprechen, er wolle sein Glück versuchen.

Als sie diese Verabredung getroffen hatten, kam der Hauptmann eines Abends aus dem Hause einer Buhlerin, bei welcher er sich zu vergnügen pflegte, und der Fähnrich benutzte die Dunkelheit, schlich sich mit gezogenem Schwerte an ihn heran und richtete ihm einen Hieb nach den Beinen, um ihn zum Fall zu bringen. Der Zufall fügte es, daß er ihm den rechten Schenkel entzwei schlug, so daß der Unglückliche niederstürzte, worauf der Fähnrich herbei eilte, um ihm den Garaus zu machen. Aber der Hauptmann, der Herzhaftigkeit genug besaß und an Blut und Tod gewöhnt war, zog das Schwert und suchte sich, so wund er auch war, zu vertheidigen, indem er mit lauter Stimme schrie: Zu Hülfe! man bringt mich um. Der Fähnrich ergriff daher, da er Leute und einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten, herbeieilen hörte, um nicht gefangen zu werden, die Flucht; drehte sich aber plötzlich herum und stellte sich als komme er auch auf den Lärm herbei gelaufen. Er mischte sich unter die Uebrigen, und da er das Bein entzwei sah, so schloß er, daß der Hauptmann, ob er gleich noch nicht todt war, doch ganz gewiss daran sterben werde, und obwohl er darüber sehr froh war, so bezeugte er doch dem Hauptmann so viel Mitleid als ob er sein leiblicher Bruder sei.

Den andern Morgen verbreitete sich die Sache durch die

ganze Stadt und kam auch zu den Ohren Disdemonens, und sie, die sehr liebreich war und nicht ahnte, daß dieß schimme Folgen für sie haben könne, zeigte sich schmerzlich betrübt über diesen Vorfall. Der Mohr legte ihr dieß sehr übel aus, gieng wieder zu dem Fähnrich und sagte ihm: Denke nur, die Närrin von meiner Frau ist über den Unfall des Hauptmanns so betrübt, daß sie fast von Sinnen kommt. — Und wie könnte das wohl anders sein, versetzte der Fähndrich, da er ihre ganze Seele war. — Ihre Seele? entgegnete der Mohr. Ha! ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reißen; ich würde mich für keinen Mann halten, wenn ich diese Schändliche nicht aus der Welt schaffte. Sie berathschlagten darauf, ob sie Disdemonen mit Gift oder Dolch umbringen sollten, aber keins von beiden schien ihnen thunlich. Da fällt mir ein, sagte der Fähnrich endlich, wie ihr euch Genugthuung verschaffen könnt ohne daß euch der geringste Verdacht trifft. Nämlich das Haus, worin ihr wohnt, ist alt und die Decke eurer Kammer voller Ritzen. Ich denke also, wir schlagen Disdemonen mit einem Sacke voll Sand so lange bis sie todt wäre, damit man keine Spur, daß sie geschlagen worden, an ihr wahrnähme: und wenn sie todt ist, werfen wir einen Theil der Decke auf sie herab, der ihr den Kopf zerschlägt, und geben dann vor, daß ein herabgefallener Balken sie zerschmettert und getödtet habe. Auf diese Weise wird Niemand Verdacht auf euch werfen und Jedermann ihren Tod einem bloßen Zufalle zuschreiben. Dem Mohren gefiel der grausame Rath; er paßte also die Zeit ab, die ihm am Gelegensten schien, und da er eines Nachts mit ihr im Bette lag, machte der Fähnrich, den er vorher in ein Kabinet, das an die Kammer stieß, verborgen hatte, plötzlich der Verabredung gemäß ein Geräusch. Der Mohr hörte es sogleich und sagte zu seiner Gattin: Hast du dieß Geräusch gehört? Ja, wohl hörte ich es, entgegnete sie. So steh auf, versetzte der Mohr, und sieh was es sein mag. Die unglückliche Disdemona stand auf, und sobald sie sich dem Kabinette näherte, trat der Fähnrich heraus und gab ihr, stark und kräftig wie er war, einen so

grausamen Schlag mit dem Sacke voll Sand über den Rückgrat, daß sie zur Erde fiel und kaum noch zu athmen vermochte. Doch mit der wenigen Stimme, die ihr noch blieb, rief sie den Mohren um Hülfe an. Dieser sprang aus dem Bette und sprach: Das ist der Lohn, du ruchloses Weib, für deine Untreue: so behandelt man die Weiber, die unter dem Scheine der zärtlichsten Liebe ihren Männern Hörner setzen. Da die Unselige dieß hörte, und sich ihrem Ende nahe fühlte, denn der Fähnrich hatte ihr noch einen zweiten Schlag beigebracht, sprach sie: sie rufe die göttliche Gerechtigkeit zum Zeugen ihrer Treue an, da sie die menschliche entbehren müße; und indem sie Gott um Hülfe anflehte, wurde sie von einem dritten Streiche des gottlosen Fähnrichs getödtet. Er und der Mohr brachten sie hierauf ins Bett, zerschlugen ihr den Kopf und warfen, wie sie verabredet hatten, die Decke der Kammer herab. Darauf begann der Mohr um Hülfe zu rufen: sein Haus falle ein; worauf die Nachbarn herbei liefen, und da sie den Schutt von dem Bette wegräumten, Disdemonen todt unter den Balken fanden. Jeder bedauerte sie wegen ihres vortrefflichen Wandels und mit allgemeiner Betrübniß des Volks ward sie den folgenden Tag begraben.

Aber Gott, der ein gerechter Herzensforscher ist, duldete nicht, daß eine so abscheuliche Bosheit ohne den verdienten Lohn bliebe. Denn als der Mohr, der seine Gattin mehr als das Licht seiner Augen geliebt hatte, sich ihrer beraubt sah, fieng er bald an, ein so heftiges Verlangen nach ihr zu empfinden, daß er sie wie außer sich in allen Winkeln des Hauses aufsuchte, und da er erwog, wie der Fähnrich die Ursache sei, daß er in der Gattin das Glück seines Lebens und sich selbst verloren habe, so ward der Ruchlose ihm so verhaßt, daß er ihn mit keinem Auge mehr sehen mochte, und wenn er die unverbrüchliche Gerechtigkeit der Herrn von Venedig nicht gefürchtet hätte, so würde er ihn öffentlich umgebracht haben. Da er dieß aber nicht mit Sicherheit thun konnte, so nahm er ihm die Fahne und wollte ihn nicht mehr im Heere dulden, woraus eine so bittere Feindschaft zwischen

ihnen entsprang, daß sich kaum eine heftigere denken läßt. Der Fähnrich, der alle Verräther an Bosheit übertraf, wandte nun alle seine Gedanken auf das Verderben des Mohren. Er suchte daher den Hauptmann auf, der schon wieder geheilt war und sich mit einem hölzernen Beine statt des abgeschlagenen behalf, und sprach zu ihm: Die Zeit ist gekommen, dich für den Verlust deines Beines zu rächen: willst du mich nach Venedig begleiten, so sollst du dort von mir hören, wer der Thäter gewesen ist: denn hier wag ich es aus vielen Gründen nicht; auch will ich es dir vor Gericht bezeugen.

Der Hauptmann, der seinen unbekannten Beschädiger grimmig haßte, dankte dem Fähnrich und begab sich mit ihm nach Venedig. Als sie hier anlangten, sagte ihm der Fähnrich, der Mohr sei es gewesen, der ihm das Bein entzweigeschlagen, weil er sich in den Kopf gesetzt, er habe seine Gattin zur Untreue verführt, und aus gleicher Ursache hab er auch sie umgebracht und dann vorgegeben, daß die herabgefallene Decke sie zerschmettert habe. Als der Hauptmann dieß hörte, klagte er den Mohren sowohl wegen seines verlorenen Beines als wegen des Mordes seiner Gemahlin bei dem Rathe Venedigs an und berief sich auf das Zeugniss des Fähnrichs, welcher Beides bestätigte und vorgab, der Mohr hab ihm Alles vertraut und ihn zu diesem doppelten Verbrechen verleiten wollen, und nachdem er seine Gattin aus schändlicher Eifersucht umgebracht, hab er ihm die Art und Weise erzählt, wie er sie getödtet. Als die Herrn von Venedig die Grausamkeit des Barbaren gegen eine ihrer Bürgerinnen vernahmen, ließen sie den Mohren in Cypern verhaften und nach Venedig führen, wo sie ihn durch viele Foltern zum Geständniss zu bringen versuchten. Aber die Standhaftigkeit seiner Seele half ihm alle Martern überstehen und die That mit solcher Hartnäckigkeit läugnen, daß nichts aus ihm heraus zu bringen war. Obgleich er aber durch seine Standhaftigkeit dem Tode entgieng, so ward er doch nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, in welcher er zuletzt von den Verwandten

Disdemonens, wie er es verdiente, umgebracht wurde. Der Fähnrich kehrte nach seiner Heimat zurück, und da er von seiner Gemüthsart nicht laßen konnte, so beschuldigte er einen seiner Gefährten, er habe ihn verleiten wollen, einen Edelmann, der sein Feind gewesen, ums Leben zu bringen. Der Angeklagte ward hierauf ergriffen und auf die Folter gebracht, und da er die Anklage läugnete, so ward der Fähnrich ebenfalls auf die Folter gespannt und so heftig gemartert, daß ihm die Eingeweide zersprangen. Als er aus dem Gefängniß entlaßen und nach Hause gebracht wurde, verschied er elendiglich. So rächte Gott die Unschuld Disdemonens. Alles dieses erzählte die Frau des Fähnrichs, die um Alles wuste, nachdem er wie erzählt worden ums Leben gekommen.

2. Othello.

Verhältniss zu Sage und Geschichte.

Bei den schon betrachteten Novellen hielten es die Erklärer Shakspeares für ausgemacht, daß er die Originale nicht gekannt habe, weil Uebersetzungen in die englische Sprache vorhanden waren, aus welchen er schöpfen konnte; bei der gegenwärtigen Novelle aber, von welcher sich keine englische Bearbeitung zu Shakspeares Zeiten nachweisen läßt, behilft man sich mit der Ausflucht, daß eine solche vielleicht vorhanden gewesen, aber seitdem wieder verloren gegangen sei. Vermuthlich, heißt es, war sie einzeln gedruckt und aus der schon im Jahre 1584 zu Paris erschienenen französischen Uebersetzung der Novelle des Cinthio von Gabriel Chapuys entlehnt. Und alle diese Fictionen nur um in dem Aberglauben, daß Shakspeare aller Sprachkenntnisse entbehrt habe, bequemer verharren zu können. Als ob es einem Genie wie dem seinigen nicht ein Spiel gewesen wäre, sich Sprachen wie die italienische und französische anzueignen.

In den schon citierten Ausgaben der Novellen des Cinthio ist die mitgetheilte die siebente der dritten Decade. Der Name Othello kommt darin nicht vor, eben so wenig der des Jago; nach Steevens sollen sich aber beide in einer Erzählung in Gods Revenge against adultery finden, die dem Shakspeare bekannt sein konnte. Da diese Erzählung gleich dem Schauspiel von der Eifersucht handelt, so ist die Entlehnung der sonst gewöhnlichen Namen aus derselben wahrscheinlich genug.

Der Erzählung des Cinthio kann so gut ein historisches Factum als eine Sage zum Grunde liegen. Nach einer Aeuße-

rung des verstorbenen Wilhelm Waiblinger in dem Taschenbuch Penelope auf das Jahr 1831 giebt es eine italienische Ballade dieses Inhalts: wir haben sie indes in Wolffs Egeria vergebens gesucht. Allerdings macht der Zuschnitt der Novelle ihren Ursprung aus einer Mordgeschichte, wie sie herumziehende Bänkelsänger vor bemalten Tafeln absingen, nicht unwahrscheinlich. Und dennoch gehört diese Novelle zu den Besten des Cinthio, dessen Verdienst als Erzähler wir nicht hoch stellen können. Die Sage von Othello, wenn eine solche angenommen werden dürfte, würde dem Inhalte nach dem Kreise angehören, von welchem wir unten bei Cymbeline ausführlicher zu sprechen haben.

Shakspeares Othello wurde schon am 1. Nov. 1604 aufgeführt: es ist daher nicht möglich, daß er den Namen Brabantios, der in der Novelle nicht vorkommt, nach dem Barbarigos gebildet habe, welcher in den Jahren 1613—1616, dem Todesjahr Shakspeares, in London Gesandter der Republik Venedig, oder eines andern Barbarigos, der einige Jahre früher dort Sekretär dieser Gesandtschaft war, wie ein gelehrter Engländer, Rawdon Brown, der seit vielen Jahren in Venedig wohnt, in seinen Ragguagli sulla vita e sulle opere di Marino Sanuto, Venedig 1837, II, 226—235 diese Hypothese aufstellt. Damit fällt zugleich seine andere Vermuthung, daß Shakspeare nicht aus der Novelle des Ferraresers Cynthio, sondern zunächst aus mündlichen Berichten jener venetianischen Gesandtschaft geschöpft habe. Dagegen bezweifle ich nicht, daß der Mohr eine historische Person ist, wenn er gleich kein Neger war und auf seine schwarze Hautfarbe nur aus seinem Namen fälschlich geschloßen ward. So sehr es für unsere mehr auf das Verhältniss Shakspeares zur Sage gerichtete Zwecke aus dem Wege zu liegen scheint, so darf ich doch wohl nach Mstr. Browns Auszügen aus Marino Sanutos Diarien verzeichnen, daß Cristofalo Moro am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Diensten Venedigs Luogotenente von Cypern war, um das Jahr 1508 aber von dieser Insel zurückkehrte, weil er seine Gemahlin verloren hatte. Weniger wichtig scheint mir der

Nachweis, daß in dem Hause der Barbarigi, welche Rawdon Brown an Brabantio erinnern, eine Sclavin den Namen Barbara führte, dieselbe angeblich, von der Desdemona IV, 3 sage:

Meine Mutter hatt ein Mädchen, — Bärbel hieß sie —
Die war verliebt, und treulos ward ihr Schatz,
Und lief davon. Sie hatt ein Lied von Weide,
Ein altes Ding, doch paßt' es für ihr Leid;
Sie starb indem sie's sang. Dieß Lied heut Nacht
Kommt mir nicht aus dem Sinn.

Nach Browns Annahme wäre bei Shakspeare

Der Herzog von Venedig – Lenardo Loredano,
Brabantio — Girolamo Barbarigo,
Gratiano, Brabantios Bruder — ein Gradenigo,
Othello — Cristofalo Moro

gewesen. Ueber den Tod der Frau des Luogotenente von Cypern habe ein Geheimniß geschwebt, daraus sei ein Roman gemacht worden, der einige Funken Wahrheit durch eine Nacht von Erfindungen blicken ließ. Dieser Roman gelangte später in einer Uebersetzung nach England, Shakspeare las ihn und bildete aus dem venetianischen historischen Roman sein englisches Trauerspiel. Damit wäre denn Cinthios Novelle glücklich beseitigt.

V.

Zum

Kaufmann von Venedig.

1. Der Kaufmann von Venedig.

Nach Giovanni Fiorentino.

In Florenz lebte ein Kaufmann aus dem Hause der Scali, Bindo mit Namen, der oftmals in Alexandrieen und andern großen und entfernten Orten gewesen war, die von den Handelsleuten mit ihren Waaren besucht zu werden pflegen. Bindo war sehr begütert und hatte drei erwachsene Söhne; und da er das Ende seiner Tage herannahen sah, ließ er die beiden Aeltesten kommen, und machte in ihrer Gegenwart das Testament, und setzte sie zu Erben alles dessen ein, was er in der Welt besaß; des dritten Bruders aber geschah mit keinem Worte Erwähnung. Als nun das Testament ausgefertigt war und der jüngste Sohn, Giannetto war sein Name, davon Kunde erhielt, machte er sich auf und trat zu Bindo an das Bett und sprach: Mein Vater, ich wundere mich sehr über das Testament, das ihr gemacht habt, und wie meiner darin so ganz vergeßen ist. Der Vater erwiderte: Mein Giannetto, es giebt kein Geschöpf, zu dem ich mehr Neigung trüge als zu dir, und darum wünsche ich nicht, daß du nach meinem Tode zu Hause sitzen bliebest, vielmehr sollst du, sobald ich gestorben bin, nach Venedig zu einem deiner Pathen, Messer Ansaldo, dich begeben, der ohne Kinder ist und mir oft geschrieben hat, daß ich dich zu ihm schicken möchte. Auch kann ich dir sagen, daß er der reichste Handelsherr ist, den man heut zu Tage unter Christen finden mag. Darum will ich, daß du dich nach meinem Tode zu ihm aufmachst und diesen Brief überbringst, und wenn du dich zu schicken weist, wirst du gewißlich dereinst ein reicher und wohlhabender Mann werden. Der Sohn erwiderte: Mein Vater, ich bin bereit zu thun was ihr mir

befehlt. Deshalb gab ihm der Vater seinen Segen, und kurz darauf verschied er, und die Söhne erhoben großes Wehklagen und bestatteten den Todten mit allen Ehren, wie es sich gebührte. Und darauf nach wenigen Tagen beriefen die beiden ältern Brüder den Giannetto und sprachen zu ihm: Lieber Bruder, es ist wahr, daß der Vater ein Testament gemacht hat, das uns zu alleinigen Erben einsetzt und deiner auf keine Weise gedenkt; nichts desto weniger bist du unser Bruder, und darum sollst du Theil haben an dem, was uns beschieden ward. Giannetto antwortete: Lieben Brüder, ich danke euch für euer Anerbieten; aber was mich betrifft, so bin ich des Sinnes zu gehen und auf irgend eine Weise mein Glück zu versuchen: das ist mein fester Vorsatz und so behaltet euer Erbe und Gott gebe euch seinen Segen obendrein. Als die Brüder seinen Willen erkannten, gaben sie ihm ein Pferd und einiges Geld auf die Reise. Giannetto nahm hierauf Abschied und begab sich nach Venedig und gelangte zu dem Laden des Messer Ansaldo, dem er sofort den Brief überreichte, womit ihn sein Vater vor dem Absterben beauftragt hatte. Als nun Messer Ansaldo den Brief gelesen hatte, erkannte er, daß der Jüngling seines theuersten Freundes Sohn sei, und sofort ihn herzlich umarmend, begann er: Tausendmal willkommen, mein lieber Sohn, den ich so sehnlich erwartet habe; sodann erkundigte er sich nach Messer Bindo, und da ihn Giannetto beschied, daß er gestorben sei, umarmte er den Jüngling unter einem Erguß von Thränen und küßte ihn und sprach: Gar sehr geht mir der Tod deines Vaters zu Herzen: denn er half mir einen großen Theil von dem gewinnen, was ich besitze; aber so groß ist meine Freude über deine Ankunft, daß ich darob fast meines Jammers vergeße. Darauf ließ er den Jüngling zu seinem Hause geleiten und befahl seinen Faktoren und Gehülfen und all seinem Gesinde, gegen Giannetto Dienstfertigkeit und Gehorsam zu üben mehr als gegen ihn selber. Dann gab er ihm die Schlüßel zu seiner Barschaft und Allem, was ihm gehörte, und sprach: Mein Sohn, schalte frei mit Allem, was du hier findest, und spende und kleide und

schmücke dich wie es dir gefällt, und bewirthe deine Mitbürger und laß dich sehen, denn ich gebe dir dazu Vollmacht und werde dich nur desto lieber haben je mehr du dir zu Gute kommen läßt. Also fieng Giannetto an, mit den Edelleuten Venedigs zu verkehren, und ein Haus zu machen, und Gastereien zu geben, und Diener zu bekleiden, und schöne Pferde zu kaufen, zu tiostieren und zu buhurdieren; und allweg zeigte er sich hochherzig und gewandt und erfahren in allen Dingen, und erwies Höflichkeit und Ehre Solchen, denen Ehre gebührte, dem Messer Ansaldo aber vor Allen und mehr als wär er hundert Mal sein Vater gewesen. Und gegen alle Art von Volk wuste er so weislich zu gebaren, daß bald ganz Venedig ihm wohl wollte, da man sah, wie er so klug und gewandt und zierlich war in Allem was er begann, dergestalt, daß Männer und Frauen in ihn verliebt schienen und Messer Ansaldo nach nichts sah als nach seinem Thun und Treiben. Und kaum gab es ein Fest in Venedig, zu dem Giannetto nicht eingeladen worden wäre, so wohl wollte man ihm von allen Sei

Nun geschah es, daß zwei seiner Freunde mit Waaren nach Alexandrieen schiffen wollten wie sie alle Jahre gethan; ehe sie aber abreisten, giengen sie zu Giannetto und sprachen: Du solltest die Freude der Seefahrt mit uns theilen, um die Welt kennen zu lernen, besonders aber jenes Damascus und das Land dort herum. Giannetto versetzte: Bei meiner Treue, ich würde es gerne thun, wenn Messer Ansaldo mir seine Einwilligung geben wollte. Jene erwiderten: Laß Uns dafür sorgen: du sollst zufrieden sein. Und sofort giengen sie zu Messer Ansaldo und sprachen: Wir wollten euch bitten, daß es euch gefalle, Giannetto diesen Frühling mit uns nach Alexandrieen reisen zu laßen, und ihm ein Fahrzeug auszurüsten, damit er ein wenig die Welt zu sehen bekomme. Messer Ansaldo sprach: Ich bin es zufrieden, wenn sein Wille dahin steht. Sie antworteten: Messer, ja er wünscht es. Also ließ Messer Ansaldo ihm ein sehr schönes Schiff ausrüsten und es mit allerlei Waaren belasten, und mit den nöthi-

gen Flaggen und Waffen versorgen. Und da Alles vollkommen im Stande war, beschickte Messer Ansaldo den Patron und Alle, die zum Dienste des Schiffes gehörten, und sprach, sie sollten den Jüngling sich anbefohlen sein laßen, und Alles, was er von ihnen verlangen würde, sollten sie erfüllen, denn nicht des Gewinnstes willen, sprach er, laß ich ihn reisen, sondern damit er seinem Vergnügen nachfahre, die Welt kennen zu lernen. Und als nun Gianetto daran war, an Bord zu steigen, lief die ganze Stadt herbei zu schauen, denn seit langer Zeit war kein so schönes und so wohl ausgestattetes Schiff, wie dieses, von Venedig ausgelaufen. Und alle Welt betrauerte Giannettos Abreise; und so nahm er Abschied von Messer Ansaldo und all seinen Jugendgenoßen; und sie stießen in das Meer und steckten die Segel auf und nahmen ihren Weg nach Alexandrieen im Namen Gottes und im Vertrauen auf ihr gutes Geschick.

Nun waren unsere drei Gefährten schon mehrere Tage mit einander geschifft, da begab es sich eines Morgens, daß Giannetto einen Meerbusen mit sehr schönem Hafen erblickte und den Patron befragte, wie jener Hafen geheißen sei. Dieser antwortete: Messer, jener Platz gehört einer vornehmen Jungfrau, die schon manchen großen Herrn ins Verderben gestürzt hat. Giannetto sprach: Wie so? Der Patron antwortete: Messer, jene Jungfrau ist eine schöne und reizende Dame und hält an dem Gesetze, daß Jeder, der dort landet, mit ihr übernachten muß, und wenn er sich zu nehmen weiß, so soll er sie zur Gattin erhalten und Herr sein über den Hafen und all das angrenzende Land. Wenn er aber nicht mit ihr zu schaffen weiß, so wird er aller Habe, so er mitgebracht, verlustig. Giannetto sann ein wenig nach, dann sprach er: Sieh zu, wie du es machst, und setze mich an jenen Hafen. Der Patron antwortete: Messer, bedenkt was ihr sagt, denn schon viele Herrn sind dahin gegangen und leer und beraubt zurückgekommen. Und wieder sprach Giannetto: Mische dich nicht in das, was dich nicht angeht, sondern thu wie ich dir sage. Und so geschah es, denn alsbald wandten sie das

Schiff und begaben sich nach dem Hafen ohne daß ihre Gefährten auf den andern Schiffen das Geringste davon gewahr wurden. Als nun am Morgen sich die Nachricht verbreitete, daß ein Schiff im Hafen eingelaufen sei, rannte das ganze Volk zusammen, es zu sehen; die Dame aber schickte nach Giannetto, und als er bei ihr erschienen war, grüßte sie ihn mit vieler Ehrerbietigkeit, und nahm ihn bei der Hand, und fragte ihn wer er sei, und woher, und ob er den Gebrauch des Landes kenne? Giannetto antwortete mit ja, und daß er aus keinem andern Grunde hier eingelaufen sei. Darauf sagte sie: So seit mir denn zu hundertmalen willkommen; und nun erwies sie ihm den Tag über die gröste Ehre und lud Grafen und Barone und Ritter, die unter ihr standen, in Menge zu sich ein, dem Gaste Gesellschaft zu leisten. Und allen Baronen gefiel über die Maßen Giannettos Wesen und zierliches Betragen und höfische Rede, so daß sich gleichsam ein Jeder in ihn verliebte; und den ganzen Tag wurde am Hofe getanzt und gesungen, und Wohlleben gemacht aus Liebe zu Giannetto; und einem Jeden wär es erwünscht gewesen, den Jüngling als Herrn zu begrüßen. Als es nun Abend geworden war, nahm ihn die Dame bei der Hand und führte ihn in ihre Kammer und sprach: Es scheint mir jetzt Zeit zu sein, daß wir zu Bette gehen. Giannetto erwiderte: Madonna, ich steh zu euerm Befehl; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, die eine mit Wein, die andere mit süßem Backwerk. Die Dame sprach: Ich weiß, daß ihr Durst habt, darum trinkt. Giannetto nahm Confekt und trank von dem Weine, der so zubereitet war, daß er schlafen machte, und er wuste dieß nicht, und da der Wein ihm gut schien, schlürfte er eine halbe Schale herunter, und nachdem er sich schleunigst entkleidet, legte er sich nieder zur Ruhe. Und kaum war er in das Bett gekommen, als er unverzüglich entschlief. Und so lag er wie fühllos die ganze Nacht und rührte und regte sich nicht bis zum frühen Morgen. Die Dame aber erhob sich mit Tagesanbruch und gieng daran, das Schiff entladen zu laßen, und fand es voll von reichen und schönen Waaren mancher Art. Und da

es später geworden war, giengen die Kammerfrauen zu Giannettos Bette und hießen ihn aufstehen und sagten ihm, er solle gehen mit Gott, denn er habe das Schiff verloren samt Allem, was darin gewesen; darob schämte er sich und es bedauchte ihn, seine Sache schlecht gemacht zu haben. Die Dame ließ ihm ein Pferd geben und Geld auf die Reise, und somit gieng er traurig und niedergeschlagen heim nach Venedig; und als er dort angekommen war, schämte er sich, sein Haus zu betreten: darum schlich er bei Nacht in die Wohnung eines Freundes, der sich gar sehr verwunderte und sprach: O weh! Giannetto, was ist das? Und er erwiderte: Mein Schiff strandete eines Nachts an einem Felsen und borst und Alles gieng zu Grunde; ich aber hielt mich an ein Brett, und so ward ich an das Ufer geworfen und bin nun zu Lande hieher gekommen wie du mich siehst. Als nun Giannetto einige Tage in dem Hause seines Freundes verweilt hatte, begab sich dieser zu Messer Ansaldo und fand ihn in großer Niedergeschlagenheit. Messer Ansaldo sprach: Ich fürchte sehr für das Leben meines lieben Sohnes, oder daß ihm zur See ein Unglück zugestoßen sei, und ich mag weder Rast noch Ruhe finden: so groß ist die Liebe, die ich zu ihm trage. Jener Jüngling erwiderte: Ich kann euch die Nachricht bringen, daß er auf dem Meere gestrandet ist und all sein Hab und Gut verloren hat, er selbst aber wohlbehalten davon gekommen ist. Da sprach Messer Ansaldo: Gott sei gepriesen! Wenn er nur gerettet ist, bin ich zufrieden; der Verlust, den er erlitten, soll mich nicht grämen. Aber wo ist er? Der Jüngling antwortete: Er befindet sich in meinem Hause; und sofort machte Messer Ansaldo sich auf und gieng da er ihn fand. Und wie er ihn sah, stürzte er sich in seine Arme und sprach: Mein lieber Sohn, du brauchst dich nicht vor mir zu schämen, denn es geschieht gar häufig, daß die Schiffe im Meere bersten; darum gräme dich nicht, mein Sohn, ich bin zufrieden, daß dir kein Leid widerfahren ist; und hiemit führte er ihn nach Hause, indem er nicht müde werden konnte ihn zu zu trösten. Bald verbreitete sich diese Neuigkeit durch ganz Vene-

dig, und es war keiner, der nicht Antheil genommen hätte an dem Verluste, den Giannetto erlitten. Nun geschah es, daß kurze Zeit darauf seine Gefährten aus Alexandrieen zurückkehrten, alle mit reichem Gewinne, und da sie sich nach Giannetto erkundigten und erfuhren wie es ihm gegangen sei, eilten sie auf der Stelle zu ihm, umarmten ihn und sprachen: Wie bist du von uns gekommen und wohin giengst du? Denn wir konnten nichts wieder von dir erfahren und haben einen ganzen Tag nach dir gesucht ohne deiner ansichtig zu werden oder zu erforschen wo du hin gekommen warst; und haben darüber solchen Schmerz erduldet, daß wir den ganzen Weg nicht wieder froh werden mochten, denn wir glaubten, du seiest des Todes gestorben. Giannetto erwiderte: Einem Meerbusen gegenüber erhob sich ein heftiger Wind, der mein Schiff nicht weit vom Lande an einen Felsen warf, daß alles drunter und drüber gieng und ich selbst nur mit knapper Noth entkommen mochte. Dieß war es, was Giannetto vorgab, den wahren Verlauf seines Missgeschicks zu verbergen. Und nun veranstalteten sie zusammen eine große Festlichkeit und dankten Gott, daß er ihn habe davon kommen laßen und sprachen: Mit dem nächsten Frühjahr, wenn es Gott gefällt, wollen wir das schon wiedergewinnen, was du dießmal verloren hast; darum laß uns in Acht nehmen, wie wir die Zeit froh und ohne Trübsinn verleben. Und so thaten sie und waren fröhlich und guter Dinge nach ihrer frühern Gewohnheit. Aber Giannetto sann nichts als wie er zu jener Dame zurückkehren möchte, indem er bei sich dachte und sprach: In der That, ich muß sie zur Frau erhalten, oder ich habe den Tod davon; und vor diesen Gedanken konnte er nie zu frohem Muthe gelangen. Weshalb Messer Ansaldo oftmals zu ihm sprach: Scheuch den Trübsinn von dir; unser Waarenlager ist ja so wohl versehen, daß wir dabei noch recht gut bestehen mögen. Giannetto erwiederte: Lieber Herr, ich kann mich nicht beruhigen ehe ich nicht diesen Weg noch einmal mache. Als nun Messer Ansaldo seinen Willen erkannte, und die Zeit gekommen war, befrachtete er ein anderes Schiff mit noch mehr

Waaren und höherm Werthe als das erste, denn er vertraute ihm den grösten Theil von dem, was er auf der Welt besaß. Und da auch die Gefährten ihre Schiffe mit dem Nöthigen ausgestattet hatten, giengen sie mit Giannetto zusammen in die See und ließen die Segel wehen und steuerten ihres Weges. Und während mehrer Tage, da sie schifften, unterließ Giannetto nimmer zu spähen, ob er nicht den Hafen jener Dame wiedersähe, den man den Hafen der Frau von Belmonte zu nennen pflegte. Und als man in einer Nacht an die Mündung jenes Hafens gelangt war, den ein Meerbusen bildete, erkannte ihn Giannetto augenblicklich und ließ Segel und Ruder wenden, und steuerte schleunigst heran ehe die Gefährten, die in den andern Schiffen waren, etwas davon gewahr werden konnten. Da nun die Herrin des Landes am Morgen aufgestanden war und, nach dem Hafen schauend, die Flaggen jenes Schiffes bemerkte, erkannte sie sogleich, wem sie gehörten, und rief einer Kammerfrau und sprach: Kennst du jene Flaggen? Die Kammerfrau erwiederte: Madonna, das Schiff scheint jenem Jüngling zu gehören, der, es ist nun ein Jahr, hier ankam und einen großen Schatz an Waaren uns zurückließ. Die Dame sprach: Gewiss, da sprichst du Wahrheit; und in der That, Jener muß nicht wenig in mich verliebt sein, denn ich habe noch keinen zurückkehren sehen, der einmal hier gewesen war. Die Kammerfrau erwiderte: Und ich habe noch keinen höflichern und liebenswürdigern Mann gesehen als ihn. Hierauf schickte die Dame eine Menge Jungherrn und Knappen ihm entgegen, und sie empfiengen ihn mit großen festlichen Freuden, und trieben Kurzweil aller Art, und so gelangte er in das Castell und vor das Angesicht seiner Dame. Und als sie ihn erblickte, umarmte sie ihn voller Lust und Freude, und er umarmte sie wiederum mit vieler Ehrerbietung. Und so verbrachten sie einen Tag in Wohlleben und Vergnügungen, denn es fehlte nicht an Rittern und schönen Frauen, die an den Hof gekommen waren aus Liebe zu Giannetto, der Festlichkeit beizuwohnen; und fast alle Barone bedauerten ihn und hätten ihn gern zu ihrem Herrn gehabt wegen seines gefälligen

und einnehmenden Wesens; und fast alle Frauen waren in ihn verliebt, als sie sahen, wie zierlich er sich im Tanze bewegte und sein Gesicht immer Heiterkeit verkündete, und Alle waren einverstanden, daß er der Sohn irgend eines großen Herrn sein müße. Und als die Zeit gekommen war, da man schlafen geht, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Gehen wir, uns zur Ruhe zu legen. Und als sie in der Kammer angelangt waren und sich niedergelaßen hatten, sieh, da kamen zwei Jungfräulein mit Wein und süßem Backwerk, und nachdem sie hievon genoßen und Giannetto kaum das Bett bestiegen, so entschlief er wie das erste Mal, um die ganze Nacht sich weder zu rühren noch zu regen.

Und als es Morgen geworden war, stand die Dame auf und ließ ohne Verzug das Schiff entladen. Und da späterhin Giannetto erwachte und nach der Dame sich umschaute und sie nicht fand, erhob er den Kopf und sah, daß es hoch am Tage sei; also stand er auf und fieng an sich zu schämen; und man gab ihm abermals ein Pferd und einiges Geld zur Zehrung und hieß ihn seines Weges gehen. Er aber hob sich ohne Verzug von dannen, voller Scham und Betrübniss, und machte viele Tage keine Rast bis er nach Venedig gelangt war. Und wie das erste Mal begab er sich bei Nachtzeit in das Haus seines Freundes, und da ihn dieser ansichtig ward, konnte er sich nicht genug wundern, und sprach: O weh! was ist das? Giannetto erwiederte: Schlecht steht es mit mir: verflucht sei das Geschick, das mich in diesem Lande betroffen hat. Der Freund erwiederte: Gewiss, du hast Ursache, es zu verfluchen, denn durch dich ist nun Messer Ansaldo zu Grunde gerichtet, der der gröste und reichste Handelsherr war, so man in der Christenheit fand: und schlimmer noch ist die Schande als der Verlust. Hierauf blieb Giannetto viele Tage im Hause seines Freundes verborgen und wuste nicht, was er thun oder beginnen sollte, und fast war er Willens, nach Florenz zurückzukehren ohne Messer Ansaldo ein Wort davon zu sagen; aber nachher entschloß er sich doch, zu ihm zu gehen; und so that

er. Als ihn Messer Ansaldo erblickte, richtete er sich auf und eilte ihn zu umarmen und sprach: Willkommen, mein geliebter Sohn; und Giannetto umarmte ihn wieder unter einem Erguß von Thränen. Und aber sprach Messer Ansaldo, als er Alles vernommen hatte: Höre mich, mein Giannetto; du sollst all dein Trauern laßen, denn daß ich dich wieder habe, stellt mich ganz zufrieden. Es ist nun einmal Sitte des Meers, dem Einen zu nehmen was es dem Andern gibt. Auch ist mir so viel geblieben, daß wir leidlich damit bestehen können. Bald gieng die Märe von diesem Unfall durch ganz Venedig, und Alles sprach von Messer Ansaldo und nahm innigen Antheil an dem Verluste, der ihn betroffen, und demnach er viele Besitzungen verkaufen muste, um die Gläubiger zu befriedigen, die ihn mit Waaren versorgt hatten. Dagegen geschah es, daß Giannettos Gefährten mit vielen Reichthümern aus Alexandrieen heimkehrten; und da sie nach Venedig kamen und erfuhren, wie es Giannetto ergangen sei und daß er all sein Hab und Gut verloren habe, verwunderten sie sich und sprachen: Das ist der merkwürdigste Fall, den man jemals erlebt haben mag. Dann giengen sie zu Ansaldo und Giannetto, und gaben ihnen ein großes Fest und sprachen: Ihr Herrn, gebt den Muth nicht auf, denn wir gedenken nächstes Jahr zu reisen, um für euch Geschäfte zu machen, da wir gleichsam die Ursache eures Verlustes gewesen sind, denn wir waren es, die den Giannetto das erste Mal verleiteten, mit uns zur See zu gehen. Darum verzaget nicht, und schaltet unterdessen mit unserer Waare gleich wie mit der eurigen. Messer Ansaldo dankte ihnen und sprach, er habe wohl noch so viel, daß sie damit auskommen könnten. Nun geschah es, da Giannetto früh und spät seinem Trübsinn nachhieng und gar nicht wieder froh werden wollte, daß Messer Ansaldo ihn frug was ihm fehle, worauf er versetzte, er möge nicht eher ruhig werden bis er das wiedergewänne, was er verloren habe. Mein Sohn, erwiderte Messer Ansaldo, ich wünsche nicht, daß du noch einmal gehst; es ist beßer, daß wir unser Geschäft mit dem Vermögen, so uns geblieben, im Stillen

fortsetzen, als uns noch ein Mal den Wagnissen einer Seereise zu unterziehen. Giannetto entgegnete: Ich bin entschloßen Alles zu thun was ich vermag, denn ich würde es mir zur grösten Schande rechnen, wenn ich die Sache so bewenden laßen sollte. Also da Messer Ansaldo seinen Willen erkannte, entschloß er sich Alles zu verkaufen was er noch in der Welt besaß, um ein neues Schiff für Giannetto zu rüsten; und so that er und verkaufte sein Hab und Gut, also daß ihm nichts von Allem verblieb, und befrachtete ein prachtvolles Schiff mit allerhand köstlichen Waaren. Und weil ihm noch zehntausend Ducaten fehlten, gieng er zu einem Juden nach Mestri und borgte sie von ihm unter der Bedingung, daß wenn er nicht am bestimmten Tage, zu Johannis im nächstkommenden Juni, die Schuld zurückzahlen würde, der Jude ihm ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe, beliebig wo, sollte nehmen dürfen; und Messer Ansaldo war dieß zufrieden, und der Jude ließ den Vertrag vor Zeugen und mit allen nöthigen Förmlichkeiten und Cautelen gerichtlich zu Papier nehmen. Und darauf zahlte er die zehntausend Ducaten, womit Messer Ansaldo das besorgte, was dem Schiffe noch gemangelt hatte; und wenn die ersten beiden Fahrzeuge schön waren, so ward das dritte noch weit reicher und beßer ausgestattet, und die Gefährten rüsteten ebenfalls ihre zwei Schiffe mit dem Vorsatze, daß das, was sie gewinnen würden, ihrem Giannetto gehören sollte. Und da die Zeit zur Abreise gekommen war und die Fahrzeuge segelfertig standen, redete Messer Ansaldo zu Giannetto und sprach: Mein Sohn, du gehst nun und weist unter welcher Verpflichtung ich zurückbleibe; um Eins bitt ich jedoch, daß, wenn es dir ja wieder übel ergehen sollte, es dir gefallen möge zu mir zu kommen, auf daß ich dich vor meinem Tode noch einmal schauen und zufrieden aus der Welt scheiden könne. Giannetto erwiderte: Messer Ansaldo, ich will Alles thun, womit ich glaube euch gefällig zu werden. Messer Ansaldo gab ihm seinen Segen, und somit nahmen sie Abschied und machten sich auf die Reise. Nun nahmen jene beiden Gefährten Giannettos Fahrzeug fortwährend in Obacht;

Giannetta aber gieng mit all seinem Tichten und Trachten darauf aus, in der Bucht von Belmonte zu landen.

Er beredete also einen seiner Steuermänner, das Schiff zur Nachtzeit in den Hafen jener Edeldame zu führen, und so geschah es. Darnach, als es wieder Morgen geworden war und die Gefährten in den beiden andern Schiffen sich umsahen und Giannettos Fahrzeug nirgend gewahren konnten, sprachen sie unter einander: Gewiss, das ist sein Unglück; und so setzten sie ihren Weg weiter fort und konnten nicht aufhören, sich zu wundern. Als nun das Schiff in den Hafen eingelaufen war, eilte Alles, was sich im Castell befand, Giannetto zu schauen, denn sie merkten, daß er es sein müße, und wunderten sich darüber sehr und sprachen: Gewiss, der muß der Sohn irgend eines großen Herrn sein, in Betracht, daß er alle Jahre mit so vielen Waaren und so schönen Schiffen hier ankommt; wollte Gott, daß er noch unser Herr würde. Und so besuchten ihn alle Großen und Barone und Ritter jenes Landes, und man gieng und sagte der Dame, wie Giannetto im Hafen gelandet sei. Da trat sie an die Fenster des Palastes, und sah das prächtige Schiff, und erkannte die Flaggen, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: Wahrlich, es ist ein Wunder: das ist jener Mann wieder, der so viel Reichthum in dieses Land gebracht hat; und hiemit schickte sie nach Giannetto. Der kam und warf sich in ihre Arme, und sie grüßten sich und erwiesen sich Ehre, und den ganzen Tag übte man Lust und Fröhlichkeit, und es ward ein Turnier veranstaltet dem Jüngling zu Liebe, und viele Ritter und Barone tiostierten an diesem Tage, und auch Giannetto tiostierte und that wahre Wunder von seiner Seite: so wohl wuste er mit Pferden und Waffen umzugehen; und dergestalt gefiel den Baronen sein Thun und Wesen, daß sie ihn einmüthig zum Herrn zu haben wünschten. Und da es Abend geworden war und die Zeit heran gekommen, da man sich niederzulegen pflegt, nahm die Dame Giannetto bei der Hand und sprach: Laß uns gehen und uns zur Ruhe begeben. Und da sie an der Thür des Schlafgemachs angelangt

waren, neigte sich eine Kammerfrau, die Giannetto bedauerte, zu seinem Ohr und flüsterte heimlich die Worte: Trink nichts diesen Abend, stelle dich aber als ob du tränkest. Giannetto verstand diese Rede, und da er in die Kammer gekommen war, sprach die Dame: Ich weiß ihr habt Durst, darum will ich, daß ihr trinkt ehe wir uns niederlegen und schlafen; und alsbald kamen zwei Jungfräulein, schön wie die Engel, und brachten Wein und Gebackenes und schickten sich an, ihm zu kredenzen. Da sprach Giannetto: Wer sollte Bedenken tragen zu trinken, wenn zwei so schöne Jungfrauen ihm reichen? und darob lächelte die Dame. Und Giannetto nahm die Tasse, und indem er that als ob er tränke, goß er sich den Wein in den Busen; und die Dame glaubte, er habe getrunken und sprach in ihrem Herzen: Du magst nur wieder ein anderes Schiff bringen, denn dieses hast du verloren. Giannetto gieng nun ins Bett und fühlte sich munter und bei guten Sinnen und es schien ihm eine Ewigkeit ehe die Dame zu ihm ins Bett käme. Und damit sie sich desto schneller niederlegen möchte, schnarchte er und that als ob er schliefe. Da sprach die Dame: Es steht gut, und hiemit legte sie sich nieder. Aber bald wurde sie ihres Irrthums gewahr, denn Giannetto zeigte sich während der ganzen Nacht ebenso munter und wach, als er die beiden ersten Male in gefühlloser Schlafsucht gelegen hatte. Und als es Morgen geworden war, stand sie auf und schickte nach all ihren Rittern und Baronen und vielen der andern Bürger und sagte zu ihnen und sprach: Giannetto ist euer Herr: darum so seit fröhlich und denkt wie ihr eine Festlichkeit bereitet. Und bald verbreitete sich das Gerücht durch das Land und man rief: Es lebe der Herr, es lebe der Herr! und es ertönten die Glocken und festlichen Instrumente, und man schickte nach vielen Baronen und Grafen, die außerhalb des Castells wohnten, und ließ ihnen sagen, sie sollten kommen, ihren Herrn zu begrüßen; und es begann ein großer Jubel und eine freudige Hochzeit. Und als Giannetto die Kammer verlaßen hatte, wurde er zum Ritter gemacht und auf einen Stuhl gesetzt, und man gab ihm den

Herscherstab in die Hand, und so ward er zum Gebieter ernannt herrlich und mit großen Ehren. Und als die Barone mit den Damen an den Hof gekommen waren, wurden Giannetto und die Edelfrau zusammengegeben, und es begann eine Festlichkeit und ein Jubel, wie man es nicht sagen noch sich denken mag. Denn alle Barone des Landes waren zu der Hochzeit gekommen, um zu turnieren und zu tiostieren und zu tanzen und zu singen, und zu allerlei Jubel und Kurzweil, die für ein frohes Fest sich gehören. Messer Giannetto aber, hochgemuth wie er war, fieng an seidene Stoffe und andere schöne und kostbare Sachen, die er mitgebracht hatte, zu verschenken, und zeigte sich mannhaft, und war besorgt, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laßen jeder Art von Volk, und so lebte er ganz in dem Feste und seiner Wonne, und dachte nicht an den unglücklichen Messer Ansaldo, der für die zehntausend Ducaten dem Juden als Pfand zurückgeblieben war.

Nun geschah es eines Tags, daß Messer Giannetto mit seiner Gemahlin am Fenster des Palastes stand, als eben ein Haufen Männer mit brennenden Wachskerzen über die Straße zog. Da sprach er: Was hat dieß zu bedeuten? Die Dame versetzte: Es ist ein Haufen Handwerker, die nach der Kirche des heiligen Johannes opfern gehen, dessen Festtag heute ist. Da gedachte Giannetto des Messer Ansaldo, und hob sich vom Fenster, und seufzte schwer auf, und veränderte die Farbe, und gieng im Zimmer mehre Male auf und ab, schwermüthig und in tiefen Gedanken. Die Dame frug ihn, was ihm wäre? Nichts weiter, versetzte Messer Giannetto. Aber die Dame begann in ihn zu dringen, und sprach: Gewiss, ihr habt etwas, das ihr nicht sagen wollt; und nun ließ sie ihm keine Ruhe bis er ihr erzählte, wie Messer Ansaldo zurückgeblieben sei als Pfand für zehntausend Ducaten; und dieß, fuhr er fort, ist der Zahlungstag, und deshalb hab ich große Furcht, daß mein Vater um meinetwillen den Tod erleide, denn wenn er heute nicht das Geld erstattet, so muß er ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe verlieren. Die Dame versetzte: Lieber Herr, besteigt schleunigst ein Pferd, denn zu Lande

werdet ihr den Weg weit schneller machen als zu Waßer, und wählt zu Begleitern die ihr möget, und verseht euch mit hunderttausend Ducaten, und ruht und rastet nicht bis ihr nach Venedig gelangt, und wenn er noch nicht todt ist, so macht, daß ihr ihn hieher bringt. Sofort ließ Messer Giannetto in die Trompete blasen, und stieg zu Ross mit zwanzig Begleitern, und nahm Geld zur Genüge, und begab sich auf den Weg gen Venedig. Nun geschah es, daß der Jude, als der Zahlungstag gekommen war, Messer Ansaldo festnehmen ließ, und daran gehen wollte, ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu schneiden. Da bat ihn Messer Ansaldo, es möchte ihm gefallen, seinen Tod noch einige Tage zu verschieben, damit, wenn sein Giannetto noch eintreffen sollte, er ihn wenigstens zu sehen bekäme. Ich willige ein, antwortete der Jude, was den Verzug betrifft. Aber wenn er auch hundertmal heimkehren sollte, so besteh ich doch darauf, euch ein Pfund Fleisch aus dem Leibe zu nehmen wie die Papiere besagen. Messer Ansaldo versetzte, er sei damit zufrieden. Da sprach ganz Venedig von diesem Falle, und ein Jeder hatte Mitleid, und viele Kaufleute vereinigten sich, um die Schuld zu bezahlen; aber der Jude wollte davon nichts wißen, denn er trachtete nach dem Morde, um sich rühmen zu können, daß der gröste Kaufmann der Christenheit durch ihn den Tod erlitten habe. Nun müßt ihr wißen, daß jene Dame, da Messer Giannetto kaum aufgebrochen war, als Richter verkleidet mit zwei Dienern eilig ihm nachsetzte. In Venedig angelangt, begab sich Messer Giannetto alsbald in die Wohnung des Juden, und nachdem er Messer Ansaldo mit vieler Freudigkeit umarmt, sprach er zum Israeliten, er wolle ihm sein Geld bezahlen und mehr noch als er verlange. Der Jude erwiderte, er möge nun kein Geld, da er es nicht zur rechten Zeit erhalten habe; vielmehr sei es ihm jetzt um das bedungene Pfund Fleisch zu thun. Und so begann denn eine große Verhandlung, und alle Welt gab dem Juden Unrecht; aber in Betracht, daß Venedig das Land des Rechts sein wollte und der Jude seine Ansprüche gerichtlich beurkunden konnte, wagte man

nicht, gegen ihn zu entscheiden. Deshalb erboten sich alle Kaufleute Venedigs, dem Juden die Summe abzutragen; er aber bestand nur immer hartnäckiger auf seiner Forderung. Nun wollte ihm Messer Giannetto zwanzigtausend Ducaten geben, aber er mochte sie nicht, dann dreißigtausend, dann vierzigtausend, dann funfzigtausend, und so stieg er endlich bis auf hunderttausend Ducaten. Da sprach der Jude: Laß dir sagen, wenn du mir mehr Ducaten geben wolltest als diese ganze Stadt werth ist, so würd ich mich dennoch nicht abfinden laßen; vielmehr verlange ich einzig das, was die Papiere besagen. Und so standen die Verhandlungen, als jene Dame nach Weise eines Richters gekleidet in Venedig ankam, und in einer Herberge abstieg. Da frug der Gastwirth einen der Diener, wer der Edelmann sei, den er begleite. Der Diener, von der Dame unterrichtet, was er zu sagen habe, erwiderte: Dieser Edelmann ist ein Richter, der von Bologna kommt, wo er studiert hat, und jetzt nach Hause zurückkehrt. Als der Gastwirth dieß vernommen hatte, erwies er ihm viel Ehre; und da der Richter bei Tische saß, sprach er zum Wirthe: Sagt, wie steht es um die Regierung eurer Stadt? Herr, versetzte der Gastwirth, man übt allzuviel Gerechtigkeit. Der Richter sprach: Wie so? Herr, erwiderte der Gastwirth, das will ich euch sagen. Es kam ein Jüngling hieher von Florenz, Namens Giannetto, und ward von einem Großvater oder Verwandten aufgenommen, Messer Ansaldo geheißen, und bewies sich also artig und wohlgezogen, daß sich bald alle Männer und Frauen des Landes in ihn verliebten. Auch kam noch nie ein Mann in unsre Stadt, so liebenswürdig in allen Dingen wie dieser. Nun geschah es, daß ihm jener sein Großvater zu dreien Malen drei Schiffe rüstete vom grösten Werthe, und jedesmal traf ihn Unglück und Verlust, so daß ihm zum letzten Schiffe die Gelder nicht ausreichen wollten, und Messer Ansaldo genöthigt war, zehntausend Ducaten von einem Juden unter der Bedingung zu borgen, daß, wenn er ihm die Schuld nicht bis zum Johannistag im nächstkommenden Juni zurückzahlen würde, der Jude das Recht haben sollte, ein Pfund

Fleisch aus seinem Leibe zu nehmen wo es ihm beliebte. Nun ist jener Jüngling, Gott segne ihn, zurückgekehrt, und hat statt der zehntausend Ducaten hunderttausend zahlen wollen, aber der falsche Jude mag sie nicht nehmen; und es sind alle Biedermänner des Landes bei ihm gewesen, um Fürbitte einzulegen, aber das alles will nicht fruchten. Der Richter sprach: Diese Sache ist leicht beizulegen. Wenn ihr euch der Mühe unterziehen wolltet, erwiderte der Wirth, und sie so beendigen, daß der gute Mann am Leben bliebe, so würdet ihr euch den Dank und die Liebe des trefflichsten Jünglings erwerben, der jemals geboren ward, und zugleich aller Leute dieses Landes. Darauf ließ unser Richter ein Aufgebot durch die Stadt ergehen, daß ein Jeder, der eine Rechtssache zu schlichten hätte, sich an ihn wenden möchte; und sobald Messer Giannetto hievon Kunde erhielt, begab er sich zu dem Juden und sprach: Laß uns gehen und jenen Richter befragen. Gehen wir, versetzte der Jude; aber komme was da wolle, ich werde mich an das halten, was in der Urkunde geschrieben steht. Und als sie vor das Antlitz des Richters gekommen waren, und ihm die schuldige Ehrerbietung erwiesen hatten, erkannte der Richter sogleich den Messer Giannetto; aber Messer Giannetto erkannte ihn nicht, denn er hatte sich mit Farben und Kräutern das Angesicht entstellt. Messer Giannetto und der Jude trugen nun beide ihre Sache vor, und verhandelten förmlich wie vor einem Richter; und dieser nahm die Papiere und las sie, dann wandte er sich zu dem Juden und sprach: Ich rathe Dir, die hunderttausend Ducaten anzunehmen, und jenen guten Mann frei zu geben, der dir darob auf immer verpflichtet sein wird. Daraus wird nichts, erwiderte der Jude. Es ist zu deinem Besten, versetzte der Richter; dagegen der Jude, daß er sich auf keine Weise hiezu verstehen werde.

Darauf gieng sie zu dem Gerichtshause, wo solche Sachen verhandelt wurden, und der Richter redete zu Messer Ansaldo und sprach: Jetzt laß den Kläger kommen; und da er gekommen war, hub der Richter wieder an und sprach: Nun wohlauf, nimm dir ein

Pfund Fleisch, wo du willst, und bringe deine Sache zu Ende. Da hieß ihn der Jude sich entblößen, und nahm ein Scheermeßer in die Hand, das er zu diesem Zwecke eigens hatte machen laßen. Und Messer Giannetto wandte sich zu dem Richter und sprach: Herr, darum hab ich euch nicht gebeten. Muth gefaßt, erwiderte der Richter, noch hat er ja nicht das Pfund Fleisch ausgeschnitten. Gleichwohl trat der Jude heran. Da sprach der Richter: Sieh dich vor: denn wenn du nur etwas mehr oder weniger nimmst als ein Pfund, so ist es um deinen Kopf geschehen. Ferner sage ich dir, daß, wenn er dabei nur ein Tröpfchen Blut verliert, du gleichfalls des Todes bist, denn die Papiere besagen' nichts von Blutverlust; auch sprechen sie, daß du ein Pfund Fleisch haben sollst, nicht aber etwas mehr oder weniger. Darum, wenn du klug bist, ergreifst du die Maßregeln, die zu deinem Besten gereichen. Und sogleich schickte er nach dem Scharfrichter und hieß ihn Block und Beil mitbringen und sprach: So ich nur ein Tröpfchen Blut werde fließen sehen, gehst du deines Kopfes verlustig. Und der Jude bekam Furcht, Messer Giannetto aber fieng an sich zu erholen. Endlich nach vielem Hin- und Herreden begann der Jude: Herr Richter, ihr seid klüger als ich; aber laßt mir jene hunderttausend Ducaten zahlen und ich bin zufrieden. Ich will, versetzte der Richter, daß du hier ein Pfund Fleisch nimmst, wie es die Papiere besagen, denn Geld sollst du nicht einen Stüber erhalten; hättest du die Ducaten damals genommen, als ich sie dir anbot! Der Jude stieg herab zu neunzig, dann zu achtzigtausend Ducaten; aber der Richter ward immer schwieriger. Da sprach Messer Giannetto: Geben wir ihm, was er will, sofern er nur Messer Ansaldo frei läßt. Der Richter erwiderte: Ich sage dir, laß du mich gewähren. Darauf begann aber der Jude: So gebt mir funfzigtausend Ducaten. Wie gesagt, versetzte der Richter, nicht einen schlechten Stüber sollst du nun haben. Verflucht sei dieses Land, hub der Jude wieder an; so gebt mir wenigstens meine zehntausend Ducaten. Sprach der Richter: Verstehst du mich nicht? Nicht einen Stüber sollst du

haben: willst du aber das Pfund Fleisch nehmen, so nimm es; wo nicht, so laß ich deine Papiere aufheben und vernichten. Darüber alle, die zugegen waren, über die Maßen sich freuten, und ein Jeder foppte und verspottete den Juden und sprach: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Als nun der Jude sah, daß er das nicht erreichen konnte, was er wollte, nahm er seine Papiere, und zerriß sie zornig in kleine Stücke; und so war Messer Ansaldo wieder frei, und mit dem grösten Jubel führte ihn Messer Giannetto nach Hause. Darauf nahm der Jüngling jene hunderttausend Ducaten, und eilte zu dem Richter, und fand diesen in der Kammer im Begriffe sich zur Abreise anzuschicken. Und Messer Giannetto redete ihn an und sprach: Herr, ihr habt mir den grösten Dienst erzeigt, der mir je erzeigt worden ist: darum will ich, daß ihr diese Gelder mit euch nehmt, die ihr mit vollem Rechte verdient habt. Der Richter erwiderte: Lieber Messer Giannetto, ich sag euch großen Dank, aber ich bedarf ihrer nicht; nehmt sie wieder mit euch, damit euch eure Dame nicht zeiht, schlecht gewirthschaftet zu haben. Bei meiner Treue, versetzte Messer Giannetto, die ist so hochherzig und so gut und so bieder, daß, wenn ich viermal so viel verwendet hätte, sie nichts dagegen haben würde; auch wollte sie, daß ich viel mehr zu mir nehmen sollte als ihr hier seht. Da nahm der Richter wieder das Wort und sprach: Wie seid ihr sonst mit ihr zufrieden? Es giebt kein Geschöpf auf der Welt, erwiderte Messer Giannetto, zu dem ich mehr Wohlwollen trüge als zu ihr, denn sie ist so weise und so schön, wie sie die Natur nur zu schaffen vermochte. Und wenn ihr mir die Gunst erzeigen wollt, und mit mir kommen, um sie zu sehen, so sollt ihr euch wundern über die Ehre, die sie euch anthun wird, und mögt euch überzeugen, ob sie nicht das oder noch mehr ist, was ich euch von ihr gesagt habe. Der Richter erwiderte: Aus dem Mitkommen kann nichts werden, denn ich habe noch andere Geschäfte; aber weil ihr mir sagt, daß sie so gutgeartet ist, so mögt ihr sie von mir grüßen, wenn ihr sie seht. Das soll geschehen, sprach Messer Giannetto; aber ich wollte

doch, daß es euch gefiele, etwas von dem Gelde zu nehmen. Während dieser Rede sah der Richter einen Ring an des Jünglings Finger und sprach: Gebt mir diesen Ring, und außerdem verlang ich keinen Stüber. Es sei, erwiderte Messer Giannetto, so ungern ich es auch thue, denn meine Dame hat mir ihn geschenkt und gesagt, ich solle ihn immer tragen um ihrer Liebe willen, und wenn sie ihn nicht mehr sieht, wird sie glauben, daß ich ihn einem Weibe gegeben habe, und so wird sie sich mit mir erzürnen, und meinen, ich sei ihr untreu geworden, und doch liebe ich sie mehr als mich selber. Der Richter sprach: Ich bin von ihrem Wohlwollen zu euch gewiss, daß sie euch glauben wird, wenn ihr versichert, den Ring mir gegeben zu haben. Aber vielleicht wolltet ihr ihn einer alten Buhlschaft hier schenken? Die Liebe und Treue, erwiderte Messer Giannetto, die ich zu ihr trage, ist so groß, daß es in der Welt keine Frau giebt, für die ich sie verlaßen könnte, so voller Anmuth ist sie in allen Dingen; und hiemit zog er den Ring von seinem Finger und gab ihn dem Richter. Nun noch eine Gunst, sprach der Richter. Verlangt, erwiderte Messer Giannetto. Daß ihr nicht länger hier verweilt, versetzte jener, und sobald als möglich zu eurer Dame zurückkehrt. Ach, sprach Messer Giannetto, es scheinen mir hunderttausend Jahre ehe ich sie wieder sehe; und somit nahmen sie Abschied. Nun bestieg der Richter eine Barke und reiste mit Gott; Messer Giannetto aber gab Malzeiten und Gastereien, und schenkte Geld und Rosse seinen Gefährten, und hielt Hof und machte Wohlleben viele Tage; dann nahm er Abschied von allen Venezianern, und führte Messer Ansaldo mit sich zurück, und viele von seinen alten Freunden giengen mit ihm; und fast alle Männer und Frauen weinten über seine Abreise, so freundlich und gefällig hatte er während der Zeit, da er in Venedig war, gegen Jedermann sich erwiesen. Nun gelangte seine Dame einige Tage früher nach Belmonte, und stellte sich, als sei sie im Bade gewesen, und nahm wieder weibliches Gewand, und ließ große Zurüstungen treffen, und alle Straßen mit Zendal bedecken, und viele Kleider

unter die Bewaffneten vertheilen. Und da Messer Giannetto mit Messer Ansaldo ankam, giengen alle Barone und der ganze Hof ihm entgegen und riefen: Es lebe unser Herr, es lebe unser Herr! Und da sie ans Land getreten waren, eilte die Dame Messer Ansaldo zu umarmen; auf Giannetto aber that sie ein wenig erzürnt, wiewohl sie ihn mehr liebte als sich selbst. Und es begann ein großes Fest mit Tiostieren und Turnieren und Tanzen und Singen von allen Baronen und Frauen und Jungfräulein des Landes. Sobald aber Messer Giannetto sah, daß sich seine Frau ihm nicht so freundlich erwies wie es ihre Gewohnheit war, gieng er in die Kammer, und rief sie und sprach: Was hast du? und wollte sie umarmen. Da sprach die Dame: Erspare dir deine Liebkosungen, denn ich weiß recht gut, daß du in Venedig deine alten Buhlschaften wiedergefunden hast. Messer Giannetto fieng an, sich zu entschuldigen. Da frug die Dame: Wo ist der Ring, den ich dir gegeben habe? Messer Giannetto erwiderte: Nun ist es doch so gekommen wie ich gedacht habe; ich wuste wohl, daß du davon Böses denken würdest. Aber ich schwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, daß ich jenen Ring dem Richter geschenkt habe, dem ich den guten Ausgang des Prozesses verdanke. Und ich schwöre dir bei Gott und meiner Treue zu dir, versetzte die Dame, daß du ihn einem Weibe gegeben hast; und du scheust dich nicht, so zu schwören! Wiederum sprach Messer Gianetto: Ich bitte Gott, mich aus der Welt zu tilgen, wenn ich nicht die reine Wahrheit spreche. Die Dame entgegnete: Du konntest immer dort bleiben, und Messer Ansaldo herschicken, und dich mit deinen alten Liebschaften ergetzen, die, wie ich höre, bei deiner Abreise sehr geklagt und gejammert haben sollen. Da fieng Messer Giannetto an zu weinen, und sich zu bekümmern und sprach: Du schwörst auf das, was nicht wahr ist, und nie wahr sein kann. Und da die Dame ihn weinen sah, glaubte sie, daß sie ihm einen Stich ins Herz gegeben habe, und eilte, sich ihm in die Arme zu werfen. Und unter großem Gelächter zeigte sie den Ring, und erzählte ihm alles, was er zum

Richter gesagt hatte, und wie der Richter niemand anders gewesen sei als sie selbst, und auf welche Art er ihr den Ring gegeben habe. Das schien Messer Giannetto das gröste Wunder von der Welt, und da er dennoch die Wahrheit ihrer Rede erkannte, fieng er an über die Maßen fröhlich zu werden; und es wuchs und mehrte sich noch von dem Tage die große Liebe unter ihnen Beiden. Darnach rief Messer Giannetto jene Kammerfrau, die ihn des Abends gewarnt hatte, nicht zu trinken, und gab sie Messer Ansaldo zur Ehe; und so lebten sie lange Zeit miteinander in Lust und Fröhlichkeit bis an ihr Ende.

---

2. Die drei Kästchen.

Aus den lateinischen Gesta Romanorum.

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiser, Anselmus genannt, der hatte des Königs Tochter von Jerusalem gefreit, ein schönes Weib, die Allen, die sie sahen, gar liebreizend erschien. Es währte aber lange ehe sie dem Kaiser ein Kind gebar. Darum waren die Edeln des Reichs sehr in Sorgen, weil ihr Herr keine Erben hatte, ihn im Alter zu beschützen. Nun begab es sich einmal, daß dieser Anselmus nach dem Abendeßen in seinem Garten spazieren gieng und selbst darüber nachsann wie er keinen Erben hatte und der König von Apulien ihn stäts bekriegte, da er nicht einmal einen Sohn besäße, das Land in seiner Abwesenheit zu vertheidigen. Das machte ihm große Sorgen: er gieng in sein Kämmerlein und schlief darüber ein. Da war es ihm als säh er ein Gesicht im Schlafe, wie der Morgen heller war als gewöhnlich und der Mond an Einer Seite blaßer als an der andern. Und nachher sah er einen zweifarbigen Vogel, und bei dem standen zwei Thiere, welche diesen kleinen Vogel mit ihrem Athem sättigten, und hinter ihnen kamen noch mehrere Thiere, und wie sie ihre Brust an den Vogel gelegt hatten, giengen sie ihres Weges; dann kamen noch andere Vögel, die süß und lieblich sangen, worüber der Kaiser erwachte. In der Frühe des Morgens überdachte nun Anselmus sein Traumgesicht und wunderte sich was es bedeuten möchte. Darüber berief er die Weisen und Stände seines Reichs und sprach ihnen von seinem Traum und befahl ihnen bei Lebensstrafe, ihm die Bedeutung anzugeben, und versprach dem eine gute Belohnung, der ihm eine richtige zu geben vermöchte. Da sagten sie: Theurer Herr, theilt uns euern

Traum mit und wir wollen euch dann sagen was er bedeutet. Also erzählte ihnen der Kaiser den Traum wie oben geschrieben steht. Wie das die Weisen gehört hatten, antworteten sie ihm frohen Muthes: Herr, das Traumgesicht, welches ihr gesehen habt, bedeutet Gutes für das Land: ihr sollt erfahren was. Der Mond, der auf der einen Seite blasser ist denn auf der andern, bedeutet die Kaiserin, die durch die Empfängniss eines Sohnes, eures künftigen rechtmäßigen Erben, einen Theil ihrer Farbe eingebüßt hat. Der kleine Vogel bedeutet den Sohn, den sie gebären soll. Die zwei Thiere, welche diesen Sohn füttern, gehen auf die weisen Männer dieses Landes, welchen euer Sohn folgen soll. Die andern Thiere, welche mit ihrer Brust diesen Vogel umringen, bedeuten viele andere Nationen, welche ihm ihre Huldigung darbringen sollen. Die Vögel endlich, welche so süß und lieblich diesen Vogel ansangen, bedeuten die Römer, welche sich über die Geburt desselben freuen und singen werden. Das ist die richtige Auslegung eures Traumes. Wie dieß der Kaiser hörte, ward er gar sehr erfreut; und bald darauf kam auch die Kaiserin nieder und ward von einem Sohn entbunden, bei dessen Geburt große Freude herschte. Wie der König von Apulien das hörte, dachte er also bei sich: Wahrlich, ich habe mein Lebtage gegen den Kaiser Krieg geführt, und nun hat er einen Sohn: wenn der das Mannesalter erreicht, wird er die Unbilden rächen, die ich seinem Vater zugefügt habe: darum dürfte es beßer sein, hin zum Kaiser zu senden und ihn um Waffenstillstand und Frieden zu bitten, damit sein Sohn nichts wider mich haben kann, wenn er das männliche Alter erreicht haben wird. Wie er also bei sich gesprochen hatte, schrieb er an den Kaiser und bat um Frieden. Wie aber der Kaiser sah, daß der König von Apulien mehr aus Furcht denn aus wahrer Zuneigung geschrieben hatte, schrieb er ihm wieder, so er ihm gute und hinreichende Sicherheit für die Erhaltung des Friedens geben wolle und sich verbindlich mache, ihm sein Lebtage Dienst und Huldigung zu weihen, sei er geneigt ihm Frieden zu gewähren. Wie der König den Inhalt

des kaiserlichen Schreibens gelesen hatte, berief er seine Räthe und forderte sie auf, ihm hiebei so gut als möglich zu rathen. Da sprachen sie: Es dürfte gut sein, dem Willen des Kaisers in allen Stücken nachzukommen. Und fürs Erste, da er wünscht Sicherheit für den Frieden zu erlangen, antwortet ihm: Ich habe eine einzige Tochter und der Kaiser nur einen Sohn: darum soll eine Heirath zwischen beiden zu Stande gebracht werden: das wird eine ewigdauernde Bürgschaft des Friedens sein. Endlich fordert er noch Huldigung und Tribut und es wird gut sein, ihm auch hierin zu genügen. Also sendete der König dem Kaiser Boten und ließ ihm sagen, so es seiner Hoheit gefalle, daß sein Sohn und des Königs Tochter ehelich verbunden würden, sei er bereit seinen Wünschen in allen Dingen nachzukommen. Das gefiel dem Kaiser wohl, und er sendete dem König die Antwort zurück, wenn seine Tochter eine reine Jungfrau geblieben sei bis auf diesen Tag, so wolle er in die Heirath willigen. Darüber freute sich der König sehr, denn seine Tochter war eine reine Jungfrau. Darum als das schriftliche Schutz- und Trutzbündniss untersiegelt war, rüstete der König ein feines Schiff aus, in welchem er seine Tochter mit vielen edeln Rittern und Frauen und großen Schätzen an den Kaiser schickte, um seinen Sohn zu ehlichen. Und als sie in die See gestochen waren, gen Rom zu, da erhob sich auf einmal ein so fürchterlicher und erstaunlicher Sturm, daß das Schiff an einem Felsen scheiterte und alle bis auf die junge Prinzessin ertranken, welche ihre Hoffnung und Zuversicht so fest auf Gott gesetzt hatte, daß sie gerettet ward. Wie nun das Ungewitter aufgehört hatte, da schwamm die junge Königin in dem zerbrochenen, umgestürzten Schiff fort über die Wellen bis sie auf einmal ein ungeheurer Wallfisch verfolgte, bereit sie und das Schiff zu verschlingen. Allein das junge Fräulein schlug, als die Nacht kam, mit einem Steine Feuer an, wodurch das Schiff gänzlich erleuchtet ward, und darnach wagte sich der Wallfisch aus Furcht vor dem Lichte nicht an dasselbe. Als aber der Hahn zu krähen anfieng, da war die Prinzessin so ermüdet von dem greulichen Un-

gewitter und Seesturm, daß sie einschlief, und nach einer kleinen Weile losch das Feuer aus. Da kam der Wallfisch und verschlang die Jungfrau. Wie sie aber aufwachte und sich im Wallfischbauch eingeschluckt fand, da schlug sie Feuer an und verwundete mit einem Meßer den Wallfisch an vielen Stellen, der, als er sich verwundet fühlte, nach der Gewohnheit dieser Thiere, dem Lande zuzuschwimmen begann. Es wohnte aber zur selbigen Zeit in der Nähe der Küste ein edler Graf, Namens Pirris, der gerade zu seiner Erholung am Meeresufer lustwandelte. Der sah, wie der Wallfisch ans Land kam, kehrte schnell nach Hause zurück und versammelte eine große Menge Männer und Frauen, begab sich wieder an den Ort und kämpfte mit dem Wallfisch und verwundete ihn sehr gefährlich. Und als er ihn getödtet hatte, da schrie das Mägdlein in seinem Bauche mit lauter Stimme und sprach: O ihr edeln Freunde, habt Erbarmen und Mitleid mit mir, denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt bis auf den heutigen. Wie das der Graf hörte, da verwunderte er sich sehr, öffnete aber die Seite des Wallfisches und fand darin die junge Prinzessin und nahm sie heraus: und wie sie in Freiheit gesetzt worden war, da erzählte sie ihm, wessen Tochter sie sei und wie sie all ihr Gut im Meere verloren und daß sie an eines Kaisers Sohn verheirathet werden sollte. Wie das der Graf hörte, ward er sehr vergnügt, tröstete sie und behielt sie bei sich bis sie sich ganz erholt hatte. Unterdessen aber sendete er Boten an den Kaiser und ließ ihn wißen, auf welche Weise die junge Königin gerettet worden sei. Da ward der Kaiser hoch erfreut über ihre Erhaltung, hatte großes Mitleid mit ihr, und begab sich selbst zu ihr hin und sprach: Ach du gutes Mägdlein, aus Liebe zu meinem Sohne hast du vieles Weh erdulden müßen! Nichtsdestoweniger will ich dich auf die Probe stellen, ob du verdienst sein Weib zu werden. Wie er das gesagt hatte, ließ er drei Kästchen vor sie hin stellen: das erste war von gediegenem Golde gemacht und rings mit kostbaren Edelsteinen besetzt, aber mit Todtenknochen angefüllt und äußerlich mit der

Aufschrift: Wer mich erwählt, gewinnt was er verdient. Das zweite war von Silber, mit Edelsteinen verziert, mit Erde angefüllt und mit der Aufschrift: Wer mich erwählt, der findet wornach die Natur verlangt. Das dritte war von Blei, innen angefüllt mit Gold und den kostbarsten Steinen, und außen der Spruch zu lesen: Wer mich erwählt, findet was Gott verordnet hat. Zwischen diesen drei Kästchen ließ der Kaiser der Jungfrau die Wahl, mit der Bedingung, daß sie seinen Sohn erhalten solle, wenn sie das wählen werde, in welchem was nütze und fromme zu finden sei. Nach reiflicher Ueberlegung wählte die Prinzessin das bleierne Kästchen, mit dem Golde und Edelsteinen angefüllt und der Kaiser rief: Gutes Mädchen, du hast brav gewählt: darum sollst du meinen Sohn bekommen.

---

3. Die beiden Kasten.

Nach Boccaccio.

Unter den tapfern Rittern, welche vor langer Zeit in Florenz gelebt hatten, war auch einer und vielleicht der Beste von Allen, welcher Ruggieri de Figiovanni hieß. Dieser war reich und edelmüthig und sah wohl, daß er bei der Lebensweise und den Gewohnheiten in Toscana, wenn er daselbst verbliebe, wenig oder gar keine Gelegenheit finden werde, seinen Werth darzuthun: er entschloß sich also einige Zeit bei Alfonso, dem Könige von Spanien, zuzubringen, der durch den Ruhm seiner Größe dazumal alle andern Herrn übertraf. Mit Waffen, Pferden und Gefolge ehrenvoll ausgerüstet, begab er sich daher zu ihm nach Spanien und ward von dem Könige gnädig aufgenommen. Hier verweilte nun Ruggieri, machte großen Aufwand und verrichtete außerordentliche Waffenthaten, so daß er bald als tapfer bekannt wurde. Als er sich eine Zeitlang aufgehalten und das Benehmen des Königs beobachtet hatte, dauchte es ihn als ob dieser bald Dem bald Jenem Burgen, Städte und Herschaften ziemlich ohne Wahl verleihe, indem er sie denen ertheilte, die sie nicht verdient hätten; und weil er sah, daß Ihm, der sich seines Werthes doch recht gut bewußt war, nichts geschenkt werde, fürchtete er, sein Ruf möchte darunter leiden: er entschloß sich also, wieder abzureisen und bat den König um seinen Urlaub. Diesen bewilligte der König und gab ihm eins der besten und schönsten Maulthiere, die wohl je geritten worden, welches dem Ruggieri, der langen Reise wegen, die er zu machen hatte, willkommen war. Darauf befahl der König einem seiner vertrauten Diener, es auf die ihm am Schicklichsten scheinende Weise so einzurichten, daß er mit Herrn

Ruggieri reite ohne daß dieser merke, er sei vom Könige dazu beauftragt, unterwegs aber Alles, was dieser von ihm sage, aufzufangen und ihm zu hinterbringen; den andern Morgen solle er ihm dann befehlen zu dem Könige zurückzukehren. Der Diener wartete also bis Ruggieri die Stadt verließ, gesellte sich dann auf eine geschickte Weise zu ihm und gab zu verstehen, er reise auch nach Italien. Messer Ruggieri ritt also auf dem Maulthiere, das ihm der König gegeben hatte, sprach von Diesem und Jenem und etwa um die dritte Stunde sagte er zu seinem Gefährten: Ich glaube, es wird wohl gethan sein, unsere Thiere stallen zu laßen. Als sie hierauf anhielten, stallten die Thiere sämtlich, nur das Maulthier nicht. Da sie hierauf weiter ritten, und der Knappe auf jedes Wort des Ritters Acht hatte, kamen sie an einen Fluß, und als sie hier ihre Pferde tränkten, stallte das Maulthier in den Fluß. Als Ruggieri dieß sah, sprach er: Gott strafe dich, Bestie, du bist wie dein Herr, der dich mir schenkte. Der Knappe merkte sich dieß Wort, und obwohl er noch viele andere auffieng, da er den ganzen Tag neben ihm ritt, so hörte er ihn doch nichts als für den König höchst Schmeichelhaftes sagen. Den andern Morgen also, da sie zu Pferde gestiegen waren, um weiter nach Toscana zu reiten, machte der Knappe ihm den Befehl des Königs bekannt, worauf Ruggieri sofort umkehrte. Sobald der König erfahren, was er zu seinem Maulthiere gesagt habe, ließ er ihn vor sich rufen und empfieng ihn mit heiterer Miene; alsdann fragte er ihn, warum er ihn mit seinem Maulthiere verglichen habe, oder das Maulthier mit ihm. Ruggieri antwortete ihm ganz offen: Mein Gebieter, ich verglich es mit euch, weil, so wie ihr schenkt wo es sich nicht gebührt, und nicht schenkt wo es sich gebührte, so das Maulthier, wo es am Orte war, nicht stallte, sondern da, wo es nicht am Orte war. Hierauf sprach der König: Messer Ruggieri, daß ich euch nicht beschenkt habe wie viele Andere, die im Vergleich mit euch nichts sind, ist nicht deshalb geschehen, weil ich euch nicht als einen sehr tapfern, jedes großen Geschenks würdigen Ritter erkannt

hätte, sondern euer Geschick, das mich daran verhinderte, trägt die Schuld und nicht ich, und daß ich die Wahrheit sage will ich euch gleich handgreiflich beweisen. Hierauf antwortete Ruggieri: Mein Gebieter, es kränkte mich nicht, daß ich keine Gabe von euch erhielt, denn mich verlangte nicht darnach um noch reicher zu werden, sondern daß ihr meinen Werth in keiner Weise anerkanntet; indes nehm ich eure Entschuldigung für gut und billig an und bin bereit zu sehen was euch beliebt mir zu zeigen, obgleich ich euch auch ohne Zeugniss Glauben schenke.

Der König führte ihn also in einen großen Saal, wo, wie er es vorher angeordnet hatte, zwei große verschloßene Kasten standen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Höflinge: Ruggieri, in einem dieser Kasten ist meine Krone, der königliche Scepter und der Reichsapfel, so wie viele schöne Gürtel, Schlößer, Ringe und andere meiner kostbarsten Kleinode; der zweite ist mit Erde gefüllt: wählt einen davon und welchen ihr wählt, soll euer sein: dann werdet ihr sehen wer gegen euer Verdienst unerkenntlich gewesen ist, ich oder euer Glück.

Ruggieri, da er sah, daß es des Königs Wille sei, wählte einen der Kasten: der König befahl ihn zu öffnen und es fand sich, daß es der sei, welcher mit Erde gefüllt war.

Da lachte der König und sprach: Nun könnt ihr sehen, Messer Ruggieri, daß es wahr ist was ich von euerm Glücke sagte; allein gewiss verdienen eure Vorzüge, daß ich mich seiner Macht widersetze. Ich weiß, daß ihr nicht gesonnen seid ein Spanier zu werden, und deswegen will ich euch hier weder Burgen noch Städte schenken; aber der Koffer, welchen das Glück euch entzog, soll ihm zum Trotz euer Eigenthum sein, damit ihr ihn in eure Heimat mitnehmen, und euch eurer Tugend mit dem Zeugnisse meiner Gaben gebührender Maßen gegen eure Nachbarn rühmen könnt. Ruggieri nahm ihn, sagte dem König den, einem so großen Geschenk gemäßen Dank und kehrte dann fröhlich damit nach Toscana zurück.

---

4. Der Kaufmann von Venedig.

Zur Sagenvergleichung.

Eschenburg beginnt seine Abhandlung über dieß Stück mit einer Betrachtung über die drei Einheiten und die Vernachläßigung der Einheit der Handlung in den Shakspeareschen Stücken, welche ihm mehr zum Verdienst als zum Vorwurf gereiche, indem er die Nebenhandlung stäts so mit der Haupthandlung zu verweben wiße, daß nicht nur der Hauptgegenstand nicht darunter leide, vielmehr durch die Nebenhandlung erst in ihr wahres Licht gesetzt werde. Dieß scheine nun, fährt er fort, auch in diesem Stücke der Fall zu sein. Beide Handlungen, die Grausamkeit des Juden und Bassanios Liebe habe Shakspeare höchst glücklich in eine Begebenheit vereinigt und dieß Verdienst sei desto größer als er aller Wahrscheinlichkeit nach sich zweier Erzählungen bedient und den ganz entlegenen Inhalt derselben zu einem Ganzen verbunden habe.

Dieser Theil der Eschenburgschen Abhandlung muß früher geschrieben sein als derjenige, worin er selbst die hier mitgetheilte Novelle des Giovanni Fiorentino für die echte Quelle Shakspeares erklärt, wie es vor ihm schon englische Kritiker gethan hatten: denn hier scheint er vorauszusetzen, erst Shakspeare habe die Geschichte von Bassanios Liebe mit der von dem beklagten Kaufmann verbunden, da diese Verbindung doch schon im Pecorone, ja wie wir sehen werden, noch in einer ältern Quelle Statt fand. Shakspeare hielt sich auf das Genaueste an die vorgefundene Novelle und vertauschte nur das Probestück, das Giannetto ablegen muß, um die Frau von Belmonte zu gewinnen, mit einem andern schicklichern, welches er ebenfalls einer Novelle, der zweiten der hier

mitgetheilten, entlehnte. Wir sagen dieß nicht, um das Verdienst des Dichters zu schmälern, sondern darauf hinzuweisen, worin es besteht: in der Behandlung, nicht in der Erfindung des Stoffs, der wie wir sehen, ihm überliefert war. Shakspeare hat seine Kunst in der Verbindung entlegener Stoffe oft genug bewährt: wir sind weit entfernt sie zu bezweifeln; aber jene Betrachtung Eschenburgs hätte er beßer gethan der Abhandlung über ein anderes seiner Stücke, z. B. den König Lear oder die gezähmte Keiferin, vorauszuschicken als der über den Kaufmann von Venedig.

Der Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino ward 1378 geschrieben, die erste Ausgabe ist zu Mailand 1554 gedruckt. Unsere Novelle ist die erste des vierten Tages. Giovanni schöpfte vermuthlich wieder aus dem unter dem Namen Gesta Romanorum hinlänglich bekannten Buche, aus dessen englischer Recension auch die mitgetheilte zweite Novelle: „die drei Kästchen“ entlehnt ist. Eschenburg hat die hieher gehörige Erzählung nach einer 1538 gedruckten deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Sie findet sich jetzt auch im Anhang von Gräßes Uebersetzung der lateinischen Gesta Romanorum II, 162 nach der Grimmschen Handschrift mitgetheilt. Im deutschen Druck scheint sie zu fehlen. Hier hat sich ein Ritter am Hofe des Kaiser Lucius zu Rom in dessen Tochter verliebt. Für tausend Mark erkauft er sich zweimal die Gunst, ihr beizuliegen, er entschläft aber jedesmal ohne sie genoßen zu haben. Das drittemal muß er das Geld gegen Verpfändung alles seines Fleisches von einem Kaufmann borgen, dem er darüber einen mit seinem Blut geschriebenen Schein ausstellt. Dießmal aber warnt ihn ein weiser Philosophus (Virgilius in den engl. Gest.) und lehrt ihn den Zauber vernichten, der ihn in den beiden ersten Nächten in Schlaf befangen gehalten. Er solle nämlich, wenn er sich schlafen lege, unter das Kopfkissen greifen und den Brief, den er dort finde, herausziehen und so weit als möglich von sich werfen. Wahrscheinlich ist hiebei an Runenzauber zu denken. Das Weitere stimmt mit Giovanni, dem hienach nicht viel mehr als die Erfindung angehört, daß

ein Freund des Bedürftigen das Geld unter jener schrecklichen Bedingung für ihn aufnimmt, wodurch die Begebenheit freilich sehr an Interesse gewinnt. Sie ward hiedurch in die Freundschaftssage aufgenommen, welcher sie ursprünglich nicht angehört, und zwar schließt sie sich zunächst an die griechische Gestalt derselben an, wie sie Schiller in der Bürgschaft behandelt hat. Shakspeare hat auf diesen Umstand großes Gewicht gelegt, und sein Schauspiel ist ein wahrer Codex der Freundschaft in allen ihren Abstufungen.

Wenig verschieden lautet die Erzählung in den deutschen Gestis nach der Mittheilung in Haupt und Hoffmanns Altd. Blättern I, 143 ff. Auch hier ist es noch kein Jude, der das Geld herleiht, sondern ein Untergebener des jungen Ritters, der zugleich sein erbitterter Feind ist, aus erheblichem Grunde, denn Jener hat ihm im Zorne ein Bein abgehauen. Nur einmal wird hier der Jüngling durch Zauberei betrogen, und zwar übt die Jungfrau diesen Zauber met schryft und met bryven und met den vedern von den wylden ruchen lüten, oder wie es hernach heißt, mit des wylden mannes veddere. Das zweitemal rüttelt aber der Ritter das Kissen eh er sich niederlegt und verschüttet so den Zauber unter das Bette. Diese abweichenden Züge erscheinen auch in Dolopathos, vgl. Benfeys Orient II, 315, und schon Svend Grundtvig s. u. hat den Zusammenhang erkannt.

Aus der Erzählung der engl. Gesta Rom. scheint ein Schauspiel geflossen zu sein, das schon vor Shakspeares Zeiten auf der englischen Bühne heimisch war. Stephan Gosson citiert es seiner School of Abuse unter dem Titel: The Jew shown of the Bull, representing the greedinesse of worldly choosers and the bloody mind of usurers. Gosson lobt dieß Stück und vermuthet, daß es Shakspeare umgeschrieben oder doch dem seinigen zum Grunde gelegt habe. Aus der Novelle des Giovanni Fiorentino ist dagegen die alte Ballade von Gernutus, dem Juden zu Venedig, geflossen, welche Dr. Percy in seinen Reliques of ancient english poetry aufbewahrt und Eschenburg übersetzt hat,

wenigstens beruft sich die Romanze selbst auf eine italienische Quelle. Sie beschränkt sich auf die eine Begebenheit mit dem verschriebenen Pfund Fleisch und läßt Alles weg was sich auf die Liebschaft des Freundes bezieht, für welchen der Kaufmann das Geld aufgenommen hat. Das Alter dieser Ballade ist nicht mit Bestimmtheit auszumitteln; daß sie Shakspeare gekannt habe, schließt man aus dem schon hier vorkommenden Zuge mit dem Wetzen des Meßers, welcher aber auch in der Sage vom Blaubart und vom armen Heinrich wiederkehrt und also volksmäßig war.

In dem zweiten Briefe Lessings an Eschenburg schreibt sich Ersterer die Entdeckung zu, daß Shakspeare aus dem Pecorone des Giovanni Fiorentino und dieser wieder aus den Gestis Romanorum geschöpft habe; ohne Zweifel hat Lessing beide Entdeckungen für sich gemacht, aber die Engländer waren ihm in der ersten schon zuvorgekommen. Zwar hatte unsere Vorgängerin in der Zusammenstellung der Quellen Shakspeares, Mistreß Arabella Lennox, Fieldings unholde Schwester, in ihrem Shakspeare illustrated, or the novels, on which the plays of Shakspeare are founded, Lond. 1754. 3 voll. beides übersehen; aber schon 1755 erschien zu London eine kleine Schrift, welche die Quellen des Kaufmanns von Venedig zu liefern versprach und eine Uebersetzung der Novelle des Giovanni und der unter 3 mitgetheilten des Boccaccio enthielt. Die englischen Ausleger des Dichters, Farmer und Tyrwhitt, machten die zweite Entdeckung später als Lessing, aber unabhängig von ihm. Rücksichtlich der erstern versäumen sie nicht, auch hier wieder zu bemerken, daß eine Uebersetzung der Novelle des Giovanni zu Shakspeares Zeiten vorhanden gewesen und seitdem wieder verloren gegangen sein müße, was ihnen Eschenburg leider nachschreibt. Indessen hat es nicht gelingen wollen, die Existenz einer solchen nachzuweisen. Außer der schon erwähnten Volksballade hat man keine Darstellung dieser Sage in englischer Sprache auffinden können als die, welche in dem alten Buche vorkommt, das den Titel führt: The orator: handling a hundred several discourses, in form of declama-

tions: some of the arguments being drawn from Titus Livius and other ancient Writers, Written in French by Alexander ilvayn and englished by L. P. London, printed by Adam Islip. 1596. Der Verfaßer, der sich Lazarus Pyot nannte, hieß nach Ritson Anthony Mundy. Dieß Buch konnte Shakspeare bekannt sein, denn sein Schauspiel erschien erst zwei Jahre später 1598. Es enthält aber nur einen ganz kurzen Bericht des Hergangs und zwei Reden, worin erst der Jude und dann der Kaufmann ihr Recht vor dem zweiten Richter ausführen, wie denn der Zweck dieses Buches nur war, Beispiele praktischer Beredsamkeit aufzustellen und zu zeigen, wie man das Für und Wider bei jeder Sache auffinden müße. Es scheint mir nicht, daß Shakspeare von einer dieser Reden Gebrauch gemacht habe.

Steigen wir nun zu den Quellen hinauf, woraus die Gesta Romanorum ihre oben erwähnte Erzählung schöpften, so müßen wir dabei zwei Begebenheiten unterscheiden, die schon hier verbunden sind. Nämlich zuerst den Rechtsstreit um das verschriebene Fleisch und dessen Entscheidung; zweitens das Verhältniss des Ritters zu der Kaisertochter, oder bei Giovanni des Giannetto zu der Dame von Belmonte: beides sind selbständige, ursprünglich nicht zusammengehörige Sagen. M. Abel Gerichtshändel 1684 c. 39 kennt wie die Ballade nur den Rechtsstreit.

1) Ueber diesen Rechtsstreit um das Fleisch hat der englische Uebersetzer von Gregorio Letis Leben des Pabstes Sixtus des Fünften (Ellis Farneworth, 1754) die Vermuthung aufgestellt, daß wohl ein historisches Ereigniss, welches Leti erzählt, unserer Sage zum Grunde liegen möge. Dieser berichtet nämlich einen ganz ähnlichen Vorfall, der sich bei Gelegenheit der Einnahme von St. Domingo in Hispaniola durch Drake (also im Jahre 1585) zwischen dem Kaufmann Paul Secchi und dem Juden Samson Ceneda zugetragen haben soll, doch so, daß hier die Rollen vertauscht sind und der Jude es ist, der ein Pfund seines Fleisches gegen tausend Kronen verwettet, wenn die Nachricht von jener Einnahme sich bestätige. Aber bereits Percy hat bemerkt, daß das

eben citierte ältere Stück The Jew schon vor dem Jahre 1579 zur Aufführung gekommen ist, folglich jene jüngere Begebenheit in Rom auf die damals schon entwickelte Sage keinen Einfluß haben konnte. Für uns ist dieß um so gewisser als wir die beiden weit ältern Darstellungen derselben im Pecorone und den engl. Gestis Rom. kennen gelernt haben. Wenn dem Leti überhaupt zu trauen ist, was schon Douce I. p. 276 billig bezweifelt hat, so giengen jene Kaufleute, von welchen er erzählt, wohl von der Sage aus und kehrten die Wette absichtlich um.

Nach Malones Bericht kommt in einem Persischen Manuscript, das sich im Besitz des Thomas Munro befand, eine völlig übereinstimmende Erzählung von einem Juden und einem Muselmann vor. Leider hat jenes Manuscript am Anfang und am Ende Lücken, so daß sein schwerlich hohes Alter*) nicht mit Gewißheit bestimmt werden konnte. Folgendes ist der verkürzte Inhalt dieser Erzählung:

In einer Stadt in Syrien wohnt ein armer Muselmann neben einem reichen Juden. Jener bittet diesen um ein Darlehn von 100 Dinaren gegen einen Antheil an dem Gewinne. Der Muselmann hat ein schönes Weib, das der Jude liebt und deshalb auf den Antrag eingeht, weil er ihn für eine glückliche Gelegenheit hält, seine Wünsche zu befriedigen. Der Muselmann muß ihm aber einen Schein ausstellen, daß er das Geld binnen sechs Monaten zurückzahlen wolle, und wenn er nur einen Tag über diesen Zeitpunkt verstreichen laße, solle er ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden, gleichviel von welchem Theile. Der

---

*) Schon daß hier ein Jude mit einem Muselmann den Vertrag schließt, weckt Verdacht gegen das Alter und deutet auf abendländischen Ursprung. In den Gestis Romanorum, der ältesten nachweisbaren Quelle der Erzählung, ist es ein Kaufmann schlechtweg, der das Geld einem Ritter leiht, und erst im Pecorone ein Jude. Auch verpfändet der Ritter all sein Fleisch.

Muselmann begiebt sich nun mit dem entliehenen Gelde auf die Reise und macht so gute Geschäfte, daß er noch vor Ablauf der Frist die hundert Goldstücke durch einen zuverläßigen Boten dem Juden übersenden kann. Dieß Gold geräth aber in die Hände seiner bedürftigen Familie, welche es zu ihrem Unterhalt verwendet. Als der Muselmann daher von der Reise zurückkehrt, verlangt der Jude die hundert Goldstücke und das Pfund Fleisch. Der erste Richter, vor den sie kommen, entscheidet für den Juden; da der Muselmann hiegegen Einspruch thut, gehen sie vor einen andern und zuletzt vor einen dritten, welches der Cadi von Emessa war. Als dieser die Klage vernommen hat, befiehlt er ein scharfes Meßer herbeizubringen. Der Muselmann erschrickt, aber nun wendet sich der Cadi zu dem Juden und befiehlt ihm, nicht mehr und nicht weniger als ein Pfund auszuschneiden, widrigenfalls er es mit dem Leben entgelten müße u. s. w.

Diese Erzählung, eine ähnliche in Gladwins Persian Moonshee st. 13., und eine dritte, ebenfalls orientalische, in dem British magazine for 1800 p. 159, begründet bei den Engländern, z. B. Douce und Dunlop, die Meinung, daß unsere Sage orientalischen Ursprungs sein müße. Allein dieser Schluß ist nicht bündig, denn auch der Occident hat vielfältig auf den Orient zurückgewirkt und die Sagen, die er von dorthin empfieng, reichlich durch andere vergolten, die er dahin verpflanzte. Die Völker des Morgenlandes waren schon früh mit denen des Abendlandes durch Handel und Verkehr verbunden. Wie sollten sie nur ihre Waaren, nicht auch ihre Geschichten und Mythen ausgetauscht haben? Die innere Gestalt der Sage muß über ihre Abkunft entscheiden.

Die Brüder Grimm haben über den Ursprung unserer Sage zweierlei Vermuthungen ausgesprochen, von welchen die jüngere der ältern zu widersprechen scheint. In der Ausgabe des armen Heinrich (Berl. Realschulbuchhandl. 1815) heißt es S. 174: Der Jude habe wohl nach der ursprünglichen Sage Herzblut kaufen wollen, um sich von einer schmutzigen Krankheit zu

befreien, die nur so geheilt werden konnte. Hienach würde die Sage mit denen vom armen Heinrich und vom Blaubart zusammenhängen, mit welchen sie überdieß, wie wir gesehen haben, das Meßerwetzen gemein hat. Daß der arme Heinrich durch das Blut einer reinen Jungfrau vom Aussatz geheilt werden sollte, ist bekannt; weniger daß die Brüder Grimm auch bei dem Blaubart die Absicht voraussetzen, sich durch das Blut seiner Weiber von der Krankheit zu befreien, die sein blauer Bart andeuten soll. Wenn ferner nach dem Volksglauben die Juden den Christenkindern nachstellen, um ihr Blut zu erlangen, wobei man freilich auch erst die Absicht, sich damit zu heilen, hinzudenken muß, so hat jene Vermuthung viel Ansprechendes um so mehr als wir nachweisen können, daß man noch zu Shakspeares Zeiten an einen solchen Gebrauch des erkauften Fleisches dachte. In der schon erwähnten 95sten Declamation des Buchs The orator (1596) führt der Jude in seiner Rede mancherlei Zwecke an, die er möglicherweise mit dem Fleische haben könne; unter Andern sagt er: I might also say, that I have need of this flesh to cure a friend of mine of a certaine malady (Miselsucht oder Aussatz), which is otherwise incurable. Allein wenn es auch nahe lag, an eine solche Bestimmung des Fleisches zu denken, so ist doch der Grund der Sage wohl tiefer zu suchen: höchstens möchte dieser Nebengedanke die Wirkung gehabt haben, daß man einem Juden das Gelüste nach dem Christenfleische zuschrieb, weil man bei dieser Nation solche schmutzige Krankheiten am ehesten voraussetzte, wie sie es denn auch gewesen sein mag, welche den Aussatz im Abendlande verbreitete.*) Aber eben so gut können dieß andere Gründe bewirkt haben, z. B. der den Juden Schuld gegebene Christenhaß, zu welchem ein so grausames Gelüste nach dem Fleisch des christlichen Kaufmanns wohl stimmte. Nicht in allen Gestal-

*) In dem Volksbuch von der Hirlanda giebt ein Jude dem aussätzigen König den Rath, sich durch das Blut eines neugebornen Kindes zu heilen.

tungen der Sage ist es auch ein Jude, der diese Bedingung stellt: wir haben gesehen, daß in der ältesten Derstellung dieser Sage in den Gest. Rom. ein christlicher Kaufmann mit einem Ritter den Vertrag eingeht.

Eine andere Ansicht findet sich in Jacob Grimms deutschen Rechtsalterth. S. 616. Nach dem römischen Gesetz der zwölf Tafeln hatte bekanntlich der Gläubiger das Recht, den ihm zugesprochenen Schuldner (addictus), wenn nach Verlauf von sechszig Tagen und dreimaligem Ausruf der Schuld keine Zahlung beschafft wurde, zu tödten oder jenseits der Tiber zu verkaufen (postea de capite addicti poenas sumito aut si volet uls Tiberim venum dato.) War er mehrern Gläubigern zugesprochen, so durften sie ihn nach dem Uncialverhältniß ihrer Schuld zerhauen ohne daß sie, wie Shylock, eine Strafe zu fürchten hatten, wenn sie dieß Maß nicht genau beobachten. (Si pluribus addictus sit, partes secanto, si plus minusve secuerint se (sine) fraude esto. Vgl. Niebuhrs Röm. Gesch., erste Aufl., II. S. 314.) „Diesem grausamen Recht," meint nun Grimm, „begegnen alte, bis ins Mittelalter fortgepflanzte, aber so verschieden davon gestaltete Sagen, daß sie nothwendig aus anderer Quelle hergeflossen sein müßen." Weil nämlich die zwölf Tafeln die sectio corporis ohne vorgängige Stipulation, und nur für den Fall mehrerer Gläubiger gestatten und das Mehr- oder Minderhauen für unsträflich erklären, glaubt Grimm dem deutschen Recht, welches auch dem einzelnen Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners gestattete, einen Einfluß auf die Ausbildung der Sage beilegen zu müßen. Allein das Röm. Recht gab ja jedem einzelnen Gläubiger Recht über Tod und Leben des Schuldners, folglich durfte er ihn auch verstümmeln: das deutsche Recht, welches dieß ausdrücklich bestimmte, weicht also hierin vom römischen nicht ab. Daß ferner die sectio corporis in unserer Sage nur nach ausdrücklicher Stipulation geschieht, ist natürlich, weil das alte gemeine Recht, zu der Zeit, wo die Sage auftritt, schon vergeßen war und es daher der Annahme eines besondern Abkommens be-

durfte, um es in seiner ganzen Strenge wieder zu erwecken. Doch konnte ein solches Abkommen auch zur Zeit der zwölf Tafeln getroffen werden. Wenn endlich in der Sage das Mehr- oder Minderhauen sträflich wird, so macht sich hier eine spätere, mildere Rechtsansicht gegen das alte strenge Recht geltend.

Hier erst nähern wir uns dem Verständniss der Sage. Sie ist eine rechtshistorische und stellt den Sieg der Aequitas über das Jus strictum, also den wesentlichen Inhalt der ganzen Röm. Rechtsgeschichte dar. Diese Aequitas, das mildere Rechtsprincip, beruht hier auf dem Grundsatz, daß Menschenblut nicht vergoßen werden darf, welche Rücksicht das jus strictum, das dem Gläubiger die Verstümmelung des Schuldners erlaubte, mit beispielloser Grausamkeit vernachläßigt hatte. Dieses alte, strenge Recht fordert der Gläubiger, hier der Jude, der mit der Starrheit, die seiner Nation eigen ist, seinen Schein will. Der Richter kann auch das strenge Recht nicht beugen: ihm soll werden was der Schein besagt, jedoch nicht mehr nicht minder. Hier wird seiner Starrheit eine andere Starrheit entgegengesetzt: er will keine Aequitas gelten laßen und verlangt sein jus strictum: der Richter bindet ihn aber an ein jus strictissimum und zwar zu Gunsten dieser Aequitas, welche sich wie jedes jüngere Rechtsprincip in Form einer Exceptio geltend macht, die den Inhalt des alten Rechts vernichtet ohne es formell aufzuheben. Wirklich wird auch das alte Recht, in der dem Juden ertheilten Erlaubniss so viel zu schneiden als der Schein besagt der Form nach erhalten, während die Exceptio: Jedoch nicht mehr und nicht minder seinen ganzen Inhalt absorbiert und zugleich den Sieg der Aequitas und des Menschenrechts entscheidet.

Man wird mir ohne Zweifel einwenden, dem alten Recht geschehe hienach allerdings Gewalt, indem die ausdrückliche Clausel der zwölf Tafeln: si plus minusve secuerint, se fraude esto, vom Prätor unbeachtet bleibe, wenn er dem Beklagten eine solche Exceptio ertheile. Allein der Prätor konnte diese Clausel umgehen, wenn er statt der Exceptio nicht mehr und nicht

minder die gab, welche bei Shakspeare zuerst und in den Gestis allein vorkommt: jedoch ohne Blutvergießen. Auch nahm die Sage jene Clausel der zwölf Tafeln in den dem Juden ausgestellten Schein, der das strenge Recht repräsentiert, nicht auf, sondern stellte beide Principien in ihrer Ganzheit einander gegenüber. Denn im Grunde war jene Clausel dem Geiste des strengen Rechts nicht gemäß, welches vielmehr jeden Gläubiger genau auf das Uncialverhältniß der Schuld hätte beschränken müßen. Nur zum Vortheil der Ausführbarkeit war diese Clausel dem Gesetz angehängt. Wer mit der römischen Rechtsgeschichte ein wenig vertraut ist, wird gestehen müßen, daß die Sage den Entwickelungsgang des römischen Rechts aus dem Gegensatz des strengern und mildern Princips an einem einzelnen Vorgang sehr anschaulich darstellt. Daß dieser Vorgang sich eben auf das Recht der Schuldknechtschaft bezieht, ist nicht bedeutungslos, indem wohl keine Bestimmung der zwölf Tafeln empörender und unmenschlicher war als diese. Eben hiedurch eignete sie sich dazu, das gesamte strenge Recht in der Sage zu repräsentiren.

Wegen dieses Bezugs auf die römische Rechtsgeschichte, den die innere Gestalt der Sage kund giebt, können wir weder an einen orientalischen Ursprung derselben glauben, noch mit Grimm ein einheimisches deutsches Volksmärchen in ihr erkennen. Im deutschen Recht würde das alte strenge Recht auch nicht einmal formell beibehalten, sondern von einem andern jus strictum verdrängt worden sein. Der Richter hätte also zu dem Juden nicht gesagt: Schneide, aber hüte dich kein Blut zu vergießen, sondern: Der Schein ist ungültig, schneide nicht, sonst kostet es dein Leben. In jenen Worten des römischen Prätors liegt aber der ganze Sinn und Witz der Sage.

Auch können wir das Factum nicht zugestehen, worauf Grimm sich stützt, daß nämlich die Sage zuerst in Deutschland und der Lombardei auftauche. Die Gesta Rom., welche sie zuerst darstellen, gehören dem südlichen Frankreich an, wo sie, wie Grimm selbst (Kinder- und Hausmärchen III. 371) berichtet und Douce

ohne zureichende Gründe bestreitet, um das Jahr 1340 von Bercheur aus Poitou verfaßt wurden.*) Zwar bemerkt Grimm (R. A. S. 616 Note **), daß der lateinische Text diese Erzählung nicht enthalte; allein bekanntlich weichen die Ausgaben sowie die Handschriften sehr von einander ab und da die Geschichte in den deutschen und englischen Uebersetzungen vorkommt, so mochte sie sich wohl auch im lateinischen Original finden. Dieß versichert auch Lessing in dem schon erwähnten zweiten Brief an Eschenburg, ja Tyrwhitt hat sich einer alten lateinischen Handschrift (MS. Harl. n. 2270) bedient, die er als die vollständigste rühmt, die er je gesehen habe, in welcher Cap. 48 diese Erzählung enthielt, aus der er mehrere Stellen wörtlich anführt. Auch das Exemplar, dessen sich Douce in seiner Dissertation über die Gesta Rom. bediente, muß die Geschichte enthalten haben. (Vgl. Illustrations of Shakspeare II. p. 385 cf. I. p. 281.) Freilich könnte dieß Capitel aus dem Deutschen übersetzt und ein Zusatz eines spätern deutschen Bearbeiters der Sammlung sein; wer aber bürgt dafür, daß diesem deutschen Text nicht wieder ein lateinisches Original zum Grunde lag?**) Doch was hier die zwölf Tafeln verordneten war wohl auf einer frühern Culturstufe allgemein gültiges Recht.

Für unsere Ansicht, daß die Sage eine alte Rechtsanekdote enthalte, freilich eine der vielsagendsten und inhaltreichsten, die es

---

*) Ernst Dronke Beiträge zur Bibliographie und Literaturgesch. I. H. p. 114 ff. hält mit Douce und John Dunlop Hist. of fiction Edinb. 1826 2 160—181 den Verfaßer für einen Deutschen, und zwar weil die jüngsten der von dem Verfaßer bearbeiteten Sagen deutschen Ursprungs sind und in Deutschland spielen. Vgl. Gräße Uebersetzung dritter Anhang.

**) Schon Douce I. p. 290 wäre geneigt, den Rechtsstreit über das verschriebene Fleisch aus dem Gesetz der zwölf Tafeln herzuleiten, wenn er nicht schon in orientalischen Erzählungen vorkäme. Uebrigens findet man bei Douce p. 279 ein langes Verzeichniß von Stellen, worin dieses Rechtsstreits gedacht wird.

geben mag, spricht auch die Gestaltung der Fabel in dem alten zu Bamberg 1493 gedruckten Meistergesang von Kaiser Karls Recht, dessen Inhalt Docen im altd. Museum II. S. 279—283 berichtet:

„Ein reicher Kaufmann hinterließ seinem Sohn sein ganzes Vermögen, das dieser im ersten Jahre verschwendet. Nun borgt er tausend Gulden von einem Juden, um sein Glück außer Landes zu versuchen. Die Bedingung ist die bekannte. Mit großem Gewinn kehrt er zurück, findet aber den Juden nicht daheim und versäumt so die Frist; wenigstens behauptet der Jude, er habe den Contract nicht erfüllt, weil das Ziel verstrichen sei. Sie beschließen zum Kaiser Karl (doch wohl dem Großen) zu reiten, damit dieser den Zwist entscheide. Unterwegs schläft der Kaufmann auf dem Pferde ein und reitet ein Kind zum Tode, das ihm unvorsichtig in den Weg lief. Der Vater desselben schreit ihn für den Mörder an und folgt nun, sein Recht geltend zu machen, den Reisenden an den Hof des Kaisers. Hier wird der Kaufmann festgenommen, fällt aber durch ein neues unverschuldetes Unglück aus dem Fenster und tödtet einen alten Ritter, der unten auf einer Bank saß. Auch der Sohn dieses Ritters tritt jetzt als Kläger wider den Kaufmann auf und der Kaiser hat nun drei Rechtshändel zugleich zu schlichten. Den Streit mit dem Juden entscheidet er auf die bekannte Weise; den Anspruch wegen des überrittenen Kindes beseitigt er weniger befriedigend:

„Leg ihn zu deinem Weibe,
Daß er ein ander Kind dir macht" —
„Nein," sprach der Mann, „das Kind laß ich eh fahren." —

Dem Sohn des alten Ritters aber räth er, um auf die genugthuendste Art seinen Vater zu rächen, solle er auf das Zimmer gehen; den Beklagten werde man unten auf die Bank hinsetzen: er möge dann aus dem Fenster ihn gleichfalls zu Tode fallen. Aber der Ritter fürchtet, er möchte daneben fallen und läßt die Sache bewenden." Hier sind also noch einige andere Rechtsanekdoten hinzugefügt, die aber jener an Tiefe weit nachstehen. Die letzte derselben ist ein noch jetzt im Volke gangbarer Scherz gegen

das jus talionis, der auch in Bidermanni Utopia, Dilingae 1691. p. 310 begegnet.

Vorstehendes ward aus der ersten Auflage unverändert wiederholt, um Andersmeinenden wie Benfey (Pantschatantra I. 392 ff.), der unsern Versuch, den Ursprung dieser Sage zu erklären, höchst unwahrscheinlich gefunden hat, den Gegenstand ihrer Angriffe nicht zu entziehen. Worin die Unwahrscheinlichkeit liege sagt Benfey nicht, vermuthlich eben darin, daß es eine Rechtssage sein soll, die bis auf die zwölf Tafeln zurückdatiert, während er sie aus einem orientalischen Opfergebrauch ableiten will. „Der buddhistische Ursprung dieses Märchens konnte weder Grimm noch Simrock zu der Zeit, als sie ihre Untersuchungen führten, bekannt sein, und ich möchte fast glauben, daß, wenn dieß der Fall gewesen wäre, sie ebenso wie ich geurtheilt haben würden.“ So weit ich hier im Spiele bin, so gestehe ich jetzt gerne zu, daß die Sage nicht gerade in Rom entstanden sein muß: sie konnte auf der Culturstufe, wo sich der Gläubiger wie nach dem Zwölftafelgesetz an Fleisch und Leben des Schuldners halten durfte, überall, also auch im Orient entstehen; davon aber, daß es eine Rechtssage ist, die hier vorliegt, brauch ich um so weniger abzugehen als die von Benfey angeführten buddhistischen Märchen den Charakter der Rechtssagen, wie sich der Leser überzeugen wird, gleichfalls unzweifelhaft an sich tragen. Was aber den von Benfey behaupteten mythischen oder eigentlich gottesdienstlichen Ursprung betrifft, so gestehe ich meinerseits, daß dieser mir nicht wahrscheinlich ist. Jene buddhistische Selbstaufopferung, die sich das Fleisch stückweise vom Leibe schneidet, dieses „Fleischabwägen, gewissermaßen Bezahlen mit abgeschnittenem und zugewogenem Fleisch, während der prüfende Gott wie ein hartherziger Gläubiger daneben steht,“ hat allerdings etwas Abscheuliches, Abstoßendes, und es mag dem wohl verziehen werden, der hierin den Ursprung unserer Sage zu finden Bedenken trägt. Auch wär in Shylock oder dem Juden der Novelle von der ursprünglichen Gottesnatur des Gläubigers gar wenig übrig geblieben. Im Grunde hat aber auch jene Selbst-

opferung mit Schuldverhältnissen nichts zu schaffen: der Gott ist kein Gläubiger, er fordert das Opfer nicht, es wird ihm freiwillig dargebracht: eher wird er selbst dadurch dem Opferer gegenüber zum Schuldner, wenn einmal durchaus dabei von Rechtsverhältnissen die Rede sein soll.

Aber Benfey beruft sich auf ein buddhistisches Märchen, das er in verschiedenen Faßungen mittheilt, die wir betrachten müßen, weil sie dem oben besprochenen Meistergesang von Kaiser Karls Recht verwandt sind, und deßen Herkunft darthun sollen. Die tibetanische Gestalt dieses Märchens lautet nach Benfey a. a. O. S. 394 wie folgt:

Ein ganz armer Brahmane, der nichts zu eßen hat, borgt sich von einem Hausbesitzer ein Rind. Als er es zurückführt, ist der Eigenthümer mit Eßen beschäftigt; er führt es daher in den Hof. Das Rind geht aber zum andern Thor wieder hinaus und verläuft sich. Der Hausbesitzer verlangt es nun von dem Entleiher zurück, und da dieser es nicht schaffen kann, geht er mit ihm vor Gericht zu dem König. Unterwegs begegnen sie einem Manne, dem eine Stute entlaufen ist: dieser ruft dem Brahmanen zu, sie zurückzutreiben. Er wirft einen Stein nach ihr, der ihr ein Bein zerschmettert. Der Eigenthümer fordert nun die Stute von ihm und geht ebenfalls mit ihm, ihn zu verklagen. Auf dem weitern Wege will der Brahmane fliehen, er springt auf eine Mauer, auf deren anderer Seite ein Weber mit Weben beschäftigt ist; er schlägt auf ihn und erschlägt ihn: dessen Frau fordert von ihm ihren Mann zurück und geht ebenfalls mit ihm vor Gericht. Auf dem Wege kommen sie durch einen Fluß; durch diesen kommt ihnen ein Holzhauer mit einem kleinen Beile im Munde entgegen. Der Brahmane fragt ihn: Wie tief ist das Waßer? Jener antwortet: Das Waßer ist tief. Dabei fällt ihm das Beil aus dem Munde ins Waßer: er fordert dieß nun von dem Frager und geht ebenfalls mit, um ihn zu verklagen. Der Brahmane ist müde und geht in eine Weinschenke, um sich zu erquicken. Die Weinverkäuferin hat einen Sohn geboren.

Während dieser mit Kleidern zugedeckt schläft, setzt sich der Brahmane auf ihn, wodurch er stirbt. Die Mutter fordert ihren Sohn zurück und geht ebenfalls mit vor Gericht. Während sie sämtlich weiter gehen, kommen sie an einen Ort, wo ein Rabe auf einem Baume sitzt. Als dieser den Brahmanen erblickt, ruft er ihm zu: Wo gehst du hin? Der Brahmane antwortet: Ich gehe nicht freiwillig, diese führen mich zu dem König. Da antwortete der Rabe: Ueberbring ihm von mir die Botschaft: Wenn ich auf einem andern Baume sitze, ist meine Stimme übellautend; sitz ich aber auf diesem, so wird meine Stimme wunderbar schön. Wie ist das? Weiter finden sie eine Schlange; auch sie trägt ihm eine Botschaft an den König auf: Wenn ich aus meinem Loche krieche, befind ich mich wohl; kriech ich aber wieder hinein, so macht es mir Qual. Woher kommt das? Weiter treffen sie ein junges Weib; auch dieses giebt eine Frage mit: Wenn ich in meiner Eltern Hause bin, verlangt es mich nach dem Hause meines Schwiegervaters; bin ich aber im Hause meines Schwiegervaters, so hab ich Verlangen nach dem der Eltern. Sie kommen nun zum Könige. Dieser entscheidet in Bezug auf das Rind: Da der Brahmane, als er das Rind zurückbrachte, dieses dem Eigenthümer nicht gesagt hat, so soll ihm die Zunge ausgeschnitten; dem Eigenthümer aber, da er es sah und nicht angebunden hat, soll ein Auge ausgestochen werden. Der Eigenthümer sagte: Erst hat mich der Brahmane um mein Rind gebracht, und jetzt soll mir noch ein Auge ausgestochen werden! Lieber mag er den Process gewinnen. Das Urtheil bezüglich der Stute lautet: „Weil der Eigenthümer gerufen hat: Treib die Stute her! soll ihm die Zunge ausgeschnitten; weil der Brahmane mit einem Steine warf, soll ihm die Hand abgehauen werden." Natürlich steht auch hier der Eigenthümer von seinem Processe ab. Bezüglich des Beils entscheidet der weise König: Weil der Holzarbeiter Gegenstände, die sonst auf der Schulter getragen werden, im Munde getragen hat, sollen ihm zwei Schneidezähne ausgebrochen; dem Brahmanen aber, weil er gefragt hat, soll die Zunge ausgeschnitten

werden. Auch dieser läßt sein Beil fahren. Bezüglich des getödteten Kindes lautet der Spruch: Die Frau hat gefehlt, daß sie das Kind so verhüllt hat, daß man es nicht sehen konnte, der Brahmane aber, weil er sich gesetzt hat ohne zu untersuchen. Das Urtheil ist demnach: er soll ihr Mann werden und ihr ein anderes Kind zeugen. Die Frau spricht: „Nicht genug, daß er mein Kind getödtet hat, nun soll er gar mein Mann werden: lieber mag er gewinnen.“ Bezüglich des getödteten Webers entscheidet der König ganz analog, daß er die Wittwe heirathen soll; doch verweigert auch sie sich diesem Urtheil zu unterwerfen. — Die Antworten auf die Räthselfragen lauten bezüglich des Raben: Weil unter dem Baume, auf dem seine Stimme wohlklingt, Gold sei; bezüglich der Schlange: „Weil sie beim Auskriechen nicht erhitzt und hungrig sei, beim Einkriechen aber dickgefreßen und von den Angriffen der Vögel erhitzt,“ bezüglich des Weibes: „In dem Hause der Eltern habe sie einen Freund, deshalb sehne sie sich dahin; wenn sie aber dort des Freundes überdrüßig geworden, so sehne sie sich nach ihrem Mann: er räth ihr den einen Aufenthaltsort aufzugeben und sich an den andern zu halten, so werde sie die Qual los werden.“

Hiezu bemerke ich zunächst, daß die „Räthselfragen“ zu der Geschichte, die wieder deutlich Rechtssage ist, nicht gehören; sie wurden aus einem andern Märchen nur angefügt, weil doch einmal Entscheidungen einzuholen waren. Dieses andere Märchen ist in Deutschland wohlbekannt und geht in vielfachen Gestalten um. Bei Saxo ist es Utgarthilocus, bei Grimm KHM. bald der Teufel (Nr. 29), bald der Vogel Greif (Nr. 165), in meinen Deutschen Märchen Nr. 5 gar der Pabst, der die mitgegebenen oder von Mitziehenden vorgelegten Fragen beantworten soll. Ob die deutschen oder die orientalischen Faßungen, welche Benfey S. 305 bespricht, älter seien, darf nicht nach der Voraussetzung, daß alle Geschichten aus dem Orient stammten, sondern nach ihrer innern Structur beantwortet werden. Nun aber ergiebt die Vergleichung der deutschen Märchen solchen Inhalts, daß diese Fragen (oracula expetenda bei

Saxo s. oben S. 126 und Handbuch der d. Myth. S. 248) in der Unterwelt ihre Lösung finden sollten, was zu der Vermuthung berechtigt, daß der König, welcher hier sowohl richtet als Fragen beantwortet, wohl einmal als Unterweltsgott oder Todtenrichter gedacht war. Die deutsche Faßung, die mit Thors Herabsteigen in die Unterwelt zusammenhängt, wie sich Handb. a. a. O. S. 249 ergiebt, hat also hier das Alterthümlichere bewahrt, auch darin, daß statt des Todtenschiffers ein Riese wie Christophorus über den Todtenfluß trägt, was auf eine frühere Culturstufe vor Erfindung der Schiffahrt deutet. Diese Beachtung der Culturstufen und die Erkenntniss, daß in den Märchen der Völker Glauben und Sitten der fernsten Urzeit Spuren hinterlaßen haben, scheint mir wichtiger als die Frage nach abendländischem oder morgenländischem Ursprung, zumal sich letzterer gewissermaßen von selbst versteht.

2) Die mongolisch-russische Faßung des Märchens (Benfey 398) ist folgende: Es waren zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Letzterer bat erstern, ihm sein Pferd zu leihen, um damit Holz aus dem Walde zu führen. Der Reiche wollte anfänglich nicht daran, endlich aber gab er es ihm; doch schlug er ihm das Geschirr dazu ab. Dem Armen blieb nichts übrig als den Schlitten an den Schweif des Pferdes zu binden, und so fuhr er in den Wald. Er lud so viel Holz auf, daß es das Pferd kaum fortschleppen konnte; indessen kam er damit glücklich nach Hause. Als aber das Pferd mit dem Fuder über die hohe Schwelle am Thorweg setzen wollte, riß es sich den Schwanz aus. Mit diesem Pferde ohne Schweif kam er jetzt zu seinem Bruder. Er bat ihn auf den Knieen darüber nicht böse zu sein; das half nichts. Jener gerieth in Zorn und verklagte ihn bei dem Richter Schemäka. Dahin eilte der Beklagte, damit man nicht nach ihm schicken möchte, denn er hatte nicht einmal so viel, daß er die Gerichtsboten hätte bezahlen können. Unterwegs zu dem Richter musten die Entzweiten in einer kleinen Stadt übernachten. Sie trafen von Ohngefähr in dem Hause eines wohlhabenden Mannes im Nachtquar-

tier zusammen. Der Wirth setzte sich mit dem reichen Bruder an den Tisch, aß, trank und war fröhlich mit ihm; von dem armen nahm er keine Notiz. Dieser stieg mit schwerem Herzen und leichtem Magen auf die Schlafbank über dem Ofen. Von da schielte er hinab, kam aber dem Rand zu nah und fiel hinunter. Zum Unglück stand darunter die Wiege, worin ein kleines Kind lag: dieß erdrückte er. Sogleich machte sich der um sein Kind gebrachte Wirth mit auf den Weg, um den Mörder bei Schemäka zu verklagen. Gleich vor der Stadt war eine hohe Brücke: der Arme sah jetzt voraus, daß ihn Schemäka zum Tode verurtheilen werde: dem zuvorzukommen stürzte er sich von der Brücke herab. Gerade da führte unten ein Sohn seinen kranken Vater vorbei in die Badstube. Der Arme fiel auf den Kranken und zerquetschte ihn. Nun gesellte sich der vaterlose Sohn ebenfalls zu den Klägern. Jetzt traten alle zusammen vor den Richter. Zuerst sprach der reiche Bruder und trug den Fall mit dem Pferde vor, das den Schweif verloren hatte. Der Beklagte stand hinter ihm und hob, daß es Schemäka wohl sehen konnte, ein Tuch, worin ein großer Stein lag, in die Höhe. Dieser meinte, daß darin ein hübsches Sümmchen liegen möchte, welches ihm zugedacht wäre. Er entschied daher, Beklagter solle das Pferd behalten und gebrauchen, und nicht eher an Kläger zurückgeben bis ihm der Schweif wieder gewachsen sei. Nun zeigte der Vater den Mord seines geliebten Kindes an. Beklagter hob wieder sein Tuch; Zulage, Zulage, dachte Schemäka und urtheilte von Rechtswegen: Beklagter soll so lange mit der Mutter des erdrückten Kindes zusammenleben bis er ihr wieder ein Kind an Stelle des verlorenen gezeugt hat. Zuletzt trat der seines Vaters beraubte Sohn auf. Das Tuch blitzte in Schemäkas Augen. Er erkannte für Recht: Beklagter solle sich an den Ort stellen, wo der Zerquetschte lag, als er auf ihn fiel; Kläger müße sich von der Brücke herab auf ihn stürzen und ihn dabei billigerweise wieder erdrücken. Nach geschlichtetem Proceß zeigte der arme Bruder dem reichen an, er werde also das Pferd vor der Hand behalten. Der reiche wollte

es nicht gerne missen und gab ihm dafür fünf Rubel, sechs Scheffel Korn und eine milchgebende Ziege. Dabei wurden sie wieder Freunde auf Lebenslang. Bei dem Vater des erdrückten Kindes bestand Beklagter nicht weniger auf der Sentenz. Es wollte jedoch dem Manne gar nicht in den Kopf, daß er seine Frau einem Andern zum Kinderzeugen hingeben sollte. Er bot daher funfzig Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit einem Füllen und zehn Scheffel Getreide zum Aequivalent. Der Handel ward richtig. Nun kam er zu dem Sohne, der durch ihn seinen Vater verloren, und lud ihn höflichst ein, sich von der Brücke auf ihn herabzustürzen. Dieser hatte doch eine Besorgniss, ob er auch gerade auf den Mörder fallen und ob nicht gar dieser Schelm auf die Seite springen würde. Er suchte sich also durch zweihundert Rubel, ein Pferd und acht Scheffel Getreide mit ihm abzufinden, womit beide Theile höchst zufrieden auseinander giengen. Damit war aber Schemäkas Rechnung noch nicht geschloßen. Er schickte seinen Bedienten zu dem, den seine wohlwollende Billigkeit losgesprochen hatte, und ließ ihn um dreihundert Rubel ersuchen. Hätte mich der Herr Richter nicht losgesprochen, erklärte dieser, so wäre ihm der Stein im Tuche an den Kopf geflogen. Nun so sei Gott gelobt, sagte Schemäka, daß ich mich so klug aus der Sache zog.

Hiezu bemerke ich: Theile dieses Märchens sind auch in Deutschland bekannt. Als in Bonn das Eckhaus von Brücke und Markt, das vor dem jetzigen Bachschen an dieser Stelle stand, gebaut wurde, geschah es, daß der Schieferdecker vom Dache fiel und einen Vorübergehenden erschlug, selber aber unbeschädigt blieb. Die Kinder des Erschlagenen erhoben nun Klage gegen den Unversehrten, und verlangten, daß er ihnen den Nährvater ersetze. Die Sache kam zum Process und gieng durch mehrere Instanzen bis in letzter der Kurfürst entschied, die Kläger sollten sich auf das Dach setzen und Verklagter unten stehen und dann Kläger den Beklagten von oben herab zu Tode stürzen. Kläger wollten aber von dem zuerkannten Rechte keinen Gebrauch machen und so gieng Beklagter frei aus.

Eine Rechtssage, die mit der Russischen noch mehr gemein hat, steht in meinen Deutschen Märchen, Stuttg. 1864 S. 322. Dieses Märchen ist in der Gegend um den Tomberg aufgeschrieben. Allerdings scheint es modernisiert; doch würde es sich vielleicht aus dem Munde anderer Erzähler in älterer Gestalt antreffen laßen. Die Brücke, von der Beklagter sich nicht herabstürzt, sondern herabfällt, muß man sich ohne Lehne denken. Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher. Da gieng der arme zu dem reichen und bat, damit er sein Feld umackern könne, ihm doch ein Pferd zu leihen. Der reiche lieh ihm das Pferd, gab ihm aber kein Geschirre dazu. Da band der arme den Pflug an des Pferdes Schweif; als er aber einigemal auf und abgepflügt hatte, gieng dem Pferde der Schweif aus. Er brachte es seinem Bruder wieder; dieser wollte es aber nicht annehmen, sondern verlangte ein anderes von gleichem Werthe dafür. Wenn er ihm das nicht schaffe, werde er ihn verklagen. Der arme Mann gieng traurig hinweg und kam an ein Wirthshaus. Er hatte Hunger, aber kein Geld; indes zog ihn der Geruch der Speisen so stark an, daß er hinein gieng, sich daran zu laben. Als er in die Wirthsstube kam, stürzte er vor Erschöpfung nieder und fiel des Wirthes Kind, das am Boden spielte, zu Tode. Der Wirth drohte ihn deshalb zu verklagen. Traurig und mit leerem Magen verließ der arme Mann das Haus. Sein Weg führte ihn über eine Brücke, unter welcher zwei Fischer, Vater und Sohn, ihre Netze auswarfen. Indem er ihnen zusah, sank er von Neuem in Ohnmacht, fiel von der Brücke herab und schlug den alten Mann zu Tode. Sogleich gieng der Sohn und verklagte ihn. Als er nun vor Gericht kam, nahm er drei Tücher und band in jedes einen Stein. Als die erste Sache zur Verhandlung kam, und der Richter ihn fragte, was er auf seines Bruders Klage zu erwidern hätte, zeigte er dem Richter das erste Tuch und erzählte dann wie es gekommen sei, daß er den Pflug dem Pferde an den Schwanz gebunden hatte. Der Richter meinte, der Verklagte habe ihm einen Beutel Geld gezeigt: da entschied er den Handel dahin, der reiche Bruder solle dem armen das

Pferd so lange leihen bis ihm der Schwanz wieder gewachsen wäre. Als er von wegen des Kindes verhört wurde, zeigte er dem Richter das andere Tuch und erzählte, wie er vor Hunger umgefallen sei und das Kind erschlagen habe. Da entschied der Richter, der Wirth solle ihn in die Kost nehmen, damit er nicht wieder vor Hunger umfalle. Nun kam die Sache wegen des alten Fischers an die Reihe. Da zeigte er dem Richter das dritte Tuch und erzählte, wie er ohnmächtig von der Brücke gefallen sei, und den alten Fischer erschlagen habe. Da fiel das Urtheil dahin aus, der Verklagte habe sich unter die Brücke in den Nachen zu legen und der Sohn des Fischers möge ihn dann von der Brücke zu Tode fallen. Als die Sitzung aufgehoben war, rief der Richter den Armen bei Seite und verlangte das Geld, das er ihm gezeigt hatte. Da band er die Tücher auf und zeigte, daß kein Geld darin sei, sondern ein Stein. Da fragte der Richter, ob er ihm denn habe drohen wollen, ihn mit dem Steine zu werfen, wenn er nicht zu seinen Gunsten entschiede. Nein, sagte der Arme; aber er leide seit einiger Zeit am Stein und da hätte er nur sein Mitleid in Anspruch nehmen wollen. Der Richter lachte und ließ ihn nach Hause gehen.

3) In den bisher betrachteten Märchen kam der Rechtshandel mit dem Juden wegen des verschriebenen Fleisches noch nicht vor; wir finden ihn aber eingereiht in einem erst neuerdings aufgezeichneten mohamedanisch-indischen Märchen, das Benfey a. a. O. S. 402 mittheilt. Ein Soldat borgt von einem Juden Geld und verschreibt ihm ein Pfund Fleisch. Als er nicht bezahlen kann, will ihn der Jude vor Gericht schleppen; doch er entflieht. Auf der Flucht begegnet ihm eine schwangere Frau, welche er umstößt, so daß sie eine Fehlgeburt macht; weiter trifft er einen Reiter; er giebt dem Pferde einen Stoß, so daß es ein Auge verliert; er flieht weiter und springt in einen Steinbruch; da stürzt er auf einen Mann, den er dadurch tödtet. Der Jude, der Vetter der Frau, der Reiter und der Sohn des Getödteten führen ihn nun zu dem Richter. Vor dessen Hause sieht er einen

alten, gegen das Gesetz des Islam betrunkenen Mann, und einen Menschen lebendig begraben. Der Richter entscheidet nun gegen den Juden in der uns bekannten Weise, in Bezug auf die Frau wie im Tibetanischen und Russischen; was den Reiter betrifft, so fordert dieser die Hälfte des Werths seines Pferdes, welchen er zu 200 Goldstücken angiebt: der Richter entscheidet, daß das Pferd in der Mitte durchgesägt werden soll; den unverletzten Theil solle der Kläger behalten, den verletzten dagegen der Verklagte nehmen und dafür die Hälfte des angegebenen Werths, 100 Goldstücke, zahlen. In Bezug auf den Sohn urtheilt er wie im Tibetanischen und Russischen. Alle stehen natürlich von der Verfolgung ihres Rechts ab, müßen aber eine Buße bezahlen. Nach Beendigung des Proceßverfahrens fragt der Beklagte den Richter wegen der beiden auffallenden Erscheinungen vor seiner Thür. Der Richter erklärt ihm, daß der betrunkene Alte als Vorkoster gebraucht sei, weil die geistigen Getränke oft mit Giften versetzt seien; was den lebendig Begrabenen betreffe, so hatten früher zwei Zeugen bezeugt, daß er gestorben sei, jetzt sei er trotzdem zurückgekehrt; durch die Zeugenaussagen stelle sich jedoch heraus, daß er wirklich gestorben sei, und es könne also der Zurückgekehrte nicht der wirkliche sein, sondern nur ein Geist: um allen Streit zu schlichten, habe er daher befohlen, ihn zu begraben.

Hiezu bemerke ich: Die beiden Zusätze, den Betrunkenen und den lebendig Begrabenen betreffend, sind ganz schlecht: sie wollen den Richter nur lächerlich machen, dessen Entscheidungen doch, wie die Vergleichung ergiebt, nur scheinbar lächerlich sein, im Erfolge aber den vernünftigen Rechtszustand herstellen sollen; nur muß man hier wie auch im mongolisch-russischen hinwegdenken was im Orient erst hinzukommt, in Deutschland unbekannt ist, daß das erstrittene Recht des Klägers wie eine Pflicht behandelt wird, von der er sich erst loskaufen muß, wodurch denn zuletzt der Beklagte, der doch aus Unvorsichtigkeit Viele getödtet hat, zuletzt noch gar zum reichen Manne wird. Was aber den lebendig Begrabenen anbetrifft, so könnte sich hier eine

freilich schwache Spur des alten Schuldrechts erhalten haben, wonach der gestorbene Schuldner von den unbefriedigten Gläubigern geprügelt wird, aber unbegraben bleibt.

Auch an diesen Theil des alten Schuldrechts knüpft sich eine Reihe von Märchen, welchen ich unter dem Titel: Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde, Bonn bei Marcus 1856, eine eigene Schrift gewidmet habe. Vgl. auch Reinhold Köhler Germania Bd. III., 179—209 und Orient und Occident II, 322 III, 93. Der von mir vermuthete Zusammenhang mit dem Buch Tobias bestätigt sich nun aus dem armenischen Märchen, welches Benfey a. a. O. 219 aus Harthausens Transkaukasia anführt. „Einst reitet ein wohlhabender Mann durch einen Wald; da findet er einige Männer, welche einen bereits verstorbenen Mann an einen Baum aufgehängt haben und den Leichnam entsetzlich schlagen. Als er sie fragt, was sie zu einer solchen Entweihung des Todten treibe, antworteten sie: „er sei ihnen Geld schuldig geblieben und habe sie ihnen nicht bezahlt." Da berichtigt er die Schuld und begräbt den Todten. Jahre vergehen, er wird allmählich arm. In seiner Vaterstadt wohnt aber ein reicher Mann, der eine einzige Tochter hat, der er gern einen Mann geben möchte. Allein schon fünf Männer waren in der Hochzeitsnacht gestorben, und keiner wagte mehr um sie zu freien. Nun wirft der Vater sein Auge auf diesen arm gewordenen Mann und bietet ihm die Tochter an. Der ist aber zweifelhaft, ob er sein Leben wagen soll, und bittet um Bedenkzeit. Nun kommt eines Tages ein Mann zu ihm und bietet sich ihm zum Diener an. „Wie sollt ich Dich in Dienst nehmen, da ich so arm bin, daß ich mich kaum selbst ernähren kann?" „Ich verlange von Dir keinen Lohn, keine Kost, sondern nur die Hälfte von Deinem künftigen Hab und Gut." Sie werden darum einig, und räth ihm der Diener zu jener ihm angebotenen Heirath. In der Hochzeitsnacht stellt sich der Diener mit einem Schwerte ans Brautgemach. „Was willst Du?" „Du weist, nach unserer Uebereinkunft gehört mir die Hälfte von Deinem

künftigen Hab und Gut: ich will das Weib jetzt noch nicht; aber ich will hier stehen bleiben. Als nun die Neuvermählten entschlafen, kriecht eine Schlange aus dem Munde der Braut hervor, um den Bräutigam zu Tode zu stechen; allein der Diener haut ihr den Kopf ab und zieht sie heraus. Nach einiger Zeit verlangt der Diener die Theilung von Hof und Gut: es wird Alles getheilt; nun fordert er auch die Hälfte des Weibes. „Sie soll, den Kopf nach unten aufgehängt werden: ich werde sie mitten durchspalten.“ Da gleitet ihr die zweite Schlange zum Munde heraus. Es war die letzte: „Von nun an kannst Du ohne Gefahr und glücklich mit Deinem Weibe leben! Ich aber fordere von Dir nichts. Ich bin der Geist des Mannes, dessen Leichnam Du einst von der Schande und Qual des Schlagens errettet und fromm begraben hast.“ Damit verschwand er. — Wer nun hiemit das Buch Tobias vergleicht, wird an dem vermutheten Zusammenhang nicht mehr zweifeln; eine weitere Vergleichung der von mir im Guten Gerhard zusammengestellten, und von Reinhold Köhler nachgetragenen Märchen und Sagen wird ihn aber zugleich überzeugen, daß sich auch dieses Märchen im Abendlande vollständiger als im Buch Tobias erhalten hat, wo es nicht mehr der Geist des Begrabenen ist, der die Braut zu gewinnen hilft.

Benfey schreibt Pantschatantra I, 221 auch dem Märchen von den dankbaren Todten orientalischen Ursprung zu und giebt dafür den gewichtigen Grund an, daß die Forderung des Geistes, auch die Frau müße getheilt werden, in den europäischen Faßungen eigentlich keinen Zweck habe, wohl aber in den orientalischen, wo durch die wirkliche Theilung der Frau ihr die letzte Schlange aus dem Munde kriecht und so erst alle Gefahr beseitigt wird. Ich habe aber wohl schon Guter Gerhard, wo ich S. 131 den Inhalt des Buchs Tobias ausführlich angab, gezeigt, daß ich dem Orient auch diese Sage nicht absprechen will. Worauf es mir bei der Sagenvergleichung ankommt, ist die Entstehungsgeschichte der Sage, welche ich dießmal nicht wie bei Romeo und Julie aus der Idee allein (vgl. S. 96 oben) herleiten kann: ich muß dabei

von einer bestimmten in ihr vorausgesetzten Culturstufe ausgehen, welche durch die in der Sage lebende Idee als unhaltbar dargethan und so die Menschheit auf eine höhere gehoben wird. Das Märchen von den dankbaren Todten setzt ganz dieselbe Culturstufe voraus wie das andere von dem den Gläubigern verpfändeten Fleische der Schuldner. Die Schuldknechtschaft gab dem Gläubiger nicht bloß das Recht über Leben und Tod des Schuldners; auch nach seinem Tode hatte er über seinen Leichnam zu verfügen. Für diese Schuldknechtschaft zeugt das römische Zwölftafelgesetz nicht allein, beide so weit verbreitete Märchenkreise beweisen, daß sie auf einer frühern Culturstufe als allgemeines Recht galt; sie zeigen aber auch zugleich, wie diese Culturstufe verlaßen und durch die Idee eine höhere erstiegen war. Wo sich dieß zuerst begab, ob im Orient oder im Occident, ist mir nicht von gleichem Belang; ich glaube aber dem von Benfey geltend gemachten, allerdings einleuchtenden Grunde gegenüber geltend machen zu dürfen, daß sich in den europäischen Faßungen beider Sagen die Idee deutlicher ausspricht. Uebrigens hat ja schon Svend Grundtvig a. a. O. auf Lokis Wette mit dem Zwerge (Brock) in der jüngern Edda D. 61 hingewiesen, wo Loki sein Haupt gegen den Zwerg verwettet und als er es verloren hatte, sich mit dem Einwand behalf, der Zwerg habe zwar sein Haupt gewonnen, aber den Hals nicht mit, was im Wesentlichen dieselbe Einrede ist.

Hier hab ich diesen Gegenstand auch darum zur Sprache gebracht, um durch Vergleichung der besprochenen Sagen, der vom Fleisch des Schuldners und der nach dem Tode an seinem Leichnam vorgenommenen Misshandlung, zu zeigen, daß sie beide nicht mythischen oder gottesdienstlichen, sondern culturhistorischen Inhalt haben, indem sie von dem alten Schuldrecht und seiner Beseitigung Zeugniss ablegen. Schon Liebrecht hat es (Orient und Occident II 269) ausgesprochen, welche ergiebige Fundgrube der Culturgeschichte Sagen und Märchen darbieten; auch hat er schon selbst Hand ans Werk gelegt diesen noch ungehobenen Schatz zu verwerthen; ich verweise nur auf seine Aufsätze über Argei,

über Baumwohnungen u. s. w. Von einigen der zuletzt besprochenen Märchen läßt sich sagen, daß sie jüngern Culturstufen angehören. Der Verklagte stürzt sich von einer Brücke; Brücken sind aber späte Erfindungen: im deutschen Norden stürzen sich lebensmüde Greise vom Felsen, um bei Odin zu gasten, Handbuch der deutschen Myth. 233, vgl. Ettmüller Sagenschatz, VIII. Buch. Als es noch keine Brücken, ja keine Schiffe gab, durchwatete man die Flüße in Furten und bei hohem Waßer trugen hochgewachsene Männer kleinere auf den Schultern hinüber, wie jener Christophorus den Heiland, der Riese Wate seinen Sohn Wieland. Schon als man sich den Charon als Todtenschiffer dachte, war die Culturstufe, wo Flüße durchwatet werden musten, überwunden. In den oben besprochenen deutschen Märchen, wo die Unterwelt befragt wird, wird aber über den Todtenfluß getragen, folglich die Culturstufe vor Erfindung des Bootes vorausgesetzt. Diese Märchen sind demnach älter als die entsprechenden orientalischen, welchen wir gelegentlich solche Räthselfragen angehängt fanden, ja um zwei Culturstufen älter als jene, worin der Brücke Erwähnung geschieht; das tibetanische selbst läßt zwar auch noch den Fluß durchwaten, weiß aber noch nichts von dem auszuschneidenden Pfunde Fleisch. Warum in der indisch-mohammedanischen Faßung der Gläubiger ein Jude ist, begreift sich nicht, während wir in den ältesten abendländischen Darstellungen den Gläubiger noch nicht als Juden gedacht fanden, was erst in den spätern hinzutrat, weil im Abendlande die Juden in Verdacht kamen, nach Christenblut zu trachten, um sich damit von einer schmutzigen Krankheit zu heilen. Vgl. oben S. 220. Daß alle diese Erzählungen Rechtssagen enthalten, davon wird sich der Leser schon selber überzeugt haben; ich will zum Ueberfluß noch ein anderes den obigen verwandtes Beispiel ausheben, wobei König Salomon sich als Richter durch seinen Hofnarren vertreten läßt, der so an die Stelle Schemäkas getreten ist. Es findet sich in Bishop Percys Folio-Manuscript (vgl. Liebrecht G. G. A. 1868 St. 48 S. 1908). Vor König Salomon wird ein armer Mann angeklagt, einem Kaufmann in

dem verlorenen Beutel bloß hundert Pfund wiedergegeben zu haben, während der Kaufmann vorgiebt, es seien hundertzwanzig Pfund darin gewesen; ferner daß er den Sturz einer Dame vom Pferde und den Verlust ihres Auges verursacht, weil jenes durch das Platzen seiner Lederhosen scheu geworden; endlich war er voll Verzweiflung über die ihm drohenden Processe ins Meer gesprungen, aber auf einen Fischer gefallen und hatte diesem den Hals gebrochen. Marcolf oder Morolf, dem Salomon die Aburtheilung dieser Streitsachen überläßt, entscheidet nun, daß der Beutel mit hundert Pfund nicht der vom Kaufmann verlorene sein könne und daher dem armen Manne verbleiben müße, ferner daß der Ritter, der Mann jener Dame, seine Frau gegen die des Armen austauschen solle, was er aber nicht thut und lieber letzterm hundert Pfund Abstandsgeld zahlt; endlich solle der Bruder des getödteten Fischers vom Ufer auf den Armen herabspringen, was jener gleichfalls ablehnt und sich lieber mit zwanzig Mark loskauft. Mit Morolfs Urtheil in Betreff des gefundenen Beutels vgl. Oesterleys Ausgabe von Paulis Schimpf und Ernst c. 115 und die Note S. 485.

Die Geschichte von dem verschriebenen Fleische geht noch in vielfachen Gestalten um und Wright theilt aus einem in England geschriebenen lateinischen Manuscripte des vierzehnten Jahrhunderts, Geschichten für Prediger enthaltend, folgende Erzählung mit: Ein Mann in Dänemark hatte zwei Söhne, der eine böse und karg, der andere freigebig bis zur Verschwendung. Als Letzterer durch Gastfreiheit sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, geschah es, daß zwei Fremde Herberge bei ihm nachsuchten. Wiewohl ihm nun die Mittel fehlten, sie anständig zu bewirthen, nahm er sie aus Schamgefühl gleichwohl auf. Weil er aber nichts hatte, ihnen Kost zu bereiten, tödtete er seine einzige Kuh. Aber noch fehlte Brot und Wein: da gieng er zu seinem Bruder und nahm dessen Hülfe in Anspruch. Der antwortete aber, er gebe ihm nichts, wenn er es nicht kaufe. Der jüngere antwortete, er habe nichts; der ältere aber versetzte: Freilich hast du, du hast dein Fleisch: das

verkaufe mir, wo ich es in der Breite meiner Hand dir ausschneiden will. Der jüngere legte darauf kein Gewicht und gieng den Vertrag in Beisein von Zeugen ein: denn es war in jenem Lande möglicher Verfälschung der Urkunden wegen Gebrauch, daß man nur in Gegenwart von Zeugen kaufte und verkaufte. Als nun die Gäste wieder abgereist und die Speisen verzehrt waren, verlangte der ältere die Erfüllung des Vertrags. Der jüngere verweigerte sie; aber vor den König geführt ward er verurtheilt, daß am Hochgericht der ältere von seinem Fleische so viel nehme als verabredet war, sei es vom Herzen oder vom Haupte. Seiner Milde wegen aber erbarmte sich das Volk seiner, und benachrichtigte den Königssohn von dem ganzen Vorgang. Als der dieß hörte, wappnete er sich, von Mitleid ergriffen, sofort, bestieg sein Ross und folgte dem armen Verurtheilten, und als er das Hochgericht erreichte, wich das Volk, das zuzuschauen herbeigeströmt war, sogleich vor ihm und machte ihm Platz. Der Königssohn redete nun jenen grausamen ältern Bruder an und fragte: Welches Recht behauptest du an diesem? Dieser antwortete: Unser Vertrag ist, daß er mir für die überlaßenen Fleischspeisen ebensoviel von seinem Leibe gebe, und der König, dein Vater, hat ihn dazu verurtheilt. Weiter nichts begehrst du, fragte der Königssohn, als das Fleisch? Nichts weiter, war die Antwort. Der Königssohn sprach: Es ist aber Blut in seinem Fleisch. Dann wandte er sich an den Verurtheilten und sprach: Gieb mir dein Blut. Der Verurtheilte gab es ihm und leistete ihm überdieß Huldigung. Nach diesem Vertrage sprach der Königssohn zu dem ältern Bruder: Nimm nun dein Fleisch wo es dir gefällt; da aber das Blut mir gehört, so wiße, daß du des Todes bist, wenn du nur den geringsten Theil davon vergießest. Als er dieß hörte, schlich sich der ältere beschämt hinweg; den jüngern aber hatte der Königssohn befreit."

Hier ist wieder, wie in den Gestis, der Gläubiger kein Jude; auch sonst ist die Erzählung alterthümlich, da der Königssohn das Blut des Schuldners erst durch eine Schenkung an sich

16

bringt, das zu schützen der König nach späterer Rechtsanschauung an sich schon befugt ist. Uebrigens scheint der lateinische Text, wie ihn Halliwell in einem Zusatz zu der Uebersetzung meiner Abhandlung mittheilt, gelitten zu haben.

4) Der andere Theil der Erzählung Giovannis und der Gesta Romanorum, die Werbung um die Kaiserstochter oder die Frau von Belmonte, erinnert zunächst an die deutsche Brunhild, die auch in ähnlicher Weise erworben sein will; noch mehr aber an eine ganze Reihe deutscher und italienischer Volksmärchen, wo durch kostbare Kleinode die Gunst erkauft wird, nur eine Nacht in dem Schlafgemach der Geliebten zubringen zu dürfen, jedesmal aber ein Schlaftrunk den Zweck vereitelt bis zuletzt der Rath ertheilt wird, das Getränk heimlich zu vergießen, z. B. Grimms Hausmärchen II. 88. III. S. 159.

In der Erzählung der Gesta Romanorum bewirkt dieß kein Schlaftrunk, sondern ein Zauberbrief, den die Jungfrau unter das Kopfkissen gelegt hat, und den der Ritter herausziehen und von sich werfen muß, um wach zu bleiben. Vermuthlich waren es ursprünglich Schlafrunen in eine Tafel oder einen Stab geritzt, die diesen Zauber bewirkten: daß solche Runen unter das Kopfkissen gelegt werden, kommt öfter vor, z. B. in der Egilssage. (Vgl. Legis Fundgruben des Nordens I. Bd. S. 17.) Im Tristan ist es gar das Kopfkissen selbst, das den guten Kaedin in Schlaf versenkt, da er bei der schönen Kamele liegt. (Heinrichs Forts. V. 4910—20. Ulrichs Forts. V. 1690—9.) Viviane, Merlins Geliebte, läßt sich von ihm die Kunst lehren jeden einschlafen zu machen und als er dann bei ihr schläft, ist er der Erste, bei welchem sie Gebrauch davon macht und so ihre Keuschheit erhält. Le grand I. p. 9. Im Wolfdietrich hat der Heide Belligan eine wunderschöne Tochter, Margilia genannt, welche jeden Gast zur Nacht in ihre Kammer nahm und dort mit einem Trank einschläferte, worauf Belligan ihm den Kopf mit einer Diele (Guillotine) abstieß.

Die obige Vermuthung über die Schlafrunen bestätigt sich

aus einem bei Svend Grundvig Danmarks gamle Folkewiser II, 337 (vgl. die Abhandlung II, 844) mitgetheilten Volksliede, das wieder an ein noch lebendes deutsches (M. Samml. 192) von dem verschlafenen Jäger erinnert.

„Wohl auf, mein Jäger, es ist schon Tag,
Du hast geschlafen, ich habe gewacht,
Ein Mägdlein bin ich noch."

Das thät den Jäger verdrießen,
Er wollt das Mädchen erschießen
Wohl um das einzige Wort u. s. w.

An der Stelle der Schlafrunen in dem dänisch-schwedischen Liede finden wir in der Sage von Helgi und der Königin Olov noch den Schlafdorn, mit dem Odin in der Göttersage die Brynhild stach; doch mochte die Zauberkraft dieses Schlafdorns wohl eben in den Runen bestehen, die ihm eingeritzt waren. Freilich war der Schlafdorn, wie schon Grundvig bemerkte, hier eigentlich überflüßig, da ausdrücklich gesagt wird, Helgi sei betrunken ins Bett gekommen. Was es mit des wilden Mannes Feder s. o. für eine Bewandtniss hat, steht noch dahin.

Daß die erst spröde, ja grausame Königstochter, nachdem die Bedingung erfüllt und die Ehe vollzogen ist, ihre Gesinnung ändert und den Gatten liebgewinnt, liegt ganz in der Sage und ist von der tiefsten Bedeutung. Vortrefflich ist daher die Anknüpfung, daß sie es ist, die durch die Uebernahme des Richteramts den Gemahl und dessen Freund von den Pflichten befreit, die sie um ihretwillen übernommen haben.

Selbständig kommt übrigens diese Sage in dem Roman von Abdallah, dem Sohn des Hanif, vor, welchen Sandisson angeblich nach einem zu Batavia gefundenen arabischen Manuscript ins Französische übersetzte. Ein Auszug davon in der Bibl. des Rom. Janv. 1778. A. p. 104. Die Königstochter ist hier durch das Testament ihrer Tante, welche ihr Reich und Krone hinterließ, gebunden, ihre Freier einer solchen Prüfung zu unterwerfen. Dieß ist aber dem Zusammenhang der Sage fremd: nur die eigene

Sprödigkeit der Jungfrau stellt diese Bedingung und erfindet die List mit dem Schlaftrunk oder Zauberbrief, und erst wenn diese besiegt ist „verkehrt sich der Jungfrauen Gemüthe, daß sie ihm gar hold ward," u. s. w. Wenn aber bei Shakspeare Portia durch den Willen ihres Vaters gezwungen ist, ihre Freier der Prüfung durch die Kästchen zu unterwerfen, so können wir dagegen nichts haben, denn hier hat er die Bedingung des Märchens mit einer ganz andern vertauscht, deren Zweck nicht war, die Freier der Spröden zu täuschen, sondern ihr den würdigsten Gemahl auszufinden, was auch schon in den orientalischen Gestaltungen der Sage und einigen Abendländischen wie z. B. bei der Brunhild die Absicht ist. Vgl. Landau Quellen des Decam. S. 160. Mit Recht zieht Landau hier wieder das obenerwähnte Buch Tobias hieher, wo Sara, die Tochter Raguels, schon sieben Männern vermählt worden war, welche alle der Teufel Asmodeus getödtet hatte. Dem jungen Tobias gelingt es als dem Würdigern, durch Hülfe des Engels, sich mit Sara zu vermählen und den bösen Geist zu vertreiben. Hiemit haben wir schon oben S. 236 ein theilweise auch hieher gehöriges armenisches Märchen verglichen. Ein anderes orientalisches, das Landau anzieht, steht bei Somadeva III, 18.

5) Die Novelle, welcher die Prüfung durch die drei Kästchen entlehnt ward, ist ohne Zweifel die zweite hier mitgetheilte, welche nur die englischen Gesta Rom. enthalten. Eine andere findet sich in den lateinischen Gestis cap. 109. Wir theilen sie nach Gräßes Uebersetzung (I, 216) mit:

Es lebte einst ein Schmied in einer Stadt am Meer: der war sehr geizig und schlecht. Er hatte aber viel Geld zusammengebracht und einen Stamm damit angefüllt, welchen er vor Aller Augen ans Feuer stellte, so daß Niemand vermuthen konnte, daß derselbe Geld enthielte. Nun begab es sich aber einmal, daß während Alle im Schlafe lagen, das Meer ins Haus trat und der Stamm mit dem Gelde ins Schwimmen kam. Wie das Meer zurücktrat, schwamm derselbe auf dem Meere viele Meilen

weit bis an eine Stadt, wo ein Mann wohnte, der eine Herberge hielt. Nun war aber dieser Mann sehr freigebig und wohlthätig gegen Arme und Fremde: es begab sich daher, daß Reisende in seinem Hause einkehrten als es gerade sehr kalt war. Der Wirth zerhieb also mit seiner Axt das Holz und vernahm nach zwei oder drei Hieben einen Klang, und als er darauf den Stamm gespalten hatte, fand er das Geld und freute sich sehr, legte es aber in Verwahrung ob nicht vielleicht Wer komme, dem es gehörte, und welchem er es zurückgeben könnte. Der Schmied zog aber von Stadt zu Stadt um sein Geld zu suchen und kam auch zu der Herberge des Wirths, der den Stamm gefunden hatte. Als der Wirth hörte, daß er einen Stamm verloren habe, merkte er, daß diesem das Geld gehöre, und dachte bei sich: Ich will eine Probe machen, ob es der Wille Gottes ist, daß ich ihm das Geld zurückgebe. Er ließ also drei Pasteten von Brotteig machen und füllte die eine mit Erde, die zweite mit Todtengebein, die dritte aber mit dem Gelde, das er in dem Stamm gefunden hatte. Dann sprach er zu dem Schmied: Wir wollen drei gute Pasteten verzehren, die aus dem besten Fleisch bereitet sind; du kannst nehmen welche du willst, immer wirst du genug haben. Der Schmied hob eine nach der andern auf und fand, daß die mit Erde gefüllte schwerer war und wählte sie, indem er zum Wirthe sprach: Wenn ich mehr bedarf, werd ich mir noch jene zweite auserlesen, dabei legte er seine Hand auf die mit Todtengebein gefüllte; die dritte magst du für dich behalten. Wie das der Wirth hörte, sprach er in seinem Herzen: Jetzt seh ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht ist, daß dieser Elende sein Geld bekommt. Alsbald rief er Arme und Kranke, Blinde und Lahme zu sich herein, öffnete in Gegenwart des Schmiedes die Pastete und sprach: Sieh, du Elender, hier ist dein Geld, welches ich deinen Händen überlieferte: du hast aber lieber die Pasteten mit Erde und Todtengebein gewählt, und das ist gut, weil es Gott nicht gefällt, daß du jenes Geld wiederbekommst. Sogleich vertheilte er vor seinen Augen das ganze Geld unter die Armen

und so gieng der Schmied wieder mit großer Bestürzung seiner Wege.

Hiemit ist die Erzählung von den beiden Broten verwandt, welche die Lehre einschärft, daß „der Mensch denkt und Gott lenkt". Sie kommt auch in Deutschland vor, findet sich aber am Besten erzählt in den Cento novelle antiche, Nr. 65. „Der König von Frankreich kriegte lange mit dem Grafen von Flandern, wobei auf beiden Seiten viel gute Cavaliere fielen, meist aber der König den Kürzern zog. Zu diesen Zeiten standen zwei Blinde vor dem Palast und bettelten. Diese lagen miteinander im Streit und thaten den ganzen Tag nichts als sich über den König von Frankreich und den Grafen von Flandern zanken, indem der eine zum andern sprach: Was sagst du? Ich sage, der König wird siegen; worauf der andere versetzte, nein der Graf, und dann hinzufügte: es wird geschehen was Gott gefällt, und dabei blieb er; der erste aber hielt sich daran, der König müße siegen. Ein Edelmann vom Hofe, der mit seinen Leuten vorbei gieng, blieb stehen und hörte eine Weile ihrem Hader zu, worauf er an den Hof gieng und dem König zu dessen großer Belustigung von diesen beiden Blinden erzählte, die sich den ganzen Tag über ihn und den Grafen stritten. Der König lachte und da eben einer der Edelknaben dabei stand, befahl er diesem, dem Streit der beiden Blinden zuzuhören, und acht zu haben, daß er den Einen von dem Andern unterscheiden und wißen möge, was Jeder von ihnen behaupte. Der Junker gieng, horchte wohl auf und kam zurück und brachte dem König genauen Bericht. Als den der König vernommen hatte, schickte er nach seinem Seneschall und befahl ihm, zwei große und schön weiße Brote backen zu laßen: in das eine solle er nichts, in das andere aber zehn Goldstücke im Teig verwirken und im Brote vertheilen laßen: wenn sie dann gebacken seien, solle sie der Junker zu den Blinden tragen und ihnen Gott zu Liebe schenken; dem aber, der sage, der König werde siegen, solle er das Brot mit den Goldstücken geben, und das andere, in das nichts verbacken sei, dem, der da sage es werde nach Gottes

Willen ergehen. Der Junker that nach des Königs Befehl. Als nun der Abend kam, giengen die beiden Blinden nach Hause, und der, welcher das Brot ohne die Goldstücke erhalten hatte, sagte zu seinem Weibe: Frau, da uns Gott die Wohlthat erzeigt hat, so laß uns sie genießen; worauf sie das Brot verzehrten und sehr wohlschmeckend fanden. Der andere Blinde sagte zu seiner Frau: Dieses Brot wollen wir aufheben und nicht eßen, sondern morgen früh verkaufen, damit wir etwas Geld bekommen; wir können heut von dem übrigen zehren, das wir erbettelt haben. Am Morgen standen sie auf und kamen beide an den Ort, wo sie Almosen zu heischen pflegten. Unterwegs hatte der Blinde, der sein Brot verzehrt hatte, zu seinem Weibe gesagt: Frau, hat jener unser Gefährte, der wie wir Almosen heischt, und immer mit mir streitet, nicht auch wie wir von des Königs Diener ein Brot bekommen? Freilich hat er, sagte sie. Ach, sagte er, so geh doch hin zu seiner Frau und höre ob sies gegeßen haben; wo nicht, so kauf es von ihnen und scheue das Geld nicht, denn das, welches wir erhalten haben, hat mir gar zu gut geschmeckt. Meinst du denn, sagte sie, sie würden es nicht so gut als wir sich zu Gemüth geführt haben? Vielleicht doch nicht, versetzte er: möglich, daß sies, etwas Geld dafür zu lösen, verwahrt und es nicht wie wir zu eßen gewagt haben, weil es so groß und so schön und weiß war. Als die Frau ihres Mannes Willen hörte, gieng sie zu der des Andern und fragte, ob sie das Brot gegeßen hätten, das gestern des Königs Diener ihnen gegeben, und wenn sies noch hätten, ob sies nicht verkaufen wollten? Ja, wir haben es noch, sagte sie, ich will fragen gehen ob mein Mann es verkaufen will, wie er gestern gesagt hat. Er antwortete ja, er wolle es verkaufen; aber nicht unter vier Pariser Groschen, die es wohl werth sei. Nun kam jene zurück und hatte das Brot gekauft und zeigte es ihrem Manne, der sich freute und sprach: Das ist gut: nun werden wir diesen Abend wieder so gut zu Nacht speisen wie gestern. Darüber gieng der Tag dahin und am Abend giengen sie heim und der, welcher das Brot gekauft hatte, sprach: Frau, laß uns

zu Nacht eßen. Und als sie das Brot mit dem Meßer zerschneiden wollte, fiel ihr beim ersten Schnitt ein Goldstück auf den Tisch und wie sie fortfuhr zu schneiden, fiel wieder eins bei jedem Schnitt. Als der Blinde das hörte, fragte er was das sei, was er klingen höre? und sie sagte ihm Bescheid. Da sprach er: So schneide nur zu so lange es so guten Erfolg hat. Und als das ganze Brot zerschnitten war, hatten sie die zehn Goldstücke beisammen, welche der König hinein hatte verbacken laßen. Darüber ward er der glücklichste Mensch von der Welt und sprach: Frau, ich habe die Wahrheit gesagt, daß Gottes Wille geschehen wird. Du weist wie jener unser Gefährte den ganzen Tag mit mir streitet und sagt, der König werde siegen; ich aber sage, Gottes Wille werde geschehen. Dieses Brot mit diesen Goldstücken sollte unser werden und die ganze Welt konnte es uns nicht nehmen und es geschah nach Gottes Willen. Darauf giengen sie zur Ruhe; am andern Morgen aber standen sie auf und giengen hin ihrem Gefährten zu erzählen was sich begeben habe. Auch der König schickte am Morgen zeitig nachzufragen, welchem von Beiden das Brot mit den Goldstücken zu Gute gekommen sei: denn am Tage vorher hatte er das nicht erfahren können, weil sie das Brot noch nicht beide verzehrt hatten. Nun stand jener Junker in des Königs Diensten heimlich an einer Seite, damit ihn die Frauen der Blinden nicht sähen. Da trafen sich die beiden Blinden wo sie zu stehen gewohnt waren, und der Eine, welcher des Andern Brot gekauft hatte, begann mit jenem zu sprechen und nannte ihn beim Namen und sprach: Noch sage ich wie früher, Gottes Wille werde geschehen. Ich kaufte gestern ein Brot, das mich vier Pariser Groschen kostete, und fand darin zehn schwere Goldstücke, und so hatte ich ein gutes Abendbrot und werde auch ein gutes Jahr haben. Als sein Gefährte das hörte, der zuerst dieses Brot gehabt und es nicht zu eßen gewagt, sondern für vier Groschen verkauft hatte, war er vor Schreck fast des Todes und sagte, er wolle nicht mehr mit ihm streiten, denn Jener habe Recht und Gottes Wille müße geschehen. Als des Königs Diener

das hörte, lief er sogleich zurück an den Hof und erzählte dem König den Erfolg seiner Sendung, und was die beiden Blinden miteinander gesprochen hätten. Da schickte der König nach ihnen und ließ sich den Hergang selbst von den beiden Blinden erzählen, wie jeder von ihnen sein Brot von dem Diener erhalten habe, und wie es der eine seinem Gefährten verkauft, und wie sie früher den ganzen Tag miteinander gestritten hätten, und derjenige, der gesagt, der König werde siegen, das Geld zuletzt nicht erhalten habe, sondern der, welcher gesagt habe, Gottes Wille werde geschehen. Und als der König diese Erzählung aus dem Munde der beiden Blinden vernommen hatte, ergetzte er sich mit seinen Baronen und Cavalieren sehr daran und sprach: Wahrlich, dieser Blinde hat Recht: es wird geschehen wie Gott will und die ganze Welt wird nichts daran ändern können." Vgl. meinen Novellenschatz der Italiener, Berlin 1832 S. 24 ff. und Franz Pfeiffer Altd. Uebungsbuch zum Gebrauch der Hochschulen, Wien 1866, wo aber in dem Märe von zweien Blinden der eine das goldbeschwerte Brot, der andere einen Capaunen erhält. Näher stimmt eine prosaische Faßung der Erzählung von den zwei Blinden, welche ebendaselbst mitgetheilt ist.

Wie die Geschichte oben erzählt ist, leuchtet die Verwandtschaft mit der von den drei Kästchen nicht gleich ein; vergleicht man aber ihre Gestalt in Paulis Schimpf und Ernst (Oesterlei cap. 326), so verschwindet jeder Zweifel, denn hier ist in jedes der beiden Brote etwas verbacken, in das eine Gold, in das andere Todtengebein. Sehr entfernt ist allerdings die Verwandtschaft mit den beiden Broten im Rudlieb, bei welchen weder Wahl noch Tausch Statt findet: aber auch sie sind mit Gold, Edelsteinen u. s. w. angefüllt und die ganze Erzählung zielt zuletzt dahin, daß Weisheit beßer sei als alle Schätze der Welt, und dem, der die Weisheit besitze, der Reichthum in den Kauf beschert werde, was sich der Moral der andern Erzählung, daß der Mensch denke und Gott lenke, wohl vergleichen läßt.

Lange hat unsere dritte Erzählung (Dec. X. 1) für die Quelle

Shakspeares gegolten; doch sind beide unter sich verwandt und kehren in vielen Gestalten wieder. Daß Shakspeare diese dritte gekannt hat, wird nach Val. Schmidts Bemerkung (Beitr. S. 101) aus einer Stelle in Wie es euch gefällt (A. 2 Sc. 1) wahrscheinlich, denn hier ist deutlich auf die Worte angespielt, die Ruggieri an sein Pferd richtete, als es dem Fluß noch Waßer dazu gab. Wir verweisen überhaupt auf die am ang. Ort von Valentin Schmidt angestellte Vergleichung der hieher gehörigen Sagen und fügen nur noch in Betreff der Novelle Boccaccios hinzu, daß es im Mittelalter eine gewöhnliche Ausflucht karger Herren gewesen zu sein scheint, es liege an dem wenigen Glück des Dienenden, wenn er keine Gabe davon trage, nicht an der Kargheit des Hofes. Darüber ereifert sich Walther von der Vogelweide (Lachm. 70, 13). Ich gebe die Stelle nach meiner Uebersetzung:

Eine Rede sollst du laßen,
Herrin, ich versehe michs zu deinem Werth;
Sprächst du so, ich müst es haßen:
Wie die Kargen sprechen, wenn man Lohn begehrt:
„Hätt er Glück, ich macht ihn froh."
Sie sind selbst unglücklich, die das gerne sprechen:
Handeln wollen sie ja doch nicht so.

Um dieser Ausflucht: Hete er sælde, ich tæte im guot, Kraft zu geben, macht der König bei Boccaccio die Probe mit den beiden Kästchen: es gelingt ihm zu zeigen, daß das Glück dem Ritter nicht wohl will, weil es ihn den goldgefüllten Kasten verfehlen ließ: dann aber verbeßert er das Glück durch seine Milde, um den Beweis seiner Freigebigkeit auch positiv zu führen. In Lehmanns Chronik von Speier (S. 788) wird derselbe Vorgang von einem Einspännigen am Hofe Kaiser Sigismunds erzählt. Hier überbietet aber der Kaiser das Glück nicht, sondern begnügt sich dargethan zu haben, daß dem Einspännigen das Glück, nicht ihm der gute Wille gemangelt. (Vgl. Gräters Bragur, Bd. 5, Abth. 2, S. 59.) Bei Straparola XII. 5

dieselbe Geschichte von Sixtus dem Fünften, mit einem neuen Schluß.

Auf eine merkwürdige Weise spielt diese Idee in eine orientalische Freundschaftsgeschichte hinein. (Vgl. Tausend und ein Tag. Bd. 4, S. 184—186.) Von zwei Freunden, die sich gegenseitig die grösten Opfer bringen, welche die Freundschaft bieten kann, wird der Eine landflüchtig und kommt an den Hof des Andern, welcher König von Mussel ist. Hier hofft er eine sichere Zuflucht zu finden, wird aber zu seinem grösten Erstaunen abgewiesen und mit zweihundert Goldzecinen abgefunden, welche er im Handel anlegen und vor sechs Monaten nicht wiederkehren soll. Nach Ablauf dieser Frist hat er aber nichts gewonnen und nur noch hundert funfzig Zecinen übrig. Als er nun an den Hof seines Freundes zurückgekehrt und auf Befragen erzählt, wie es ihm ergangen sei, wird er abermals nicht vorgelaßen und erhält nur funfzig Zecinen, um die Summe vollständig zu machen, nebst der Weisung, nach andern sechs Monaten wieder zurückzukehren. Da diese verstrichen sind, hat er beinahe hundert Zecinen gewonnen: er kehrt an den Hof zurück und nun empfängt ihn der König liebevoll und entschuldigt sein früheres Benehmen mit den Worten: Du weist, das Unglück ist ansteckend. Ich hatte dein Unglück erfahren und wagte es nicht, dir in meinem Palast eine Zuflucht einzuräumen, ja nicht einmal, dich zu sehen, aus Furcht, dein Unglück möchte sich mir mittheilen und mich außer Stand setzen, dir Gutes zu erweisen, wenn dein Missgeschick aufgehört hätte. Gegenwärtig, da das Unglück von dir gewichen ist, hindert mich nichts mehr, den Antrieben der Freundschaft zu folgen. Und von dieser Freundschaft giebt er ihm nun die untrüglichsten Beweise, indem er ihm sogar seine Liebe zum Opfer bringt. Hieraus erhellt deutlich, daß auch jene frühere Abweisung im Unglück nur zum Besten des Freundes gemeint war. Diese Vorstellung von der ansteckenden Kraft des Unglücks, die auch den Gastfreund des allzuglücklichen Polykrates bewog, diesem die Freundschaft aufzukündigen, mag wohl auch bei

unserer Novelle im Hintergrund liegen und kargen Herren nicht selten zur Entschuldigung ihres Geizes gedient haben.

Boccaccio entlehnte den ersten Theil der Erzählung vom schlecht belohnten Ritter dem von Landau (Quellen des Decamerone S. 60—68) ausführlich besprochenen Roman L'avventuroso Ciciliano des Busone de Rafaelli aus Gubbio (1311), den Boccaccio unter andern auch noch bei der Novelle von den drei Ringen benutzen konnte, welche wieder Lessings Quelle zum Nathan wurde. Bei Busone hält der unzufriedene Junker eine lange Rede an das geschenkte Maulthier, in welcher er es dem Könige vergleicht, der auch am unrechten Ort freigebig sei, und tödtet es dann mit den Worten: O könnt ich mich ebenso an dem Könige rächen! Dieses wird dann dem König hinterbracht, worauf er den Junker zurückberuft und zum reichen Ritter macht. Der Kästchen geschieht hier noch keine Meldung. Offenbar erzählt Boccaccio beßer, denn in Busones Darstellung war die schließliche Milde des Königs gegen den Junker, der ihn wie das Maulthier hatte tödten wollen, sehr unverdient.

In Bezug auf die Kästchen gilt jetzt als Boccaccios nächste Quelle die Legende von Barlaam und Josaphat des Johannes Damascenus, welche auch Rudolf von Ems (ed. Köpke, Königsberg 1818 und Franz Pfeiffer, Stuttgart 1843) in kurzen Reimpaaren erzählt hat. Hier werden aber vier Schreine gemacht, zwei von Gold mit Edelsteinen besetzt, aber mit stinkendem Todtengebein angefüllt, zwei von Holz, aber köstliche Speccreien, Gold und Edelsteine enthaltend. Benfey Pantschatantra I, 407 hat auch hier wieder auf eine indische Quelle zurückgehen wollen, indem er ein Märchen folgendes Inhalts anzieht: Ein reicher Kaufmann hat vier Söhne: als sein Tod herannaht, sagt er zu ihnen: Seit einig, trennt euch nicht! Könnt ihr euch aber nicht vertragen, so werdet ihr unter meinem Bette vier Gefäße mit euern Namen bezeichnet finden, welche eines Jeden Erbtheil enthalten. Bald nach seinem Tode fangen sie an sich zu streiten: da holen sie die Gefäße hervor, und finden in dem des ältesten

Erde, in dem des zweiten Kohlen, in dem des dritten Knochen, in dem des vierten Stroh. Der das Gefäß mit Erde hat, erbt demnach die Ländereien, der das mit den Kohlen hat, alle acht Metalle, Gold, Silber u. s. w., der das mit den Knochen hat, alles Lebende, Elephanten, Pferde, Büffel, Ziegen, Widder und Sclaven, der das mit dem Stroh hat, alle Frucht, Getreide u. s. w. Ich habe keinen Grund, den orientalischen Ursprung gerade der Novelle von den Kästchen zu bezweifeln; gestehe aber, wenn einmal Alles, was im Abendlande ebensowohl entstehen konnte, solchen Ursprung haben soll, hier eher einen Zusammenhang mit Boccaccio VI, 10, die Reliquien des Frate Cipollo, als mit X, 1 (die drei Kästchen), wahrscheinlich zu finden. Daß sich der Orient gern mit Kästchen zu schaffen machte, gestehen wir zu; aber thun das nicht auch die Sagen anderer Völker von Pandoras Büchse bis zum Kasten Noes? Hat doch Liebrecht (Jahrb. für rom. und engl. Literatur V, 135) ein Kästchen sogar in einer Schöpfungssage der Aschantis nachgewiesen. Nur eine solche Vorliebe für Kästchen beweist auch wieder die tamulische Gestalt der Erzählung, welche Benfey noch anführt: Die Königin des Pandyareichs hatte sich gewundert, daß ihr Gemahl seinem Staatsminister tausend Goldstücke gebe, der ihm doch bloß mit Sprechen beistehe, während Diejenigen, welche Tag und Nacht zu Arbeiten verwendet würden, monatlich nur zwei bis drei Goldstücke erhielten. Um ihr dieß an einem Beispiele zu erklären, nahm der König zwei kleine Juwelenkästchen: in jedes legte er etwas Haar und Asche und verschloß dann den Deckel. Darauf rief er seinen Minister und einen Soldaten, welchen ihm die Königin dazu empfohlen hatte, übergab jedem eins der Kästchen und sprach zu ihm: Geh und bringe dieß Kästchen dem und dem König, und wenn du es abgegeben hast, so komm wieder. Beide reisten demgemäß ab. Demzufolge kam der Minister zu dem König von Sera und sprach: Der Pandyakönig schickt dir dieß Kästchen. Der König öffnet es und da er nichts als Haar und Asche sieht, ruft er ärgerlich: Was soll das bedeuten? Der Minister, ob-

wohl er den Inhalt des Kästchens erst in diesem Augenblick kennen lernte, antwortete sogleich mit großer Geistesgegenwart: Majestät, unser König hat kürzlich ein Opfer gebracht, aus welchem ein Geist hervorkam und etwas Asche und Haar aus seinem Zopfe gab. Davon sendet euch der König ein Theil, denn es ist ein heilbringendes Geschenk für Könige. Hebt es recht sorgfältig auf! Ich bitte euch darum. Als der König diese Erzählung hörte, war er sehr erfreut und schickte auch dem Pandyakönig kostbare Gegenstände durch den Minister. Der Soldat aber war zu dem Sarenkönig entsandt, dem er ebenfalls sein Kästchen ehrfurchtsvoll überreichte. Als dieser es öffnete, war er ebenfalls erzürnt und fragte was das bedeuten solle. Der Soldat stand aber stumm da, als er den Inhalt erblickte, und wuste nichts zu antworten. Da ward der König wüthend und sprach: Wagt es der Pandyakönig mich so schimpflich zu behandeln? und befahl den Soldaten zu faßen, durchzuprügeln und fortzujagen. Als der Minister und der Soldat an den Hof des Pandyakönigs zurückgekehrt waren, erzählte dieser seiner Gemahlin die verschiedenen Erfolge und fragte sie selbst: welcher verdient den höchsten Sold? Die Königin war beschämt und zog sich schweigend zurück.

Richtig bemerkt hiezu Landau, als Moral ergebe sich hier der Satz der Nationalökonomie, daß geistige Arbeit beßer bezahlt werde als körperliche; unsere Socialisten und Arbeiterverführer könnten hier in die Schule gehen. Dabei hier ist weder von Wahl noch Tausch die Rede, und wenn der Scharfsinn sich an dem Inhalt dieser Kästchen übt, so thut er es an einem bekannten Inhalt, nicht an einem solchen, der erst errathen werden soll. Die Kästchen selbst sind hier nichts als anständige Emballage. Man wird nicht glauben, Shakspeare könne diese Erzählung gekannt haben, weil auch bei ihm der Scharfsinn auf die Probe gestellt werde, denn bei ihm soll zugleich der als der würdigste Freier erkannt werden, welchen Goldgier nicht zu falscher Wahl verleiten mag.

VI.

Zu

Cymbeline.

1. Weibliche Treue.

Nach Boccaccio.

In einem Gasthofe zu Paris befanden sich einige reiche italienische Kaufleute, der eine um dieses, der andere um jenes Geschäfts willen wie man es an ihrem Stande gewohnt ist, und nachdem sie eines Abends fröhlich mit einander zu Nacht gespeist hatten, begannen sie von verschiedenen Dingen zu sprechen, und da ein Gegenstand auf den andern führte, kamen sie auf ihre Frauen zu reden, welche sie zu Haus gelaßen, und Einer sagte im Scherz: Ich weiß nicht wie die Meine es damit hält, aber das weiß ich wohl, wenn mir hier ein hübsches Mädchen in den Wurf kommt, so laß ich die Liebe zu meiner Frau bei Seite und unterhalte mich mit der Gegenwärtigen so gut ich kann. Ein Anderer entgegnete: Und ich thue desgleichen: denn wenn ich glaube, daß meine Frau auch ihr Vergnügen nicht von der Hand weist so thut sie es, und wenn ich es nicht glaube so thut sie es doch. Darum denk ich Wurst wider Wurst; wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus. Des Dritten Meinung lief fast auf dasselbe hinaus, und bald schienen Alle darüber einig daß ihre Frauen daheim ihre Zeit nicht verlieren würden. Ein Einziger, Namens Bernabo Lomellin aus Genua, sagte das Gegentheil und versicherte, daß er durch Gottes besondere Gnade eine Frau besitze so vollkommen durch den Verein aller Tugenden, welche Frauen und selbst Männer oder Jünglinge besitzen sollten, daß vielleicht in ganz Italien ihres Gleichen nicht gefunden werde: denn sie sei schön von Körperbildung, jung von Jahren und reizend und anmuthig von Erscheinung; auch gebe es keine Geschicklichkeit, die einem Frauenzimmer gezieme, als Seidenwirken u. dgl.,

welche sie nicht beßer als irgend eine verstände. Ueberdieß, sagte er, könne kein Edelknabe oder Kämmerling gefunden werden, der eine Herrentafel beßer und geschickter bediene als sie: denn sie sei wohlerzogen, klug und bescheiden. Ferner, rühmte er, könne sie ein Pferd zureiten, einen Falken abrichten, und lesen, schreiben und rechnen troß dem geschicktesten Kaufmann, und nach diesen und vielen andern Lobsprüchen kam er zuletzt auf den Gegenstand des Gesprächs, indem er durch einen Eid betheuerte, daß keine ehrbarere und keuschere Ehefrau auf der Welt sei als sie: daher er auch gewiss überzeugt sei, wenn er auch zehn Jahre, oder sein Lebenlang von Hause bliebe, es nie ein Mann wagen würde, ihr auch nur eine Silbe von solchen Dingen zu sagen.

Unter den Kaufleuten, welche diese Gespräche führten, befand sich ein junger Mann, Namens Ambrogiuolo aus Piacenza, der über das letzte Lob, welches Bernabo seiner Frau gegeben hatte, ein unmäßiges Gelächter aufschlug und ihn spöttisch fragte, ob ihm etwa der Kaiser dieses Vorrecht vor allen andern Ehemännern zugestanden habe? Etwas gereizt antwortete Bernabo, nicht der Kaiser, sondern Gott, der wohl noch ein wenig mehr vermöge, hab ihm dieß Vorrecht verliehen. Darauf erwiderte Ambrogiuolo: Ich zweifle keineswegs, Bernabo, daß du glaubst die Wahrheit zu reden; aber nach meiner Meinung hast du die Natur der Dinge wenig erwogen, denn hättest du das gethan, so halt ich dich nicht für so beschränkten Geistes, daß du dabei nicht solltest Wahrnehmungen gemacht haben, welche dich veranlaßen würden, über diesen Gegenstand etwas gemäßigter zu urtheilen. Und damit du nicht glaubest, daß wir, die so frei von unsern Frauen gesprochen haben, uns vorstellten, die unsrigen seien von anderer Art und aus anderm Stoff gebildet als die deinige, da wir vielmehr nur aus natürlichen Beweggründen solche Reden führten, so wollen wir über diesen Gegenstand ein wenig mit dir plaudern. Ich hab immer gehört, der Mann sei das edelste unter allen sterblichen Geschöpfen Gottes, und nach ihm das Weib, denn der Mann, wie man allgemein glaubt und sich täglich erweist, ist viel

vollkommener, und da er mehr Vollkommenheit besitzt, so muß er unfehlbar auch mehr Stärke und Standhaftigkeit haben, und hat sie auch; die Weiber sind dagegen im Durchschnitt viel unbeständiger und das Warum ließe sich durch viele natürliche Gründe darthun, welche ich für jetzt bei Seite laßen will. Wenn also der Mann mehr Standhaftigkeit besitzt und nichts desto weniger sich nicht enthalten kann, nicht nur der zu willfahren, die ihn ins Garn lockt, sondern die zu begehren, die ihm gefällt, und nicht zufrieden mit dem Wunsche, alles aufzubieten um ihn zu befriedigen, und ihm dieß nicht etwa einmal des Monats, sondern jeden Tag tausendmal begegnet: was denkst du, daß eine Frau bei ihrer natürlichen Schwäche den Bitten, Schmeicheleien und Geschenken und tausend andern Verführungskünsten entgegenzusetzen habe, die ein kluger Liebhaber gebrauchen wird? Glaubst du, daß sie sich halten werde? Wahrhaftig, wie sehr du das auch betheuern möchtest, ich kann nicht glauben daß du es glaubst. Und du selbst sagst, daß deine Frau ein Weib ist, und zwar von Fleisch und Blut so gut als die andern: wenn dem so ist, so muß sie auch dieselben Begierden haben und dieselben Kräfte, welche die Andern besitzen um diesen natürlichen Gelüsten zu widerstehen, und daraus folgt, daß sie ohngeachtet ihrer großen Ehrbarkeit dieselben Fehltritte begehen könne, welche die andern begehen, und keine Sache, die in der Möglichkeit liegt, darf man mit solcher Bestimmtheit wegläugnen oder bestreiten wollen wie du gethan hast.

Hierauf antwortete Bernabo und sprach: Ich bin Kaufmann und nicht Philosoph, und als Kaufmann will ich dir antworten, daß ich wohl weiß, daß dergleichen, wovon du sprichst, den thörichten Weibern, die von aller Scham verlaßen sind, wohl begegnen könne; die verständigen aber bewachen ihre Ehre mit solcher ängstlicher Sorgfalt, daß sie weit mehr Kraft gewinnen sie zu hüten als die Männer, welche sich wenig darum kümmern, und zu diesen gehört die Meinige. Ambrogiuolo versetzte: Wahrhaftig, wenn ihnen jedesmal, daß sie solchen Anträgen Gehör schenken, ein Horn vor der Stirn wüchse, das von

ihrer Schwäche Zeugniss ablegte, so glaub ich selber, daß Wenige sein würden, die darauf achteten; aber es wächst nicht nur kein Horn, sondern wenn sie klug sind, bleibt auch nicht die leiseste Spur zurück, und die Schande und der Verlust der Ehre kann doch nur Folge solcher Handlungen sein, welche bekannt werden; was sie aber heimlich thun können, das thun sie, sie müsten es denn aus Dummheit unterlaßen. Du kannst also überzeugt sein, daß nur diejenige keusch ist, die entweder niemals in Versuchung geführt worden, oder wenn sie selbst in Versuchung führte, kein Gehör gefunden hat. Und obwohl ich durch natürliche und einleuchtende Gründe überzeugt bin, daß es so sein müße, so würde ich es doch nicht mit solcher Gewissheit behaupten, wenn ich nicht oftmals und bei vielen die Erfahrung gemacht hätte. Und dazu sag ich dir, wenn ich bei dieser deiner Frau wäre, die bei dir so sehr im Geruch der Heiligkeit steht, so würd ich nicht verzweifeln in kurzer Zeit von ihr das zu erlangen, was ich schon von den andern erlangt habe.

Bernabo gab ihm gereizt zur Antwort: Der Streit mit Worten zöge sich zu sehr in die Länge: du sagtest, ich sagte, und zuletzt wäre nichts entschieden; aber weil du sie alle für so geschmeidig und deine Kunst für so mächtig hältst, so bin ich, dir den Beweis von der Ehrbarkeit meines Weibes zu liefern, bereit mir den Kopf abschlagen zu laßen, wenn es dir jemals gelingt, sie zu deinem Willen zu bereden, wogegen du, wenn es dir nicht gelingt, nicht mehr als tausend Goldgülden verlieren sollst. Ambrogiuolo, den der Streit schon in Hitze brachte, versetzte: Bernabo, ich bin der Mann nicht, den nach deinem Blute gelüsten sollte, wenn ich gewänne; aber wenn du den Beweis meiner Behauptungen sehen willst, so setze fünftausend Goldgülden, die dir doch weniger werth sein müßen als dein Kopf, gegen tausend von meiner Seite, und obwohl du mir keinen Zeitraum bestimmt hast, so will ich mich doch anheischig machen, nach Genua zu reisen und in drei Monaten, vom Tage meiner Abreise zu rechnen, deine Frau zu meinem Willen zu bereden, und zum Beweise dessen

einige ihrer liebsten Sachen und solche und so viele Wahrzeichen mitzubringen; daß du selber nicht umhin kannst, mir den Sieg zuzugestehen, mit dem Vorbehalt, daß du mir auf Ehre versprichst, innerhalb jenes Zeitraums nicht nach Genua zu kommen, noch deiner Frau über diesen Gegenstand zu schreiben.

Bernabo erklärte sich hiemit einverstanden, und obgleich die andern Kaufleute, welche zugegen waren, sich bemühten, die Wette zu hintertreiben, weil sie wohl einsahen, daß großes Unglück dadurch entstehen könne, so waren doch die Gemüther der Streitenden so erhitzt, daß sie wider den Willen der Uebrigen durch einen schriftlichen Vertrag sich einander verpflichteten. Und als die Verschreibung ausgestellt war, blieb Bernabo zurück, Ambrogiuolo aber begab sich so schnell als möglich nach Genua. Als er sich hier einige Tage aufgehalten und mit großer Vorsicht nach der Wohnung und dem Lebenswandel der Dame umgehört, überall aber nichts anders vernommen hatte als was Bernabo von ihr gerühmt, ja noch Rühmlicheres, da dachte er bei sich, er habe sich doch an ein schlimmes Unternehmen gewagt.

Indessen machte er doch die Bekanntschaft einer armen Frau, die viel in dem Hause verkehrte, und welcher die Dame sehr wohl wollte, und da er sie sonst durch nichts bereden konnte, bestach er sie durch Geld und ließ sich durch sie in einem Kasten, den er nach seiner Angabe hatte machen laßen, nicht nur in das Haus, sondern in die Kammer der Dame schaffen und dort, unter dem Vorwande auf einige Tage verreisen zu müßen, empfahl das gute Weib den Kasten ihrer Gönnerin, wie Ambrogiuolo sie unterrichtet hatte. So blieb also der Kasten in der Kammer, und als die Nacht gekommen war und Ambrogiuolo bemerkt hatte, daß die Dame schlafe, öffnete er ihn durch gewisse Handgriffe, und schlüpfte leise heraus in die Kammer, wo ein Licht brannte, und begann sich die Lage des Gemachs, die Gemälde und alle andern bemerkenswerthen Gegenstände in demselben zu betrachten und seinem Gedächtnisse einzuprägen. Dann näherte er sich dem Bette, und als er bemerkte, daß die Dame und eine kleine Zofe, die

bei ihr war, fest schliefen, enthüllte er sie ganz und sah, daß sie nackt eben so schön sei als gekleidet, konnte aber kein Wahrzeichen entdecken, auf das er sich hätte berufen können, außer einem Muttermal, das sie unter der linken Brust hatte und das einige goldgelbe Härchen umgaben. Als er dieß gesehen, bedeckte er sie wieder mit Vorsicht, denn wie sehr er auch, da er sie so schön erblickte, das Gelüste empfand, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich ihr zur Seite zu legen, so hatte er doch genug von ihrer Sprödigkeit und Strenge in diesem Punkte vernommen, um es nicht zu wagen. Er vertrieb sich also den grösten Theil der Nacht die Zeit nach Belieben in der Kammer, und als er in seine Kiste zurückkehrte, nahm er eine Börse, einen Ring und einen Gürtel mit sich und verschloß das Behältniß wieder wie es zuvor gewesen, und so trieb er es zwei Nächte ohne daß es die Dame gewahr wurde. Am dritten Tage kam die gute Alte, der Verabredung gemäß ihre Kiste wieder abzuholen und sie dahin zu bringen, von wo sie gekommen war; alsdann stieg Ambrogiuolo hervor und befriedigte die Alte, wie er versprochen hatte, worauf er so schnell er vermochte mit jenen Wahrzeichen noch vor dem festgesetzen Termin nach Paris zurückkehrte.

Hier rief er die Kaufleute zusammen, welche bei jenem Gespräch und der Wette zugegen gewesen, und sagte in Gegenwart des Bernabo zu ihnen, er habe die Wette gewonnen, indem er das vollbracht habe wozu er sich anheischig gemacht, und zum Beweise der Wahrheit gab er zuerst eine Beschreibung des Zimmers und seiner Gemälde, und zeigte die Sachen, die er mit sich gebracht, unter dem Vorgeben, sie von ihr erhalten zu haben. Bernabo gestand, daß die Kammer nach seiner Angabe beschaffen sei und überdieß erkenne er an, daß jene Gegenstände wirklich von seiner Gemahlin herrührten, sagte aber, er könne von einem der Diener des Hauses die Beschaffenheit des Zimmers erfahren und auf gleiche Weise den Besitz der Sachen erlangt haben, und deshalb halte er dieß, wenn nichts weiter hinzukomme, nicht für hinreichend, um seine Wette verloren zu geben. Darauf antwortete

Ambrogiuolo: In der That sollte dieß genügen; weil du aber darauf bestehst, daß ich noch mehr sagen soll, so wiße denn, daß Madonna Ginevra, deine Frau, unter der linken Brust ein ziemlich großes Muttermal hat, welches etwa sechs goldgelbe Härchen umgeben. Als Bernabo dieß hörte, war ihm als führ ein Dolchstich durch seine Brust, so großen Schmerz empfand er; sein Gesicht verwandelte sich völlig, und wenn er auch kein Wort gesprochen hätte, so gab doch sein Betragen untrügliche Merkmale genug, daß Ambrogiuolo die Wahrheit gesagt habe. Nach einer Pause sagte er: Ihr Herren, was Ambrogiuolo sagte, ist richtig, und darum, da er Sieger ist, mag er kommen wann ihm beliebt die Zahlung zu empfangen, und so wurde Ambrogiuolo am folgenden Tage völlig ausbezahlt.

Aber Bernabo verließ Paris mit einem Herzen voll Wuth gegen sein Weib, und reiste gen Genua, und da er sich ihm näherte, wollte er es nicht betreten, sondern blieb auf einem seiner Landgüter, das etwa zwanzig Meilen davon entfernt war, schickte aber einen seiner Diener, dem er sehr vertraute, mit zwei Pferden und einem Brief an sein Weib, worin er ihr seine Rückkehr anzeigte und ihr befahl, zu ihm zu kommen; dem Diener aber gab er heimlich den Auftrag, sobald er mit ihr unterwegs an einen Ort komme, der ihm dazu geeignet scheine, sie ohne Barmherzigkeit umzubringen und zu ihm zurückzukehren.

Der Diener kam also nach Genua und übergab den Brief der Dame, welche ihn mit vielen Freuden empfieng. Am andern Morgen bestieg sie mit dem Diener ein Pferd, und nahm den Weg nach jenem Landgute, und wie sie so zusammen hinritten und von verschiedenen Dingen sprachen, kamen sie an ein tiefes und einsames Thal, von hohen Felsen und Bäumen umschloßen, welches dem Diener zur sichern Vollziehung der Befehle seines Herrn sehr geeignet schien. Er zog also den Dolch hervor, nahm die Dame beim Arm und sprach: Madonna, empfehlt Gott eure Seele, denn ihr müßt hier ohne Weiteres sterben. Die Dame erschrak sehr, als sie den Dolch sah und diese Worte hörte. Ums

Himmels willen, rief sie, ehe du mich tödtest sage mir womit ich dich beleidigt habe, daß du mich umbringen willst. Madonna, versetzte der Diener, mich habt ihr durch nichts beleidigt, aber wodurch ihr euern Gemahl beleidigt habt, weiß ich nicht; jedoch befahl er mir, euch ohne alle Barmherzigkeit auf dieser Reise aus der Welt zu schaffen, und wenn ich es nicht thue, drohte er mir, mich an den Galgen hängen zu laßen. Ihr wißt selbst, welche Verpflichtungen ich gegen ihn habe, und daß ich ihm nichts abschlagen darf, was er von mir verlangt. Gott weiß es, wie leid ihr mir thut, aber ich kann nicht anders. Ums Himmelswillen, sagte die Dame unter Thränen, werde nicht einem Andern zu Liebe zum Mörder an der, die dich nie beleidigt hat. Gott, der alles kennt, weiß auch, daß ich nie das Geringste begangen habe, wodurch ich von meinem Gemahl einen solchen Lohn verdient hätte. Aber setzen wir das bei Seite, so kannst du, wenn du nur willst, zugleich Gott, deinem Herrn und mir gefällig sein und zwar in dieser Weise: du nimmst diese meine Kleider und giebst mir nur dein Wams und einen Mantel, und kehrst mit jenen zu deinem Herrn zurück und sagst, du habest mich umgebracht, und ich schwöre dir bei dem Leben, das ich dir verdanke, mich von hier zu entfernen und an einen Ort zu begeben, von welchem weder zu ihm noch zu dir, noch in diese Gegend je die geringste Nachricht von mir gelangen soll.

Der Diener, der sie ungern getödtet hätte, war leicht zum Mitleid zu bewegen: er nahm also ihre Kleider für eins seiner Wämse und einen Ueberrock, und ließ ihr das wenige Geld, das sie besaß, und nachdem er sie gebeten hatte, sich sobald als möglich aus jener Gegend zu entfernen, ließ er sie in dem Thale zu Fuß zurück, worauf er sich zu seinem Herrn begab und ihm sagte, er habe nicht nur seinen Befehl vollzogen, sondern auch gesehen, daß die Wölfe über ihren Leichnam hergefallen seien. Nicht lange darauf kehrte Bernabo nach Genua zurück, und da seine That bekannt wurde tadelte ihn Jedermann.

Die Dame blieb trostlos und verlaßen zurück und bei

einbrechender Nacht begab sie sich, nachdem sie sich so gut sie konnte, entstellt hatte, in ein benachbartes Dorf, wo sie von einer alten Frau das Nothwendige einkaufte. Dann nahm sie das Wams und machte es sich maß, schnitt sich aus dem Ueberrock ein Paar Beinkleider zurecht, kürzte sich die Haare und verwandelte sich ganz in die Gestalt eines Matrosen, in welcher sie sich nach der Seeküste begab. Hier fand sie durch Zufall einen catalonischen Edelmann, Namens Encarache, der sein Schiff, das in der Nähe vor Anker lag, verlaßen hatte um sich in einem kühlen Brunnen zu baden; mit diesem ließ sie sich in ein Gespräch ein und trat in seine Dienste, worauf sie sein Schiff bestieg und den Namen Sicurano aus Finale annahm. Hier erhielt sie von dem Edelmann beßere Kleider und bediente ihn fortan so sorgsam und pünktlich, daß sie seine Gunst in hohem Grade erwarb. Nicht lange darauf geschah es, daß dieser Catalonier mit einer Schiffsladung nach Alexandria fuhr und dem Sultan einige ausländische Falken mitbrachte, die er ihm überreichte. Der Sultan lud ihn einige Male zur Tafel, und wie er das Benehmen des Sicurano, der ihn immer bediente, mit Wohlgefallen bemerkt hatte, bat er den Catalonier, ihm den Diener abzutreten, und dieser, so hart es ihm ankam, überließ ihn ihm. In kurzer Zeit hatte Sicurano die Gunst und Neigung des Sultans durch sein gutes Betragen nicht weniger erworben als vorher die des Cataloniers. Nun geschah es im Laufe der Zeit, als in Acri, welches der Herschaft des Sultans unterworfen war, ein großer Jahrmarkt gehalten werden sollte, auf welchem sich christliche und sarazenische Kaufleute versammelten (daher der Sultan zur Sicherheit der Kaufleute und der Waaren gewohnt war, außer andern seiner Beamten einen seiner ersten Hofleute mit Gefolge dahin zu schicken um die Aufsicht zu führen), daß der Sultan den Sicurano zu diesem Behuf dahin zu schicken beschloß, indem dieser die Landessprache schon völlig inne hatte, und so geschah es.

Da nun Sicurano als Befehlshaber und Anführer der zur Sicherheit der Kaufleute und Waaren bestimmten Bedeckung nach

Acri kam und hier Alles was zu seinem Amte gehörte, mit großer Sorgfalt verrichtete, und, indem er überall die Aufsicht führte, eine große Menge sicilianische, genuesische, pisanische und andere italienische Kaufleute vorfand, so machte es ihm Vergnügen, sich mit ihnen zu unterhalten, weil er Gelegenheit hatte, sich seines Vaterlandes zu erinnern.

Eines Tages, da er auch in das Gewölbe eines Venetianers gerathen war, kamen ihm unter andern Kostbarkeiten auch ein Gürtel und eine Börse zu Gesicht, welche er sofort als die seinigen erkannte, worüber er sich sehr verwunderte, sich aber nichts merken ließ, sondern nur höflich nachfragte, wem sie gehörten und ob sie zu Kaufe wären. Ambrogiuolo von Piacenza war mit vielen Waaren auf einem venezianischen Schiffe auch dahin gekommen, und als er hörte, daß der Hauptmann der Wache nach dem Eigenthümer der Waaren fragte, trat er hervor und sagte lachend: Mein Herr, die Sachen sind mein, aber nicht zu Kauf; wenn sie euch indessen gefallen, so mache ich sie euch gern zum Geschenk. Da Sicurano ihn lachen sah, fürchtete er, jener möchte sein Geschlecht errathen haben, nahm aber eine ernste Miene an und sprach: Du lachst vielleicht, daß ein Mann von der Klinge wie ich nach solchen Weiberzierrathen fragt? Ambrogiuolo antwortete: Nein, mein Herr, darüber lachte ich nicht, sondern über die Weise, wie ich diese Sachen erlangt habe. Sicurano versetzte: Wohlan denn, beim Himmel, wenn es sich anders erzählen läßt, so erzähle mir wie du sie gewannst. Mein Herr, sagte Ambrogiuolo, ich erhielt sie einst nebst andern Sachen von einer schönen Frau aus Genua zum Geschenk, welche Madonna Ginevra hieß, die Frau des Bernabo Lomellin, nachdem ich eine Nacht bei ihr zugebracht hatte, und sie bat mich, sie aus Liebe zu ihr zu behalten. Und nun lachte ich, weil ich mich der Narrheit des Bernabo erinnert, welcher thöricht genug war, fünftausend Goldgülden gegen zehn zu setzen, daß ich bei seiner Frau mein Glück nicht machen würde; aber ich machte es doch und gewann die Wette, und er, der sich lieber selbst für seine Dummheit hätte bestrafen sollen

als sie, die nichts gethan hatte als was alle Frauen thun, kehrte von Paris nach Genua zurück, und ließ sie, wie ich gehört habe, ums Leben bringen.

Als Sicurano dieß hörte, war ihr der Zorn des Bernabo gegen sie nicht länger ein Räthsel, denn sie erkannte sogleich, daß dieser der Urheber alles ihres Unglücks sei, weshalb sie bei sich beschloß, ihn nicht ungestraft entrinnen zu laßen. Er stellte sich also als ob ihm die Erzählung sehr gefallen habe, und schloß sich seinem Umgange so nahe an, daß Ambrogiuolo am Ende der Messe mit ihm und allen seinen Waarenvorräthen nach Alexandria zog, wo ihm Sicurano ein Gewölbe einräumte und eine Summe Geldes überließ, weshalb er in der Aussicht auf große Vortheile, gerne verweilte.

Sicurano war nun sehr begierig, den Bernabo über die Unschuld seiner Frau aufzuklären, und ruhte nicht eher bis er durch Hülfe einiger reichen genuesischen Kaufleute, die zu Alexandria verkehrten, ein Mittel fand, ihn dahin zu locken, wo er denn auch endlich in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte und ihn Sicurano so lange von einem seiner vertrauten Freunde heimlich beherbergen ließ bis es ihm Zeit schien, sein Vorhaben auszuführen. Er hatte schon dem Ambrogiuolo Gelegenheit gegeben, dem Sultan jene Geschichte zu erzählen, und der Sultan hatte Vergnügen daran gefunden; da er aber Bernabo gegenwärtig sah und es nicht länger für nöthig hielt, Ausstand zu geben, bat er den Sultan gelegentlich, den Ambrogiuolo nebst dem Bernabo vor sich kommen zu laßen, und den erstern in Gegenwart des letztern, im Nothfall durch Gewalt zu zwingen, die reine Wahrheit über die Gunstbezeugungen zu bekennen, die er von dessen Frau erlangt zu haben sich rühmte.

Als daher Ambrogiuolo und Bernabo sich einstellten, befahl der Sultan in Gegenwart vieler Höflinge mit gebieterischem Wesen dem Ambrogiuolo, die reine Wahrheit zu sagen, wie er die fünftausend Goldgülden von dem Bernabo gewonnen habe, wobei auch Sicurano gegenwärtig war, auf den er sein ganzes Ver-

trauen gesetzt hatte, der ihn aber ebenfalls in großem Zorn mit den schrecklichsten Martern bedrohte, wenn er die Wahrheit nicht sagte, daher Ambrogiuolo, der sich von beiden Seiten bedrängt sah, und wirklich schon einige Zwangsmittel fühlen muste, in Gegenwart des Bernabo und vieler andern, und in Erwartung, daß er keine andere Strafe als die Zurückgabe der fünftausend Goldgülden und der Kostbarkeiten zu befahren habe, den ganzen Hergang der Sache haarklein erzählte.

Als Ambrogiuolo seine Erzählung geendigt hatte, wandte sich Sicurano, als des Sultans Wortführer, zu dem Bernabo und fragte: Und du, was thatest du, auf diese Lüge, mit deiner Frau? Bernabo antwortete: Der Zorn über den Verlust meines Geldes und die Schande, welche, wie ich glaubte, mein Weib mir zugefügt hatte, verleiteten mich, mein Weib umbringen zu laßen, und nach dem, was man mir erzählt hat, ward sie auch sogleich von einer Schar von Wölfen zerrißen.

Als alle diese Geschichten in Gegenwart des Sultans erzählt und von ihm vernommen wurden ohne daß er noch wuste, wohin Sicurano, der dieß alles verlangt und eingerichtet hatte, damit hinaus wolle, sagte ihm Sicurano: Mein Gebieter, ihr seht nun klar genug, wie sehr sich diese gute Frau glücklich zu preisen hatte, einen solchen Gemahl und solchen Liebhaber zu besitzen, indem der Liebhaber ihr in einer Stunde die Ehre raubt, dann ihren Ruf durch Lügen befleckt und ihr die Liebe ihres Mannes entwendet; und der Gemahl, der fremden Lügen mehr Glauben schenkt als der Wahrheit, die ihm aus langer Erfahrung bekannt sein muste, sie umbringen läßt und den Wölfen vorwirft, und überdieß geht noch die Liebe und Zuneigung des Gemahls wie des Liebhabers so weit, daß sie lange mit ihr verkehren, und keiner von beiden sie wiedererkennt. Weil ihr aber am Besten wißt was Jeder von diesen verdient hat, so will ich, wenn ihr mir die besondere Gnade erweisen wollt, den Betrüger zu bestrafen und dem Betrogenen zu verzeihen, die Dame selbst hieher vor euer und ihr Angesicht kommen laßen. Der Sultan, welcher in dieser ganzen

Angelegenheit dem Sicurano zu willfahren entschloßen war, sagte, er sei es zufrieden und er solle die Dame nur vorführen laßen. Bernabo, der ihren Tod für gewiss hielt, wunderte sich nicht wenig, und Ambrogiuolo, der sein Schicksal ahnte, fieng schon an, Schlimmeres zu befürchten als die Rückzahlung des Geldes, und wuste nicht ob er die Ankunft der Dame hoffen oder fürchten sollte: er sah also mit ängstlicher Erwartung ihrem Erscheinen entgegen.

Als Sicurano nun die Erlaubniss des Sultans besaß, warf er sich weinend vor ihm auf die Kniee, ließ auf einmal die männliche Stimme und das angenommene männliche Wesen fahren und sprach: Gnädiger Herr, ich selbst bin diese arme unglückliche Ginevra, welche sechs Jahre in männlicher Gestalt in der Welt umherschweifte, nachdem dieser Verräther von Ambrogiuolo sie fälschlich und boshaft verleumdet und dieser grausame und ungerechte Mann sie einem Diener zur Hinrichtung und den Wölfen zur Atzung übergeben; und zugleich riß sie das Gewand auf und entblößte ihre Brust, um den Sultan und alle Anwesenden von ihrem wahren Geschlecht zu überzeugen, worauf sie sich zu dem Ambrogiuolo wandte und ihn heftig fragte, wann er jemals, wie er sich gerühmt, ihre Gunstbezeugungen genoßen habe? Wie er sie jetzt erkannte, verstummte er vor Scham und erwiderte kein Wort.

Der Sultan, der sie immer für einen Mann angesehen hatte, wunderte sich so sehr über das, was er sah und hörte, daß er es eher für einen Traum als für Wahrheit gehalten hätte. Als endlich seine Verwunderung nachließ und die Wahrheit sich geltend machte, war er in dem Lobe des guten Betragens, der Standhaftigkeit, der Sitten und Tugenden der bis dahin Sicurano geheißenen Ginevra ganz unerschöpflich, ließ ihr die anständigsten weiblichen Kleider, und Frauen zu ihrer Begleitung kommen, und schenkte auf ihre Bitte dem Bernabo die verdiente Todesstrafe. Dieser hatte sie nicht sobald erkannt, als er sich zu ihren Füßen warf und sie unter Thränen um Verzeihung bat, welche sie ihm,

so wenig er sie auch verdiente, doch liebevoll gewährte, ihn zu sich emporzog und als ihren Gemahl zärtlich umarmte. Hierauf befahl der Sultan, den Ambrogiuolo sofort an einem hohen Ort in der Stadt an einen Pfahl zu binden und mit Honig zu bestreichen, ihn auch nicht eher wieder herabzunehmen bis er von selber wieder herabfiele, und so geschah es. Zugleich befahl er, alles Eigenthum des Ambrogiuolo der Ginevra zu geben, welches nicht weniger als zehntausend Dublonen betrug; auch ließ er ein großes Fest bereiten, an welchem er dem Bernabo als dem Gemahl der Ginevra, und ihr selber als der vortrefflichsten aller Frauen, alle ersinnliche Ehre erwies und ihr an Kostbarkeiten, an Gold- und Silbergeräthen und an baarem Gelde so viel verehrte, daß es wohl noch einmal zehntausend Dublonen betrug. Endlich ließ er ihnen ein Schiff ausrüsten und gab ihnen nach Beendigung der Festlichkeit die Erlaubniß, nach Genua beliebig zurückzukehren, wohin sie denn, mit großen Reichthümern beladen, fröhlich zurückkehrten und mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurden, besonders Madonna Ginevra, welche von allen für todt gehalten worden, und von nun an lebenslang als ein Muster der Frauen verehrt wurde. Ambrogiuolo aber ward noch an demselben Tage, wo man ihn an den Pfahl band und mit Honig beschmierte, unter den schrecklichsten Qualen von Fliegen, Wespen und Hornissen, die in diesem Lande sehr häufig sind, nicht nur ums Leben gebracht, sondern bis auf das Gebein verzehrt, welches noch lange Zeit, weißgebleicht, an dem Pfahl hieng und jedem, der es sah, von seiner Bosheit Zeugniß ablegte. Und so unterlag der Betrüger dem Betrogenen.

2. Cymbeline.

Zur Sagenvergleichung.

Es ist nicht unbestritten, ob die hier mitgetheilte Novelle des Boccaccio (Dec. II. 9) wirklich die nähere oder auch nur entferntere Quelle unseres Schauspiels sei. Grimm (altd. Wälder I. S. 27) verneint es ausdrücklich. Indessen hat man bis jetzt noch keine Erzählung aufgefunden, die mit seinem Cymbeline mehr Züge gemein hätte. Wenn Benda die zweite Erzählung in dem erst 1620 zu London erschienenen Buche Westward for Smelts u. s. w., welche er in den Anmerkungen zu diesem Schauspiel wörtlich übersetzt hat, für die unbezweifelte Quelle Shakspeares ausgiebt, so ist dieß ganz grundlos. Die Mehrzahl der englischen Kritiker entscheidet sich auch für unsere Novelle und schon Malone bemerkte, daß hier weit mehr Umstände mit Shakspeares Darstellung stimmen als in jener Erzählung, die überdieß nichts als eine den englischen Sitten gerechte Nachahmung der boccazischen Novelle ist. Hiemit stimmt auch Dunlop II. p. 225 sqq. Sie weiß nichts von dem Kasten, durch den sich der Betrüger zur Nachtzeit in das Schlafgemach der treuen Gattin zu schaffen versteht,*) nichts von den Gemälden in demselben, nichts von dem Muttermal: statt dieser entscheidenden Wahrzeichen reicht ein entwendetes Crucifix hin, den leichtgläubigen Mann von der Schuld der Gattin zu überzeugen. Dieser Mangel wird auch nicht durch andere Züge aufgewogen, die bei Boccaccio fehlen und beweisen

*) Ganz in derselben Weise wird ein Kasten gebraucht in Tausend und Eine Nacht, Bd. 15, S. 164 ff.; im Uebrigen stimmt dieß Märchen aber nicht.

könnten, daß Shakspeare diese Erzählung auch nur gekannt habe. Vielleicht ist sein Schauspiel sogar vor ihrer Bekanntmachung geschrieben: denn wenn Malone vermuthet, es sei zwischen den Trauerspielen Lear und Macbeth im Jahre 1605 gedichtet, weil die Geschichte Lears und Cymbelinens in Holinsheds Chronik nahe bei einander stehen, so bemerkt Benda sehr richtig, wie unzureichend diese Angabe sei, um das Alter dieses Stücks zu bestimmen; allein es ist um nichts beßer, wenn er selbst mit Bestimmtheit behauptet, das Stück sei nicht vor dem Jahre 1603 gedichtet, weil in diesem Jahre die Erzählung erst herauskam. Tieck nimmt an, dieß Stück sei eine später wieder aufgenommene Jugendarbeit des Dichters.

Daß sich auch von dieser Novelle keine englische Uebersetzung zu Shakspeares Zeiten nachweisen läßt, kann nichts entscheiden, mag man nun mit uns annehmen, daß Shakspeare sie im Original lesen konnte, oder mit den Engländern vermuthen, die Uebersetzung sei wieder verloren gegangen. Die italienischen Namen Philario, Pisanio und Jachimo sprechen für die Entlehnung aus einer italienischen Quelle, obwohl die Episode von den geraubten Söhnen des Königs, Guiderius und Arviragus, und ein großer Theil der Schicksale des Leonatus Posthumus die Vermuthung begründen, daß er noch eine andere Erzählung vorgefunden und mit jener verschmolzen habe. Vielleicht war diese Verschmelzung der Schicksale Imogens mit der altbrittanischen Sagengeschichte, wie sie Holinshed und vor ihm Galfred von Monmouth und Andere berichten, in einem damals gangbaren Volksroman, den Shakspeare benutzte, bereits vorgenommen; dann würde auch der Vorwurf wegfallen, auf welchen englische Kritiker so viel Gewicht legen, daß Shakspeare das alte Rom mit modernen Italienern bevölkert habe, denn fand er jene italienischen Namen schon in einer volksmäßigen Erzählung vor, so konnte er sie ohne Nachtheil für die Popularität seines Stücks nicht mit andern vertauschen. Douce (Illustr. II. p. 199) will in dem Roman des Xenophon Ephesius von Abrocamas und Anthia, welchen er auch

für die entfernteste Quelle von Romeo und Julie hält, zwei Züge finden, die in Cymbeline wieder begegnen. Der erste soll folgender sein: Als Anthia die Sclavin Mantos und ihres Ehemannes geworden ist, verliebt sich dieser in sie, und als die eifersüchtige Manto dieß erfährt, giebt sie einem vertrauten Diener Befehl, Anthia in den Wald zu führen und dort zu tödten. Dieser erbarmt sich aber wie der Diener bei Boccaccio und Pisanio bei Shakspeare der unglücklichen Anthia und verschont ihr Leben. Dieser Zug, der unendlich oft in den Märchen aller Zeiten und Völker wiederkehrt, kann nichts entscheiden, um so weniger als er sich auch bei Boccaccio in viel genauerer Verbindung mit den Schicksalen Imogens findet. Der andere Zug soll der Schlaftrunk sein, welchen Imogen wie Anthia (s. oben S. 83 ff.) und Julie trinkt, nach dessen Genuß sie von Guiderius und Arviragus für todt bestattet wird und dann erwacht, um in die Dienste des römischen Feldherrn zu treten. Es ist nicht zu läugnen, daß hier der Schlaftrunk seiner Wirkung nach mehr Aehnlichkeit mit Cymbeline als mit Romeo und Julie hat und wäre daher nicht unmöglich, daß in der volksmäßigen Erzählung, die Shakspeare nach unserer obigen Vermuthung benutzt haben soll, der Roman des Xenophon mit der Erzählung Boccaccios verschmolzen war, wenn Shakspeare nicht selbst diese Verschmelzung vorgenommen hat.

In der Erzählung Galfreds von Monmouth von Cymbeline und seinen beiden Söhnen erinnern nur wenige Züge an Shakspeare. „Als Cymbeline zehn Jahre über die Brittannier geherscht hatte, zeugte er zwei Söhne, Guiderius und Arviragus; dem erstern hinterließ er bei seinem Tode das Reich. Dieser verweigerte den Römern den Tribut, worauf Claudius mit einem Heere in Brittannien landete und Porchester belagerte. Mit ihm war Einer, Namens Levis Hamo, auf dessen Rath er in Kriegssachen vertraute. Als es zur Schlacht kam, that Guiderius Wunder der Tapferkeit und schon flüchtete Claudius zu den Schiffen, als der schlaue Hamo seine Waffen von sich warf, sich als ein Brittannier waffnete und rüstete, und so gegen die Römer kämpfte.

Er ermahnte die Brittannier, den Feinden nachzusetzen und einen vollen Sieg zu erfechten. Er hatte nämlich ihre Sprache und Sitten gelernt, weil er unter den Geiseln der Brittannier zu Rom aufgewachsen war. Auf diese Weise näherte er sich dem König Guiderius, der sich keines Args zu ihm versah und tödtete ihn unversehens durch einen Schwerthieb. Hierauf flüchtete er wieder zu den Römern. Als Arviragus seinen Bruder erschlagen sah, legte er dessen Rüstung an und führte die Britten gegen die Römer, als ob er selbst Guiderius wäre." So wechselt bei Shakspeare Leonatus Posthumus zweimal die Rüstung, einmal um mit den Britten zu fechten, da er mit den Römern gekommen war, das zweitemal um als ein Römer von den Britten gefangen zu werden. Doch sind es gerade seine Schicksale, welche am Meisten die Vermuthung begründen, daß zwischen Monmouths Bericht und Shakspeares Darstellung noch eine volksmäßige Erzählung in der Mitte lag.*)

Es mag unentschieden bleiben, ob schon diese volksmäßige Erzählung oder erst Shakspeare auch das Märchen von Sneewittchen benutzte, von dem Karl Schenkl Germ. IX, 458 nachwies, daß es im dritten und vierten Acte vorgeschwebt habe, seit Imogen in Mannskleidern in die Höhle des Belarius und ihrer unerkannten Brüder Guiderius und Arviragus trat. Die übereinstimmenden Züge, auf welchen dabei Gewicht liegt, sind folgende:

1) Im Märchen wie bei Shakspeare finden wir die böse Königin, welche ihre Stieftochter haßt und sogar mit Gift aus dem Wege zu räumen sucht.

2) Im dritten und vierten Act sehen wir Imogen in der Höhle bei jenem herrlichen Brüderpaar, wie Sneewittchen im Hause der Zwerge Schutz und Zuflucht findet.

---

*) Auch der Name Imogens kommt bei Holinshed und Monmouth vor, aber nicht bei Gelegenheit Cymbelines und seiner Söhne, sondern am Anfang der Chronik, bei der Geschichte des Brutus und Locrin. (S. unten XVIII.)

3) Als Sneewittchen durch die List der bösen Stiefmutter berückt wie todt daliegt, doch von dem Tode nicht entstellt, sondern wie ein schlummerndes Kind, da weinen die Zwerge drei Tage lang und legen es endlich, weil sie es nicht in die schwarze Erde versenken wollen, in einen Sarg von hellem Krystall. Ganz ähnlich wird Imogen in einen todesähnlichen Schlaf versenkt und von den Jünglingen bestattet; sie bergen sie aber nicht in der Erde, sondern bestreuen den Leib mit Blumen. In beiden Fällen ist es nur ein Scheintod, aus dem ein Erwachen Statt findet. Die Parallele wird von Schenkl, auf den ich verweise, noch weiter fortgeführt.

Gewiss ist es indes, daß die Erzählung Cassibelan, welche die Bibl. univ. des romans 1781. Janv. A. p. 21 ohne Angabe der Quelle mittheilt, von Shakspeare in keiner Weise benutzt worden ist, denn obgleich dieselbe bis in die kleinsten Einzelheiten mit seiner Darstellung übereintrifft, so ist doch diese Aehnlichkeit viel zu groß als daß man nicht glauben sollte, der Verfaßer habe vielmehr aus Shakspeare geschöpft. In einigen dieser Erzählung beigefügten Noten werden sogar die englischen Commentare zum Shakspeare benutzt, z. B. p. 64, wo die angeführte Stelle des Erasmus aus einer Note des Warburton entlehnt ist. Man darf also nicht zweifeln, daß die Herausgeber der Bibl. Shakspeares Cymbeline ausgeschrieben und die Quelle gegen ihren sonstigen Gebrauch verschwiegen haben um die Abweichung vom Plane ihres Werks, das nur aus Romanen nicht aus Schauspielen Auszüge liefern sollte, zu verbergen. Deshalb scheinen sie auch die Namen mit andern vertauscht zu haben.

Collier giebt den Inhalt zweier altfranzösischen Romanzen an: in der einen bemerkt der Verräther durch ein geheimes Loch in der Mauer der Kammer, wo die Frau ein Bad nimmt, daß sie ein Muttermal hat; in der andern werden die Beweisstücke durch einen treulosen Dienstboten gestohlen. Diese Romanzen, bemerkt Halliwell, beweisen für die Volksmäßigkeit der Erzählung, ohne auf Shakspeares Behandlung Licht zu werfen.

Die Erzählung des Boccaccio ist vermuthlich aus einem lateinischen Original entsprungen, dem auch das deutsche Volksbuch seinen Ursprung verdanken mag, das zuerst ohne Jahreszahl und Druckort unter dem Titel: „Ein liepliche history und Warheit von vier kaufmendern. 4.“, dann später zu Nürnberg unter dem Titel: „Ain lipliche historie von fier kaufleuten“ erschien. In Schweden und Dänemark lebt dieß Volksbuch noch fort, in Deutschland ist es ausgestorben, neuerdings aber durch ein ganz modernes ersetzt worden, das aus Boccaccios Novelle entstanden ist. Es führt den Titel: „Die schöne Caroline als Husarenoberst oder die edeldenkende Kaufmannsfrau. 1826. 8. Ueber jenes ältere vgl. Grimms altd. Wälder I. S. 68.

Noch jetzt beschäftigt sich die lebendige Volkserzählung mit diesem Stoff und ich selbst habe in meinen deutschen Märchen, Stuttgart 1864, unter der Ueberschrift „Der Handschuh“ eine Ueberlieferung dieser Art aufgezeichnet. Sie stammt aus der Gegend von Xanten; der Inhalt ist kürzlich folgender: Ein Graf hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Bei seinem Tode ermahnt er sie nicht von einander zu laßen, was sie ihm feierlich zusagen. Nach des Vaters Tode redet ihm aber die Schwester selber zu, am Hof des Königs Dienste zu suchen: sie wäre schon beruhigt, wenn sie nur wüßte wo er wäre. Er folgte diesem Rath und erhielt bald einen bedeutenden Posten am Hofe. Der Minister aber haßte ihn, weil er des Königs Gunst nicht mit ihm theilen wollte. Einst hatte er in des Königs Geschäften eine Reise zu thun; da sagte er zu dem Grafen, er komme auch nach seiner Heimat: da gedächte er seine Schwester zu verführen. Der junge Graf, der nicht glaubte, daß ihm das gelingen werde, gieng eine Wette mit ihm ein und setzte seine Grafschaft und sein Leben zu Pfande. Diese Wette ward vor Gericht niedergeschrieben und obrigkeitlich bestätigt. Der Minister reiste ab, versuchte es aber vergebens, im Schloße der Schwester Zutritt zu erlangen. Da sah er einst einen ältlichen Herrn aus dem Schloße kommen und in einem Goldschmiedsladen verschwinden. Am andern Morgen gieng er

selber hinein, kaufte einige Kleinigkeiten und bemerkte, daß der Meister an einem kostbaren Ring arbeite. Er fragte nach dem Preise, erhielt aber zur Antwort, der Ring sei nicht feil, er gehöre einer jungen Gräfin, die ihn von ihrem Bruder zum Geschenk erhalten habe. Wenn er durchaus nicht zu Kauf sei, sagte der Minister, so wünsche er wenigstens einen ganz ähnlichen zu haben. Der Goldschmied versprach ihn so ähnlich als möglich zu machen; nach drei Tagen solle er fertig sein. In der Zwischenzeit gieng der Minister zu der ersten Hebamme in der Stadt und gab vor, seine Tochter habe ein Muttermal unter dem Kinn; ob sie nicht wiße wie das zu vertreiben sei? Im weitern Gespräch erfuhr er, jene junge Gräfin habe ein Muttermal wie ein Veilchen zwischen den Brüsten mit auf die Welt gebracht. Mit dieser Nachricht und dem nachgemachten Ring kehrte er nach der Hauptstadt zurück und behauptete nun, die Wette gewonnen zu haben. Das Gericht, dem er den Ring vorlegte und dann mit dem Muttermal herausrückte, das er zwischen den Brüsten der jungen Gräfin gesehen zu haben vorgab, that den Ausspruch, daß der Graf die Wette verloren habe. Als ihm dieß eröffnet wurde, erklärte er, sich in sein Schicksal fügen zu wollen; nur halte er um die Gnade an, noch einmal um sein väterliches Schloß fahren zu dürfen. Als ihm das bewilligt wurde, schrieb er einen Brief an seine Schwester, worin er sie von Allem in Kenntniss setzte. Wie er nun im Wagen um das Schloß fuhr, erkannte ihn seine Schwester, die im Fenster lag, schon aus der Ferne und freute sich sehr, daß er sie zu besuchen komme. Als er aber vorbeifuhr, wuste sie nicht was sie denken sollte. Es war ihr jedoch nicht entgangen, daß er einen Brief hervorgezogen und über die Mauer ihres Gartens geworfen hatte. Den ließ sie sogleich hervorholen und ersah daraus die große Gefahr, in der ihr Bruder schwebte. Es galt nun einen Rath zu ersinnen, wie sie sein Leben und die eigene Ehre retten möchte. Da ließ sie alle Goldschmiede aus der Stadt berufen und trug ihnen auf einen kostbaren Handschuh mit Perlen und Edelsteinen noch in derselben Nacht anzufertigen. Die

Goldschmiede theilten sich in die Arbeit, blieben die Nacht über am Werk und brachten den Handschuh in aller Frühe. Dann ließ sie sechs Pferde vor ihren Staatswagen spannen und fuhr nach der Stadt, als eben der junge Graf mit großem Geleit zum Hochgericht begleitet wurde. Da befahl sie ihrem Kutscher, sich mit ihrem Wagen an einer Querstraße aufzustellen, an welcher der Zug vorbeikommen muste. Die Vordersten sollte er dann alle vorbeifahren laßen bis er sähe, daß der königliche Wagen käme: dem sollte er in den Weg fahren und dann stille halten, so daß auch der König halten müße. Das geschah: da schickte der König seinen Kutscher an den Wagen der Fremden und ließ fragen, wie sie sich unterstehen könne, dem König in den Weg zu fahren. Die Gräfin ließ antworten, der Minister, der so eben als Zugführer vorbeigefahren sei, hätte ihr das Gegenstück zu dem Handschuh gestohlen, den sie hier dem König schicke und seine Gerechtigkeit anflehe. Der König erstaunte, als er den kostbaren Handschuh sah, und befahl, der ganze Zug solle halten und der Zugführer herbeikommen, sich zu verantworten. Als er kam, zeigte ihm der König den Handschuh und sagte, das Fräulein dort im Wagen beschuldige ihn, ihr das Gegenstück dazu gestohlen zu haben. Da geht der Minister an den Wagen, betrachtet das Fräulein, und kommt zurück und sagt, dieß Fräulein kenne er gar nicht und wolle beschwören, sie nie gesehen zu haben. Die Gräfin sprach zu dem König: „Wenn er mich nie gesehen hat und gar nicht kennt, wie kann er mich denn verführt haben? Ich bin die Schwester des Grafen, der hingerichtet werden soll.“ Als das der König hörte, sagte er: „Wenn das ist, so hat er sich selbst sein Urtheil gesprochen.“ Sogleich befahl ihm der König auszusteigen und sich in den Wagen zu setzen, worin der Bruder der Gräfin säße: dieser aber solle nun den Zug führen und den Verleumder hinrichten laßen.

Im Wesentlichen dieselbe Erzählung begegnet uns auch in den Sicilianischen Märchen, welche Laura Gonzenbach aus dem Volksmund gesammelt und Otto Hartwich mit Reinhold Köhlers schätzbaren Anmerkungen herausgegeben hat, Leipzig 1870. Die

siebente Erzählung: Die beiden Fürstenkinder von Monteleone, weicht nämlich fast nur darin von unserer Xantener ab, daß statt des Handschuhs, dem Costüm der Landschaft gemäß, eine Sandale die Katastrophe herbeiführt.

Marcus Landau a. a. O. läßt die Erzählung des Boccaccio nicht aus dem von uns angenommenen lateinischen Original, sondern aus dem französischen Roman De la violette ou de Gerard de Nevers des Gybert de Montreuil, der Quelle der Euryanthe, aus dem dreizehnten Jahrhundert, entsprungen sein: „Graf Gerard auf die Treue seiner Frau Euryanthe bauend geht mit dem Grafen Lisiard von Forez die gefährliche Wette ein; diesem gelingt es aber nur die Frau zu belauschen (vgl. die oben erwähnte altfranzösische Volksromanze) und zu erfahren, daß sie unter der rechten Brust ein Muttermal habe wie ein Veilchen. Er benutzt diese so erworbene Kenntniss um die Wette zu gewinnen, und Gerard, an die Untreue seiner Frau glaubend, will sie tödten, begnügt sich aber damit sie zu verstoßen, da er einen schönen Zug von ihr sieht. Nachdem er seine Frau verlaßen, erfährt er durch Belauschung Lisiards ihre Unschuld und wird nach vielen Abenteuern und Zweikämpfen wieder mit ihr vereinigt und in den Besitz des Wettpreises gesetzt. (Vgl. Von d. Hagen III. S. XCVI—XCIX.)

In einem andern, ebenfalls von Fr. Michel in Paris (1834. 1838) herausgegebenen, aber prosaischen Romane folgt die verleumdete und verstoßene Frau, die schöne Johanna, verkleidet ihrem Gatten Robin, der in Marseille ein Hotel errichtet hat, und tritt in seine Dienste. Ritter Raoul, der auf seiner Reise nach dem heiligen Lande in dieses Hotel kommt und die schöne Johanna nicht erkennt, erzählt ihr, wie er ihren Mann betrogen hat, um die Wette zu gewinnen. Nach sieben Jahren kehrt der reich gewordene Gastwirth in seine Heimat zurück und besiegt den Betrüger im Zweikampf, worauf die Frau sich zu erkennen giebt und sie beide dann noch zehn Jahre in glücklicher Ehe zusammen leben.

Aug. Wilh. v. Schlegel giebt die Idee von Ende gut Alles gut dahin an, daß weibliche Treue und Ergebenheit den Missbrauch der männlichen Obergewalt überwindet. So allgemein ausgesprochen liegt dieser Gedanke auch dem gegenwärtigen Schauspiel und mehrern andern Stücken des Dichters zu Grunde. Dahin rechnen wir König Lear, das Wintermärchen, die beiden Veroneser, Viel Lärmens um Nichts, Prinz Perikles von Tyrus und Othello, obgleich in diesem Stück der Triumph der reinen Weiblichkeit eine tragische Wendung nimmt. In Gleiches mit Gleichem fand Shakspeare diese Idee kaum vor; aber durch seine oben betrachteten Veränderungen wuste er den Stoff ebenfalls ganz in ihren Kreiß zu ziehen, ja sie an Isabelle und Mariannen doppelt zur Erscheinung zu bringen. Im Londoner Verschwender, einem dem Dichter mit Unrecht abgesprochenen Stück, ist es die wundervolle Treue und Anhänglichkeit der Frau, welche den Bösewicht beßert. Wir würden kein Ende finden, wollten wir alle Sagen und Märchen dieses Inhalts hier aufzählen: wir beschränken uns also auf die vornehmsten. Schon Schlegel führt beispielsweise die Geschichte der Griseldis an, die unter dem Namen von Markgraf Walther auch deutsches Volksbuch geworden ist; aber eben so gut gehören die Sagen von Lucretia im Livius, von Bertha mit dem breiten Fuß, der Gemahlin Pipins (Vgl. Valentin Schmidt über die italienischen Heldengedichte S. 1—42, Grimm altd. Wälder III. 43 und meine Bertha die Spinnerin, Frankf. 1853), von Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (Schreibers rhein. Sagen S. 63), welche mit der von der Crescentia (Koloczaer Codex, herausgegeben von dem Grafen Mailath. Pesth 1817, S. 241, und Schade Crescentia. Berlin 1853) fast in allen Zügen übereinstimmt, in diesen Kreiß. Die beiden letzten Sagen sind ganz das orientalische Märchen von dem Kadi und seiner Frau, Tausend und Eine Nacht Bd. II. S. 243 ff. Selbst die Beichte kommt hier vor, doch fehlt der Aussatz. (Vgl. Cap. 101 der englischen Gesta Rom. nach dem Auszug in Douce Illustrations of Shak-

speare II. p. 416.) Ferner gehören hieher die unter sich eng verwandten Volksbücher von Hirlanda, Helena, Kaiser Oktavian, der sich wieder mit dem französischen Volksbuch von Valentin und Orson berührt; das von Genovefa und Siegfried, welches mit der Erzählung von Siegfrieds Geburt, wie sie die Wilkinasage erzählt, zusammenhängt; endlich das neuere Volksbuch von Itha von Toggenburg, deren Schicksale im letzten Bande der deutschen Tausend und Eine Nacht S. 168 erzählt werden. Der Roman von Ritter Galmy im Buch der Liebe, von dem sich noch jetzt ein abgekürztes Volksbuch erhalten hat, bildet den Uebergang in die Fridolinsjage. Neuerdings ist noch das Käthchen von Heilbronn hinzugekommen, welches am nächsten mit der Giletta von Narbonne und einer englischen Ballade verwandt ist, wo auch der von dem Ritter belauschte Traum unter dem Hollunderbaum vorkommt, der auf unserer Bühne so sehr gefällt. Die schottische Ballade vom Grafen Walther (Child Waters) wie sie Bürger nennt, stimmt mehr mit der Griseldis. Sie steht jetzt in Percys Folio-Manuscr. II, 269 beßer abgedruckt, in der Hauptsache jedoch identisch. Der Roman de la Violette, woraus Spohrs Euryanthe entstanden ist, steht in der Mitte zwischen unserer Novelle und der Crescentia. Endlich haben noch das altdeutsche Heldengedicht von Chautrun und die indischen Sagen von der Damajanti und der Sakontala diesen Inhalt. Man vgl. über alle diese Sagen und ihren mythischen Ursprung Handbuch der d. Myth. §. 91.

In dieser großen Sagenfamilie bilden aber diejenigen Sagen einen engern Kreiß, die gleich unserer Novelle damit beginnen, daß der anfangs noch gutgesinnte und auf die Treue seines Weibes fest vertrauende Gatte mit einem Herabwürdiger des ganzen Geschlechts wettet, es werde diesem nicht gelingen über die Tugend seiner Gattin zu siegen. Auch hat diese Einleitung entschiedene Vorzüge, denn außerdem, daß sie das Thema gleich feststellt, um das es sich handelt, dient es auch sehr zur Veranschaulichung der Idee, wenn der erst so zuversichtliche Gatte, der

sein ganzes Vermögen auf die Tugend seines Weibes verwettet, dennoch im Glauben und Vertrauen an dieselbe nicht fest genug befunden wird, indem er sich durch erschlichene Beweise und Wahrzeichen täuschen und zu Grausamkeiten hinreißen läßt, die den Triumph der weiblichen Treue und Duldung herbeiführen. Der scheinbare Sieg, den jene unwürdige Denkungsart von dem weiblichen Geschlechte auf eine Weile davon trägt, dient zuletzt nur dazu, die Reinheit und Hoheit der Frauen desto herrlicher zu verklären, zu der auch der beste Mann noch zu wenig Zuversicht bewiesen hat.

Darum mag auch wohl diese Einleitung so beliebt geworden sein, obgleich sie zuweilen auch in solchen Darstellungen vorkommt, wo sie jene Wirkung nicht hervorbringen kann, weil die Sage eine andere Wendung nimmt. Dahin gehört das beliebte Volkslied:

Es saßen drei Gesellen,
Die thäten sich was verzällen;
Sie hielten unter sich
Wohl einen weisen Rath,
Wer unter ihnen wohl
Das schönste Mädchen hat.

Da war auch Einer drunter
Der nichts verschweigen kunnte u. s. w.

wo sich das Ausplaudern der Geheimnisse der Liebe unmittelbar an dem Verräther bestraft: denn seine Geliebte, welche die Gesellen belauscht hat, verschließt ihm nun die Thüre und fertigt ihn mit den bekannten Worten ab:

Geh du nur immer hin
Wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul
An einen grunen Ast.

Cfr. Cento novelle antiche nov. 61.

Vergleichen wir dieß mit unserer Novelle, so erscheint es

schon tadelnswerth, daß Bernabo nur der Vorzüge seiner Gemahlin vor jenen lockern fremden Kaufleuten gedenkt, und in der That läßt sich seine Ruhmredigkeit als der erste Anlaß alles spätern Unglücks betrachten.

Die Sage von der Lucretia beginnt ebenfalls mit einer solchen Wette obgleich es Livius zweifelhaft läßt, ob sie den Vorzug der Frau überhaupt oder zunächst ihre Keuschheit betraf. Hier bricht zwar auch Tarquinius Sextus das Gesetz der Wette, indem er sich mit Gewalt zueignet was Ambrogiuolos List erworben zu haben nur vorspiegelt; aber die Beschämung des Gemahls wegen seines wankenden Vertrauens tritt nicht ein. Dagegen läßt sich der Tod Lucretiens in Bezug auf den Collatinus als eine Strafe seiner Ruhmredigkeit oder auch seiner Schuld faßen, die Tugend seiner Gemahlin nur in Frage gestellt zu haben.

Eine andere Wendung nimmt auch die Sage in dem mittelhochdeutschen Gedicht von zwein Kaufmann (abgedruckt in den altd. Wälder I. S. 35—66 und bei Von der Hagen Gesammt-Abenteuer Nr. 68, dessen Inhalt wir hier im gedrängten Auszuge mittheilen, weil es sich nicht nur auf unsere Novelle, sondern auch auf Boccaccios Giletta von Narbonne (Vgl. IX) und die Veränderungen bezieht, die Shakspeare in Gleiches mit Gleichem mit dem aus Cinthio entlehnten Stoffe vorgenommen hat.

Zu Verdün in Frankreich lebten zwei nahe befreundete Kaufleute, Gilot und Gillam: der eine war reich, der andere arm. Der Reiche hatte eine Tochter, Namens Irmengart, der Arme einen Sohn, Bertram genannt. Die Freundschaft bewegt den Gilot, seine Tochter dem Sohn seines armen Freundes zum Weibe zu geben. Als die Hochzeit vollzogen und die Braut heimgeführt wird, muß Bertram der Kaufmannschaft wegen den Jahrmarkt zu Provins beziehen. Er nimmt zärtlichen Abschied von seinem jungen Weibe und kommt glücklich in Provins an, wo er bei dem besten Wirthe einkehrt. Bei Tische trifft er mit vielen andern Kaufleuten zusammen, welche auf ihre daheim gebliebenen Weiber zu sprechen kommen. Der Eine meinte, er sei sicher:

seine Frau sei ein Teufel und kein Weib: der dürfe keiner zu nahe kommen. Der Andere rühmt dagegen die seinige als fromm und mitleidig, sie erbarme sich gern ihrer Nächsten: deshalb müße er auch zwei Kebskinder ernähren. Der Dritte hat gar ein Weib, die „trinket, daß ihr die Zunge hinket" u. s. w. Der Wirth fordert dann den Bertram auf, auch von seiner Hausfrau Kunde zu geben, die er nun als die Blume aller Frauen rühmt. Der Wirth bietet ihm aber die Wette, daß er binnen Kurzem mit ihr zu Bette gehen wolle. Bertram nimmt sie an und beide setzen all ihr Hab und Gut zum Pfande. Bertram läßt nun seiner Frau sagen, er reise noch nach Venedig und komme sobald nicht zurück. Der Wirth aber begiebt sich nach Verdün und nimmt dem Hause Irmengarts gegenüber Herberge. Er versucht es erst durch Grüße, dann durch Geschenke, Bestechung der Dienstboten und zuletzt durch große Anerbietungen, sie zu verführen. Da er zuletzt für eine Nacht tausend Mark bietet, reden ihr alle Leute im Hause zu, eine so große Summe nicht fahren zu laßen. Sie sucht bei ihren nächsten Verwandten, zuletzt sogar bei ihren Eltern und Schwiegereltern Schutz, aber auch diese verblendet das viele Geld: sie befehlen ihr, den Antrag anzunehmen und drohen mit dem Zorn ihres Gemahls, wenn dieser zurückkehre und höre, daß ihm ein solcher Gewinn einer Grille wegen entgangen sei. Irmengart geräth über diese Rathschläge und Drohungen in die äußerste Verzweiflung. In dieser Noth wendet sie sich zu Gott, der sich ihrer Güte erbarmt und ihr einen guten Rath sendet. Demzufolge läßt sie dem Hogier, so hieß der Wirth, entbieten, sie sei bereit, seinen Willen zu thun: er solle das Geld senden und dann in der Nacht heimlich zu ihr kommen. Sie vertauscht aber die Kleider mit ihrer Magd Frau Amelin, die nun statt ihrer dem Hogier untergeschoben wird. Als die Nacht vorüber ist und Hogier aufbrechen will, verlangt er ein Andenken und da Frau Amelin, die er für Irmengart hält, dieß verweigert, schneidet er ihr einen Finger ab, den er mit nach Provins nimmt. Bertram will sich aber nicht von der Untreue seiner Gattin überreden laßen,

und beide reisen zusammen nach Verdün zurück, wo Hogier den Beweis der gewonnenen Wette zu führen verspricht. Als sie hier anlangen, läßt Bertram ein großes Fest bereiten, zu dem er alle seine Verwandten ladet. Irmengart bemerkt seine Trauer und fragt nach der Ursache: er vertraut ihr die Wette, sie aber tröstet ihn und spricht: seine List soll ihm nicht frommen: all sein Gut ist unser. Als das Festmal vorüber ist, trägt Hogier den versammelten Gästen den Fall vor und behauptet die Wette gewonnen zu haben: zum Beweise zeigt er den abgeschnittenen Finger vor. Irmengart gesteht jetzt ihren Fehltritt ein, entschuldigt sich aber damit, daß alle ihre Verwandten ihr gerathen hätten, das Geld zu verdienen. Als sie diese hiedurch beschämt hat, zeigt sie beide Hände vor, an welchen kein Finger fehlt; zugleich kommt Frau Amelin gegangen und klagt ihr Ungemach. Hogier bekennt nun, sein Gut mit der Wette verloren zu haben. Doch wird ihm Frau Amelin mit einer Aussteuer von hundert Mark zum Weibe gegeben. Am Schluße nennt sich der Dichter Ruprecht von Würzburg.

Ein neugriechisches Volkslied in Bartholdys Bruchstücken zur Kenntniß Griechenlands (Berlin 1805, S. 430—440, wiederabgedruckt altd. Wälder II. S. 181) erzählt dieselbe Sage; doch wettet hier der Bruder über die Keuschheit der Schwester mit dem Könige, der am Schluß nach dem Sprichwort: „Trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn", von der Schwester als ihr Knecht in Anspruch genommen wird:

„So öffnet eure Augen doch, ihr Herrn und ihr des Volks,
Schaut meiner Finger volle Zahl, mein unbeschornes Haupt:
Mit meiner Magd hat er geruht, drum ist er jetzt mein Knecht:
So stecke Brot in deinen Sack, füll Waßer in den Krug,
Zieh mit dem Esel in den Wald und holze für den Heerd."

Endlich erhält die schon öfter erwähnte altwallisische Sage von Taliesin (Altd. Wälder I, S. 70) dieselben Grundzüge.

Man wird leicht bemerken, daß in dem altdeutschen Ge-

dichte die Wette keine Beschämung des Gatten zur Folge hat, denn dieser verläugnet das Vertrauen auf die Treue der Gemahlin nicht ganz, dafür aber werden die Eltern und Verwandten beschämt, welche der Irmengart gerathen haben, das Geld zu verdienen, so daß die Sage auch hier durch den Gegensatz zwischen den habsüchtigen Verwandten und der hohen Gesinnung der Frau die Idee zur klarsten Anschauung bringt. Nur geschieht dieß nicht unmittelbar durch die Wette, die also nicht so gut in das Ganze der Begebenheit eingreift als in der boccaccischen Darstellung, die wir deshalb vorziehen möchten.

Uebrigens zeigt sich die Verwandtschaft mit der Gilette von Narbonne (s. IX) auch an den Namen. Der Vater Irmengarts heißt Gilot, ihr Schwiegervater Gillam: beides ist nicht weit von Giletta. Ihr Mann heißt Bertram, Gilettens Gemahl Beltram, was derselbe Namen ist. Andererseits erinnert auch Bernabo, Ginevras Gemahl, wie schon Grimm bemerkt, wieder an Bertram und Ambrogiuolo an den Ambrosius des deutschen Volksbuchs. Nur aus der Verwandtschaft beider Sagen läßt sich diese Vermischung erklären. Jene beschränkt sich aber nicht auf die gemeinsame Idee, sondern diese gestaltet sich auch auf ähnliche Weise, da beiden Darstellungen die Täuschung durch Unterschiebung einer falschen Braut gemein ist. In Shakspeares Gleiches mit Gleichem ähnelt die Unterschiebung der Marianna an der Stelle Isabellens, wenn wir dabei auf das Verhältniß der Letztern zu Angelo sehen, der Vertauschung der Frau Amelin mit Irmengart in dem altdeutschen Gedicht; sehen wir aber auf das Verhältniß des Angelo zu Mariannen, welcher er die Ehe versprochen hat, so ist es ganz die Verwechselung der Giletta von Narbonne mit der Tochter der Edelfrau.

Zum Schluß ist die Novelle I, 21 des Bandello zu erwähnen, welche ebenfalls mit jener Wette beginnt, dann aber eine ganz andere Wendung nimmt. Die Frau lockt nämlich die beiden falschen Liebhaber, welche mit ihrem Manne gewettet haben, in einen Thurm und zwingt den einen zu spinnen, den andern

zu haspeln, wenn sie nicht verhungern wollen. Der Mann hat eine Art von Zauberspiegel, der ihm in der Ferne von dem Betragen seines Weibes Nachricht giebt. Damit verwandt ist eine Erzählung in den deutschen Gestis Romanorum, wo des Mannes Hemde so lange weiß bleibt als sein Weib ihm die Treue nicht bricht. Der übrige Hergang stimmt genau mit der Novelle Bandellos. Vgl. meine Deutschen Märchen Nr. 4. Jene hat übrigens dem Massinger den Stoff zu seinem Drama: The picture gegeben. Vgl. Val. Schmidts Beitr. zur Gesch. d. romant. Poesie, S. 14, wo auch die spätern Bearbeitungen der Boccaccischen Novelle angegeben sind.

Das Bestreichen mit Honig, um in brennender Luft den Stichen der Fliegen und Wespen preisgegeben zu werden, ist eine alte Strafe. Vgl. Grimms deutsche Rechtsalterth. S. 701. Den dort angeführten Stellen ist aber noch hinzuzufügen: Apulejus (im goldenen Esel) lib. VIII, p. 180 ed. bip.

Zum Schluß ist noch das von Reinhold Köhler (Orient u. Occid. II, 313) aus J. Campbells Sammlung unter dem Namen die Kiste mitgetheilte gälische Märchen zu erwähnen, in welchem er schon selbst eine eigenthümliche Verbindung der bei dem Kaufmann von Venedig besprochenen Märchen von dem verschriebenen Fleische und der hier einschlägigen von der in Folge einer Wette mit Unrecht der Untreue geziehenen Ehefrau erkannte. „Ein Königssohn zieht aus, sich eine Frau zu suchen. Er findet ein Mädchen, das ihm gefällt; ihr Vater verlangt aber hundert Pfund für sie. Er hat jedoch nur noch funfzig; sein Wirth borgt ihm aber die andern funfzig unter der Bedingung, daß er sich, wenn er binnen Jahr und Tag nicht bezahle, einen Streifen Haut von Kopf bis zu Fuß ausschneiden laße. Der Königssohn zieht nun mit seinem Weibe nach Hause. Nicht lange ist er in ihrem Besitz, als er einen Schiffskapitän trifft und mit ihm sein Reich verwettet um die Treue seiner Frau. Der Capitän besticht eine Magd und gelangt in einer Kiste in das Schlafzimmer der Königin und entwendet der Schlafenden Ring und Kette und bringt

sie dem König. Der glaubt die Wette verloren zu haben und geht ins Weite; der Capitän aber zieht ins Königshaus. Die Königin zieht Mannskleider an und sucht ihren Mann. Sie tritt bei einem Herrn als Stallknecht in Dienst und trifft dort auf ihren Mann, der sie aber nicht erkennt. Er trieb sich als wilder Mann herum, wird gefangen und dient nun als Stallknecht. Sie erbittet sich einmal Urlaub, nach Hause zu reisen und nimmt ihren Mann mit. Sie kommen zu jenem Wirthshaus, das dem Haus ihres Vaters gegenüber lag. Der Wirth will nun sein Recht und ihm den Streifen aus der Haut schneiden. Sie erklärt aber, daß er das nur thun dürfe ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, und befreit ihn so. Nun nimmt sie ihn am andern Morgen mit in das Haus ihres Vaters, der sie natürlich nicht erkennt, wohl aber ihren Mann, und ihn hängen laßen will, weil er nichts von seiner Frau weiß. Sie errettet ihn aber vom Tode, indem sie sagt, daß er sie gekauft habe, also alles mit ihr machen könne, ebenso wie sie ein fünfmal theureres Roſs so eben erkauft und dann erschoßen habe. Nachher giebt sie sich dem Vater, der Schwester und ihrem Manne zu erkennen und kehrt mit letzterm in seine Heimat zurück. Dort entlockt sie dem Capitän das Geheimniſs mit der Kiste. Er wird gehängt und sie kommen wieder in den alten Besitz.

VII.

Zu

den lustigen Weibern von Windsor.

1. Die Kunst zu lieben.

Nach Giovanni Fiorentini.

In Rom lebten in dem Hause Savelli zwei Freunde und Gefährten, wovon der eine Bucciuolo und der andere Pietro Paolo hieß, beide von guter Herkunft und reich an zeitlichen Gütern. Diese beschloßen, der Studien wegen nach Bologna zu ziehen, wo der eine römisches, der andere kanonisches Recht hören wollte, und so nahmen sie Abschied von ihren Verwandten, kamen nach Bologna und studierten dort eine ganze Zeit, ihrem Vorsatze gemäß, der eine weltliches, der andere geistliches Recht. Und wie ihr wißt, hat das kanonische nicht den Umfang wie das römische, weshalb Bucciuolo, der das geistliche Recht studierte, früher fertig war als sein Freund Pietro Paolo. Da er nun den Grad eines Licentiaten erlangt hatte, beschloß er, nach Rom zurückzukehren, und sprach zu Pietro Paolo: Bruder, da ich nun meinen Zweck erlangt habe, so bin ich Willens nach Hause zu reisen. Paolo antwortete: Ich bitte dich, laß mich hier nicht allein, sondern erwarte mich diesen Winter über: dann reisen wir nächsten Frühling zusammen. Du kannst inzwischen irgend eine andere Wißenschaft lernen: so verlierst du deine Zeit nicht. Bucciuolo war dieß zufrieden und versprach, ihn abzuwarten. Die Zeit nicht zu verlieren, gieng also Bucciuolo zu seinem Meister und sprach: Ich habe mich entschloßen, auf meinen Freund und Verwandten zu warten, und bitte euch, mich unterdessen irgend eine andere schöne Wißenschaft zu lehren. Der Meister versetzte, er sei es zufrieden, und sprach: Suche dir eine Wißenschaft aus, und ich will sie dich gern lehren. Da sprach Bucciuolo: Lieber Meister, ich möchte lernen wie man liebt, und wie man sich dabei

verhalten muß. Der Meister entgegnete lächelnd: Das gefällt mir nicht übel: du hättest nicht leicht eine Wahl treffen können, womit ich zufriedener gewesen wäre. Begieb dich also nächsten Sonntag Morgen in die Kirche der Minoritenbrüder, wenn alle Frauen dort versammelt sind, und gieb wohl Acht ob eine ist, die dir wohlgefällt, und findest du eine, so folge ihr von Weitem bis du siehst wo sie wohnt: alsdann komm wieder zu mir. Und dieß soll die erste Aufgabe sein, die du zu lernen hast. Bucciuolo gieng und am folgenden Sonntag Morgen fand er sich nach des Meisters Anweisung in der Minoritenkirche ein, die Frauen zu mustern, die sich zahlreich genug versammelt hatten. Da sah er Eine darunter, die ihm sehr gefiel, denn sie war schön und reizend. Als sie daher die Kirche verließ, folgte ihr Bucciuolo, und sah und merkte sich das Haus, wo sie wohnte; woraus die Frau abnahm, daß dieser Student im Begriff sei, sich in sie zu verlieben. Bucciuolo gieng zu seinem Meister und sprach: Ich habe gethan was ihr mir sagtet, und eine gefunden, die mir sehr gefällt. Darüber hatte der Meister große Freude, und lachte heimlich des Bucciuolo wegen der Kunst, die er lernen wollte; dann sprach er zu ihm: Jetzt must du suchen, jeden Tag zwei oder dreimal anständig an ihrem Fenster vorüber zu gehen; nur halt deine Augen bei dir, und laß Niemand merken, daß du nach ihr hinblickst; weide dich jedoch so lange an ihrem Anschauen bis sie deine Neigung gewahrt, und dann komm wieder zu mir, und das soll deine zweite Aufgabe sein. Hierauf verließ Bucciuolo seinen Meister, und begann mit kluger Vorsicht an dem Hause der Frau vorüberzugehen bis sie deutlich erkannte, daß es um ihretwillen geschehe. Da fieng sie an, auch nach ihm zu blicken, woraus Bucciuolo Muth schöpfte, sie bescheiden zu grüßen, was sie mehrmals erwiderte, woraus Bucciuolo schloß, daß die Frau ihn liebe. Er gieng also zu seinem Meister und berichtete ihm Alles, worauf dieser antwortete und sprach: Recht schön, ich bin mit dir zufrieden; bis jetzt hast du dich in Allem wohlverhalten. Nunmehr must du Mittel suchen, ihr eins jener Weiber zuzuschicken,

die in Bologna mit Spitzen, Börsen und dergleichen hausieren. Und laß ihr sagen, daß du ganz zu ihren Diensten stündest; daß Niemand in der Welt sei, den du mehr liebtest als sie; auch seist du erbötig, Alles für sie zu thun was ihr gefiele: dann wirst du hören was sie dir antworten läßt. Wenn du dann von ihr Bescheid erhältst, so kommst du wieder hieher und erzählst es mir, und ich werde dir sagen was du weiter zu thun hast. Bucciuolo gieng sogleich und fand eine Krämerin, die zu diesem Geschäft ganz geeignet schien, zu welcher er sprach: Ihr könntet mir einen wichtigen Dienst erweisen, wofür ich euch zu eurer Zufriedenheit bezahlen wollte. Die Krämerfrau antwortete: Ich will gern thun was euch gefällt, denn ich muß davon leben, Geld zu verdienen. Bucciuolo schenkte ihr zwei Florin und sprach: Geht heute einmal in die Straße Maccarella, wo eine junge Frau wohnt mit Namen Giovanna, die ich mehr liebe als irgend eine auf Erden; auch bitte ich euch, mich bei ihr zu empfehlen und ihr zu versichern, ich sei bereit, Alles zu thun was ihr gefiele. Und sagt ihr alles dieses mit so zärtlichen Worten als ich weiß, daß euch zu Gebote stehen; und darum bitt ich euch so hoch und theuer ich kann. Die Alte sprach: Laßt mich nur machen, ich will schon Gelegenheit finden. Bucciuolo versetzte: Geht gleich, ich erwarte euch hier. Alsbald machte sie sich auf mit einem Waarenkörbchen, und gieng zu der Frau, welche sie an der Schwelle des Hauses fand, grüßte und sprach: Madonna, hab ich nichts unter meinen Waaren, das euch anständig ist? Greift dreiste zu, was euch immer gefallen mag. Darauf setzte sie sich neben sie und zeigte ihr Spitzen, Börsen, Schnüre, Spiegel und andern Frauentand. Als sie Vieles betrachtet hatte, gefiel ihr vor Allem eine Börse darunter. Hätt ich Geld, sprach sie, so möchte ich wohl diese Börse kaufen. Madonna, versetzte die Hausiererin, darauf braucht ihr nicht zu sehen, nehmt nur, wenn ihr was findet, das euch gefällt: es ist schon Alles bezahlt. Die Frau stutzte bei diesen Worten, und das einschmeichlerische Betragen der Alten befremdete sie: Was soll das heißen, frug sie,

was wollt ihr damit sagen? Die Alte fieng an zu weinen und sprach: Hört mich an: Ich muß euch nur gestehen, daß ein junger Mann, Namens Bucciuolo, mich hergeschickt hat, welcher euch mehr liebt und höher schätzt als irgend ein Wesen unter der Sonne. Es ist nichts auf der Welt, wenn es in seinen Kräften steht, das er nicht gern für euch thäte, und Gott, sagte er mir, könne ihm keine größere Gnade erzeigen als wenn ihr geruhen wolltet, ihm irgend etwas zu befehlen. Und wahrhaftig, mir scheint als verzehrte er sich ganz vor Verlangen euch zu sprechen, und ich habe wohl noch keinen redlichern jungen Menschen gesehen als ihn. Als die Frau diese Worte vernahm, ward sie über und über roth, wandte sich zu der Alten und sprach: Wenn ich euch nicht schonen müste um meiner Ehre willen, so wollt ich euch so regieren, daß es ein Erbarmen wäre. Schämst du dich nicht, abscheuliche Hexe, einer ehrbaren Frau mit solchen Anträgen zu kommen? Daß dich Gott strafe! Mit diesen Worten griff das junge Weib nach der Sperrstange der Thüre und wollte sie schlagen. Kommst du noch einmal, rief sie, ich will dich bedienen, daß dich nicht wieder her gelüstet. Da war die Alte nicht faul, griff schnell nach ihren Sachen, trollte sich und gieng ihres Weges, immer noch sehr in Furcht, die Bekanntschaft jener Stange zu machen, und nicht eher beruhigt bis sie zu Bucciuolo kam. Als dieser sie sah, frug er, was sie Neues bringe, und wie die Sache stehe? Schlecht stehts, versetzte die Alte, mein Lebtage hab ich solchen Schreck nicht gehabt, und das Ende vom Liede ist, daß sie euch weder sehen noch sprechen will. Und wär ich nicht so rasch gewesen mit Davonlaufen, so hätt ich eine Stange versuchen müßen, die sie in der Hand hatte. Was mich betrifft, so gedenk ich nicht wieder hin, und rathe auch euch, diesen Gedanken fahren zu laßen.

Bucciuolo blieb ganz trostlos zurück, dann begab er sich zu seinem Meister und erzählte ihm was ihm begegnet sei. Der Meister tröstete ihn und sprach: Beruhige dich, Bucciuolo, kein Baum fällt auf den ersten Streich. Geh heute Abend noch ein=

mal vorbei und gieb Acht, was sie dir für ein Gesicht macht, und ob sie aufgebracht scheint oder nicht; dann komm wieder und sag es mir. Bucciuolo machte sich auf und gieng nach der Wohnung der Frau. Diese hatte ihn nicht sobald erblickt als sie geschwind ihrem Mädchen rief und sprach: Geh unbemerkt dem jungen Menschen dort nach und sag ihm in meinem Namen, daß er mich heut Abend besuche, und ja nicht ausbleibe. Das Mädchen kam also zu ihm und sprach: Herr, Madonna Giovanna bittet euch, sie heute Abend zu besuchen, denn sie wünscht euch zu sprechen. Bucciuolo war betroffen, doch antwortete er und sprach: Sag ihr, ich würde mit Freuden kommen; alsdann gieng er zu seinem Meister und hinterbrachte ihm Alles. Der Meister wunderte sich und fieng an heimlich zu argwöhnen, ob dieß nicht gar seine eigene Frau sei, wie sie es in der That war. Schön, sprach er zu Bucciuolo, und wirst du hingehen? Freilich, versetzte Bucciuolo. Da sprach der Meister: Wenn du dann zu ihr gehst, so ruf doch erst bei mir an. Bucciuolo sagte, es solle geschehen, und gieng. Jene Dame war die Frau des Meisters: Bucciuolo wuste es nicht; aber der Meister fieng schon an, Eifersucht zu empfinden, denn er schlief den Winter über im Schulgebäude, um den Studierenden noch spät lesen zu können, und die Frau wohnte allein mit ihrem Mädchen. Der Meister dachte: Ich möchte doch nicht, daß Der auf meine Kosten studierte: ich muß sehen, dahinter zu kommen. Am Abend kam Bucciuolo und sagte: Meister, ich gehe jetzt. Der Meister sprach: Geh und sei klug. Laßt mich nur machen, versetzte Bucciuolo und verließ den Meister. Er hatte sich einen dichten Panzer umgeschnallt; ein scharfes Schwert unter dem Arm, einen guten Dolch an der Seite gieng er nicht wie ein Unbedachtsamer. Als er weg war, folgte ihm der Meister auf dem Fuß. Bucciuolo, der kein Wort hievon wuste, kam an die Thüre der Frau, und kaum hatte er angeklopft, so schloß sie ihm auf und ließ ihn ein. Als der Meister sah, daß es seine Frau war, gerieth er außer sich und sprach: Nun seh ich wohl, der studiert auf meine Kosten. Gleich beschloß er,

ihn zu ermorden, lief nach der Schule zurück, ergriff ein Schwert und einen Dolch und kam in großer Wuth wieder an das Wohnhaus mit dem Vorsatz sich an Bucciuolo zu vergreifen. Vor der Thüre angelangt, begann er mit Ungestüm zu klopfen. Die Dame saß mit Bucciuolo am Feuer, und da sie an die Thüre klopfen hörte, dachte sie gleich, es sei der Meister, nahm den Bucciuolo und versteckte ihn unter einem Haufen ungetrockneter Wäsche, der auf einem Tische neben dem Fenster lag. Dann lief sie zur Thüre und fragte: wer da sei? Der Meister rief: Schließ auf, du könntest es wohl denken, schlechtes Weib, das du bist. Die Frau schloß auf und da sie ihn gewaffnet sah, rief sie: O Himmel, Herr, was soll das? Der Meister sprach: Du weist wohl wen du im Hause hast. Ich Unglückliche, rief sie, was sagt ihr? Seid ihr von Sinnen? Sucht nach und wenn ihr Jemand findet, so viertheilt mich. Wie werd ich jetzt anfangen zu thun was ich mein Leben nicht gethan? Habt acht, Herr, daß euch der böse Feind nicht etwas vorspiegelt, daß ihr der Seele verlustig geht. Der Meister ließ eine Fackel anzünden und durchsuchte den Keller zwischen den Fäßern, stieg dann wieder herauf und suchte in der Kammer unter dem Bette und stieß den Degen durch den Strohsack, den er ganz durchbohrte, und hatte bald das ganze Haus durchlaufen und nichts zu finden gewust.

Die Frau war ihm immer zur Seite mit dem Lichte in der Hand und redete ihm zu: Herr, segnet euch mit dem Zeichen des Kreuzes, denn gewiss, der böse Feind will euch versuchen, und führt euch her, das zu sehen was nimmer sein kann. Denn stände mir der Sinn nach dem was ihr denkt, ich wollte mich selber umbringen. Darum bitt ich euch um Gotteswillen, laßt euch nicht versuchen. Als der Meister sah, daß Niemand da sei, und die Frau reden hörte als ob es ihr Ernst sei, stand er eine Weile unschlüßig, löschte dann das Licht aus und gieng nach der Schule. Sogleich verschloß die Frau die Thüre und zog Bucciuolo unter der Wäsche hervor, dann machte sie ein helles Feuer an, und trug einen großen fetten Kapaun auf, nebst mehrern

Sorten Wein, worauf sie sich hinsetzten und vortrefflich zu Nacht speisten. Die Frau sagte mehrmals: Siehst du, mein guter Mann hat sich nichts weiß machen laßen. Und da die ersehnte Nacht vorüber war und der Morgen anbrach, stand Bucciuolo auf und sagte: Madonna, ich will gehen; habt ihr mir nichts zu befehlen? Sie sprach: Doch: daß du heute Abend wieder kommst. Das soll geschehen, sprach Bucciuolo, nahm Abschied und trat aus dem Hause. Nun begab er sich nach der Schule und sprach zu dem Meister: Ich bringe lustige Nachricht. Wie so? frug der Meister. Bucciuolo versetzte: Gestern Abend, als ich bei ihr im Hause war, sieh, da kommt der Mann und durchsucht das ganze Haus und weiß mich nicht zu finden, denn sie hatte mich unter einem Haufen ungetrockneter Wäsche verborgen. Und die Frau wuste ihm so gut was vorzureden, daß er bald wieder gieng; darauf speisten wir zu Nacht einen großen Kapaun und tranken mehrere feine Weine mit dem festlichsten Jubel, den ihr jemals saht, und so lebten wir in lauter Lust bis diesen Augenblick, und weil ich die Nacht nicht viel geschlafen habe, so will ich gehen und mich niederlegen, denn ich versprach, den Abend wieder zu kommen. Der Meister versetzte: Ruf doch hier an, wenn du hingehst. Recht gern, sprach Bucciuolo und entfernte sich und der Meister blieb zurück, so entbrannt in Zorn, daß er sich vor Pein nicht zu faßen wuste, und den ganzen Tag konnte er keine Vorlesung halten, so quälte ihn die Eifersucht; aber am Abend gedachte er sich zu rächen, wozu er sich noch Helm und Panzer verschaffte. Als es Zeit ward, begab sich Bucciuolo, der hievon noch immer nichts ahnte, ganz harmlos zu seinem Meister und sprach: Ich gehe. Der Meister versetzte: Geh, und komm mir morgen früh sagen wie es dir ergangen ist. Das soll geschehen, sprach Bucciuolo und begab sich alsbald nach dem Hause jener Frau. Sogleich nahm der Meister seine Waffen, gieng dicht hinter Bucciuolo her und gedachte ihn auf der Schwelle einzuholen. Die Frau stand auf der Lauer, schloß ihm gleich auf und ließ ihn ein, und als die Thüre wieder verschloßen war, kam

der Meister heran und begann zu klopfen und einen großen Lärm zu machen. Da löschte die Frau schnell das Licht aus, schob den Bucciuolo hinter sich, schloß die Thür auf und umarmte auch gleich ihren eintretenden Gemahl, während sie mit dem andern Arm den Bucciuolo hinausschob ohne daß es jener bemerkte; dann fieng sie an zu schreien: Herbei Leute, herbei, der Meister ist toll geworden, und dazu hielt sie ihn fest umschlungen. Die Nachbarn liefen auf den Lärm herbei, und da sie den Meister so bewaffnet sahen und die Frau rufen hörten: Haltet ihn, er ist übergeschnappt vom vielen Studieren, redeten sie sich gegenseitig ein, daß er von Sinnen sei, und sprachen ihm zu: Aber Meister, was soll dieß bedeuten? Geht zu Bette, euch auszuruhen; strengt euch doch weiter nicht an. Der Meister sagte: Wie soll ich mich zur Ruhe begeben, wenn das schlechte Weib einen Mann bei sich im Hause hat, den ich selbst herein schleichen sah? Da rief die Frau: Ich unglückliches Weib! fragt alle diese Nachbarn, ob sie mir den geringsten Fehltritt nachsagen können. Da antworteten Männer und Frauen aus einem Munde: Meister, habt doch nicht solche Gedanken: es ward ja nie eine beßere Frau geboren als diese, von reinern Sitten und unbefleckterm Ruf. Was, rief der Meister, wenn ich nun selbst Einen hereinschleichen sah? und ich weiß, daß er hier ist. Darüber kamen zwei Brüder der Frau; da fieng sie gleich an zu weinen und sprach: Lieben Brüder, seht her, mein Mann ist übergeschnappt und will mich ums Leben bringen, und ihr wißt wohl, daß ich das Weib nicht bin zu solchen Dingen. Die Brüder sprachen: Wir wundern uns sehr, wie ihr unsere Schwester hier ein schlechtes Weib nennen dürft. Und was bringt euch heute plötzlich so sehr wider sie auf, da ihr sie doch schon so lange zum Weibe habt? Der Meister erwiderte: Ich sag euch, es ist Einer hier im Hause und ich hab ihn selbst gesehen. Wohlan, sagten die Brüder, laßt uns ihn suchen, und finden wir ihn, so wollen wir so bei ihr aufräumen und sie dergestalt bestrafen, daß ihr zufrieden sein sollt. Einer der Beiden rief die Schwester bei Seite und sprach: Sage mir die Wahr-

heit, hast du Einen im Hause? Sie erwiderte: Weh mir, was sagst du? Der Himmel behüte mich und gebe mir eher den Tod eh ich mich solcher Dinge gelüsten ließe. Weh, sollte ich jetzt begehen was nie eine begieng aus unserm Hause? Schämt ihr euch nicht, mich nur darnach zu fragen? Dieß schien den Bruder sehr zu beruhigen, worauf sie mit dem Meister Haussuchung zu halten begannen. Plötzlich stürzte der Meister auf jenen Haufen Wäsche los und durchbohrte ihn, als fechte er mit Bucciuolo, denn er glaubte, da sei er verborgen. Hab ich euch nicht gesagt, rief die Frau, daß der Meister übergeschnappt ist? Diese Waschleinwand zu verderben, die ihm nichts zu Leide gethan! Da sahen die Brüder, daß der Meister von Sinnen sei, und nachdem sie alles durchsucht und nichts gefunden hatten, sagte der Eine: Er ist verrückt! und der Andere sprach: Meister, ihr habt in der That sehr Unrecht, unsere Schwester so zu beschimpfen. Darüber gerieth der Meister in die äußerste Wuth, weil er wuste was er gesehen hatte, und begann sich mit höchst leidenschaftlichen Worten gegen sie auszulaßen, wobei er immer das bloße Schwert in der Hand hielt. Da nahmen die Brüder jeder einen derben Stock in die Hand, und schlugen dem Meister so manchen Schlag bis sie ihm die beiden Stöcke auf dem Rücken zerbrachen. Dann knebelten sie ihn als einen Sinnlosen, der, wie sie sagten, vom vielen Studieren übergeschnappt sei, und hielten ihn die ganze Nacht gebunden, während sie sich nebst der Schwester zur Ruhe begeben hatten. Den andern Morgen schickten sie zum Arzt, welcher verordnete, ihn neben den Ofen zu betten und Niemand mit ihm sprechen zu laßen, auf keine seiner Fragen zu antworten, und so sollten sie ihn fasten laßen bis er wieder zur Besinnung käme, und also geschah es. Nun lief das Gerücht durch ganz Bologna, wie dieser Meister übergeschnappt sei, und Alle bedauerten ihn, und Einer sprach zu dem Andern: Wahrhaftig, ich merkte es schon gestern, da er uns die Stunde nicht lesen konnte. Ein Anderer sagte: Der Mann hat sich ganz verändert. So hieß es überall, er sei irre, und es vereinigten sich Viele ihn zu besuchen.

Bucciuolo, der von dem Allen nichts wußte, gieng nach der Schule, um dem Meister zu berichten was ihm begegnet sei, und als er dahin kam, ward ihm gesagt, der Meister sei toll geworden. Bucciuolo wunderte sich, und weil es ihm leid that, gieng er mit den Andern zusammen ihn zu besuchen. Und als sie an das Haus des Meisters kamen, gerieth Bucciuolo außer sich vor Erstaunen und wäre fast versunken, da er sah wie sich die Sache verhielt. Damit aber Niemand Argwohn schöpfe, trat er mit den Andern herein, und als er in den Saal kam, fand er den Meister gefeßelt und ganz verstört auf dem Bette neben dem Ofen liegen, weshalb alle die Studierenden ihren Meister betrauerten und sagten, sein Unfall sei ihnen sehr schmerzhaft. Nun war an Bucciuolo die Reihe mit ihm zu sprechen. Er sagte also: Lieber Meister, ihr geht mir so nahe wie ein leiblicher Vater, und wenn ich irgend etwas für euch thun kann, so verfügt über mich wie über euern Sohn. Der Meister antwortete: Bucciuolo, Bucciuolo, geh mit Gott, du hast nun genug gelernt auf meine Kosten. Die Frau fiel ein: Achtet nicht auf seine Worte, denn er faselt, und weiß selbst nicht was er spricht. Bucciuolo nahm Abschied und gieng zu Pietro Paolo und sprach: Bruder, gehabe dich wohl, denn ich habe nun so viel gelernt, daß ich nichts mehr lernen will; und somit reiste er ab und traf glücklich in Rom ein.

---

2. Die Rache.

Nach Straparola.

In Bologna, der edeln Stadt in der Lombardei, der Mutter der Gelehrsamkeit, die Alles im Ueberfluß besitzt, was ihre Pflege begünstigt, lebte ein Student, Namens Filenio Sisterna, aus Creta gebürtig, von edelm Geschlecht, ein schöner, freundlicher Jüngling. Eines Tages begieng man in Bologna ein großes und glänzendes Fest, zu dem viele Frauen der Stadt geladen waren und woran unter vielen andern Bolognesischen Edelleuten und Studierenden auch Filenio Antheil nahm. Nach der Sitte junger Leute warf er seine Blicke bald auf diese, bald auf jene Schöne, und da sie ihm sämmtlich wohlgefielen, wollte er sich mit einer derselben dem Ringeltanz anschließen. Er trat also zu der Einen, mit Namen Emerentia, der Gattin des Lamberto Bentivoglio, und forderte sie zum Tanz auf. Sie war artig und nicht minder aufgeräumt als schön und schlug den Antrag nicht aus. Mit zögerndem Schritt führte sie Filenio zum Tanz, drückte verstohlen ihre Hand und flüsterte ihr leise die Worte zu: Edle Frau, eure Schönheit ist so groß, daß sie ohne Zweifel Alle weit überstralt, die je mein Auge gesehen. Auf der Welt ist kein Weib, zu der ich so glühende Liebe empfände wie zu euer Gnaden, und wenn ihr meine Liebe erwidertet, so würde ich mich den glücklichsten, seligsten Menschen erachten, der auf der Welt zu finden wäre; wo nicht, so muß ich mich bald des Lebens beraubt sehen und Ihr die Schuld meines Todes tragen. Da ich euch, hohe Herrin, nun liebe wie ich thue und wie es meine Pflicht ist, so nehmt mich zu euerm Diener an und verfügt über mich und das Meinige, wie geringfügig es sein mag, wie über euer Eigen-

thum. Keine höhere Gnade wüst ich vom Himmel zu erflehen als einer so hohen Herrin unterthan zu werden, die mich durch den süßen Leim der Minne wie einen Vogel gefangen hat. Emerentia, welche die holden, lieblichen Worte mit Aufmerksamkeit angehört hatte, war klug genug sich taub zu stellen, und antwortete nichts. Als der Tanz beendigt war und Emerentia ihren Sitz wieder eingenommen hatte, ergriff Filenio die Hand einer andern Frau und trat den Tanz mit ihr an; aber kaum hatte er ihn begonnen, so redete er sie mit folgenden Worten an: Gewiss, allerschönste Frau, hab ich nicht nöthig, euch mit Worten auszudrücken, wie groß und heftig die heiße Liebe ist, die ich zu euch trage und tragen werde so lange mein Geist diese vergänglichen Glieder, diesen unseligen Leib beherscht. Aber glücklich, überselig müst ich mich achten, wenn ich euch zu meiner Herrin und Schutzheiligen erwürbe. Da ich euch nun so liebe wie ich thue, euch so ganz ergeben bin, wie ihr leicht selber bemerken werdet, so verschmäht es nicht, mich zu euerm unterwürfigsten Diener anzunehmen, da all mein Glück, mein Leben selbst von euch und von Niemand anders abhängig ist. Die junge Frau, welche Panthemia hieß, so gut sie Alles verstanden hatte, erwiderte doch nichts, sondern setzte den Tanz mit vielem Anstande fort, und nahm, als er zu Ende war, halblächelnd neben andern Frauen ihren Platz ein. Es währte nicht lange, so ergriff der verliebte Filenio die Hand einer Dritten, welches die artigste, anmuthigste und schönste Frau war, die man dazumal in ganz Bologna finden mochte, und begann sich mit dieser im Tanze zu schwingen, indem er sich eine Gaße durch diejenigen bahnte, welche sich herzudrängten, um sie zu bewundern. Ehe sie aber den Tanz beschloßen, redete er sie in folgender Art an: Vielleicht werdet ihr mich, meine hochgeschätzteste Frau, für sehr unbescheiden halten, wenn ich euch jetzt die lange verhehlte Liebe entdecke, die mein Herz für euch empfindet und längst empfunden hat; aber beschuldigt nicht mich, sondern die Macht eurer Schönheit, die euch über alle andern Frauen erhebt und mich ewig zu euerm Gefangenen

macht. Ich geschweige eurer untadlichen Sitten, ich geschweige eurer ausgesuchten und bewunderungswürdigen Tugenden, die so groß und zahlreich sind, daß sie Macht hätten, die höchsten Güter vom Himmel hernieder zu locken. Wenn denn eure natürlichen, kunstlosen Reize den Göttern gefallen, was Wunder, daß sie mich zwingen euch zu lieben und euer Bild in den Tiefen meines Herzens zu tragen. Darum bitt ich euch, edle Herrin, einziger Balsam meiner Seele, Den werth zu halten, der des Tages tausendmal für euch stirbt. Dann werd ich das Leben euch zu verdanken glauben, um deren Gunst ich werbe. Die Schöne, welche Sinforosia hieß, hatte die süßen und holden Worte wohl verstanden, die aus dem glühenden Herzen Filenios hervordrangen, auch konnte sie einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken; jedoch bedachte sie ihre Ehre und daß sie vermählt sei, und antwortete ihm nichts, sondern ließ sich nach geendigtem Tanz wieder auf ihrem Platze nieder. Nun saßen die Drei fast in einem Kreise beisammen und unterhielten sich mit angenehmen Gesprächen, als Emerentia, Messer Lambertos Gemahlin, nicht in böser Absicht, sondern scherzweise zu ihren Gefährtinnen sprach: Meine lieben Freundinnen, soll ich euch nicht einen Spaß erzählen, der mir heute begegnet ist? Nun was denn für einen? fragten die Freundinnen. Ich habe, fuhr Emerentia fort, unterm Tanz einen Liebhaber gefunden, und zwar den schönsten, artigsten und gebildetsten, der zu finden ist. Er sagt, er sei so entbrannt für mich, meiner Schönheit wegen, daß er Tag und Nacht keine Ruhe finde, und so erzählte sie ihnen Wort für Wort was er ihr gesagt hatte. Als dieß Panthemia und Sinforosia hörten, sagten sie, ganz dasselbe sei ihnen begegnet, und sie verließen das Fest nicht ohne es herausgebracht zu haben, daß es Einer und Derselbe gewesen, der allen dreien zugleich den Hof gemacht. Hieraus entnahmen sie die Gewißheit, daß alle jene Worte des Verliebten nicht aus seinem Herzen, sondern aus Verstellung und Arglist geflossen seien, und maßen ihnen daher denselben Glauben bei, welchen man den Fieberträumen der Kranken oder den Possen der Bänkelsänger zu schen-

ken pflegt. Sie schieden auch nicht eher von einander bis sie sich alle drei das Wort gegeben, eine jede von ihnen wolle ihn auf eine Weise zum Besten haben, daß der verliebte Jüngling sich zeitlebens erinnern solle, wie auch den Frauen die Gabe, die Leute zu foppen, nicht versagt sei. Filenio fuhr fort, bald dieser bald jener schön zu thun, und da er sah, daß sie ihm alle wohlzuwollen schienen, so setzte er sich vor, wenn es möglich wäre, von Jeglicher den letzten Sold der Liebe zu empfangen; aber es gelang ihm nicht wie er wünschte und hoffte, sondern es ward ihm ein Strich durch seine ganze Rechnung gemacht. Emerentia, der geheuchelten Leidenschaft des thörichten Studenten überdrüßig, rief ein vertrautes Dienstmädchen von hübschem und anmuthigem Wesen herbei und trug ihm auf, zur gelegenen Zeit mit Filenio zu sprechen und ihm die Liebe zu vertrauen, die ihre Herrin für ihn fühle, und daß sie wünsche, wenn es ihm beliebe, eine Nacht in ihrem Hause mit ihm zuzubringen. Als das Filenio hörte, ward er froh und sprach zu dem Mädchen: Geh, eile nach Hause, empfiehl mich deiner Herrin und sag ihr von mir, sie solle mich heute Abend erwarten, wenn ihr Mann nicht zu Hause sei. Inzwischen ließ Emerentia viele Bündel scharfer Dornen zusammenlesen und legte sie unter die Bettstelle, worin sie des Nachts schlief, und so erwartete sie die Ankunft ihres Liebhabers. Als die Nacht herankam, griff Filenio zu seinem Degen und schlich sich heimlich zu dem Hause seiner Feindin, wo ihm beim ersten Zeichen geöffnet wurde. Nachdem sie sich eine Weile mit Gespräch unterhalten und festlich miteinander zu Nacht gespeist hatten, giengen sie zusammen in die Kammer, um sich schlafen zu legen. Aber kaum hatte sich Filenio entkleidet, um zu Bette zu gehen, so kam Messer Lamberto, ihr Gemahl, nach Hause. Als die Frau dieß hörte, stellte sie sich sehr erschrocken, und in der Angst, wo sie ihren Liebhaber verbergen sollte, befahl sie ihm, sich unter das Bette zu verkriechen. Als Filenio die Gefahr sah, worin er und die Frau schwebte, kroch er nackt und im bloßen Hemde, wie er war, unter die Bettstelle, und zerkratzte sich so entsetzlich, daß an

seinem ganzen Leibe vom Kopf bis zu den Füßen, keine Stelle war, die nicht Blut geschwitzt hätte. Und je mehr er sich in der Dunkelheit der Dornen erwehren wollte, desto ärger zerstachelte er sich, und doch durfte er nicht schreien, denn sonst hätte es Messer Lamberto gehört und ihn umgebracht. Ich überlaße es einem Jeden sich vorzustellen, in welchem Zustande der Elende die Nacht verbrachte. Als der Morgen kam und der Ehemann das Haus verließ, kleidete sich der arme Schüler so gut er konnte wieder an und begab sich blutrünstig nach Hause zurück, wo er noch lange Zeit Todesangst zu leiden hatte. Doch unter der Pflege eines sorgsamen Arztes erholte er sich bald und ward wieder so gesund als vorher. Auch währte es nicht lange, so verfiel er von Neuem auf seine verliebten Neigungen, und fuhr fort, jenen beiden andern, Panthemien und Sinforosien, den Hof zu machen, so lange bis er eines Abends Gelegenheit fand, Panthemien zu sprechen, welcher er seinen langen Kummer und stäte Schmerzen klagte und sie bat, doch Mitleid mit ihm haben zu wollen. Die schlaue Panthemia stellte sich als bedauere sie ihn, entschuldigte sich daß sie keine Gelegenheit wiße ihn zufrieden zu stellen, zuletzt aber, wie von seinen süßen Bitten und heißen Seufzern besiegt, ließ sie ihn ins Haus. Schon war er entkleidet, um mit ihr zu Bette zu gehen, als ihm Panthemia befahl in die Nebenkammer zu gehen, wo sie ihr wohlriechendes Waßer und Räucherwerk habe, um sich erst zu parfümieren und dann zu Bett zu begeben. Der Student, der sich keiner Arglist bei der boshaften Frau versah, trat in die Kammer; aber kaum hatte er den Fuß auf die Planke gesetzt, deren Tragebalken weggerückt worden war, so stürzte er, ohne sich halten zu können, mitsamt der Planke in ein unterirdisches Gewölbe hinunter, in welchem einige Kaufleute baumwollene und leinene Zeuge gelagert hielten. Obwohl er ziemlich tief herabgefallen war, so hatte er sich doch keinen Schaden gethan. Als er sich nun an diesem dunkeln Orte fand, begann er umherzutappen, ob er eine Treppe oder eine Thüre fände; da ihm aber dieß fehlschlug, verfluchte er tausendmal den Tag und die Stunde, wo er

Panthemien kennen gelernt. Als der Morgen kam und der gute Jüngling allgemach zur Einsicht des Betrugs dieser Frau gelangte, bemerkte er an einer Seite des Waarenlagers einige Ritzen in der alten und feuchten Mauer, durch welche ein Lichtschimmer eindrang. Mit ungeheurer Anstrengung gelang es ihm mehrere Steine herauszubrechen, und brach so lange bis er ein so großes Loch hineingearbeitet hatte, daß er hindurchschlüpfen konnte. Hier fand er einen Pfad, der nicht weit von der öffentlichen Straße entlegen war, und schlug barfuß und im Hemde den Weg nach seiner Herberge ein, wo er auch ohne von Jemand erkannt zu werden glücklich anlangte. Sinforosia, die schon von den beiden Streichen vernommen hatte, welche dem Filenio gespielt worden, entschloß sich einen dritten hinzuzufügen, der jenen nichts nachließe. Sie blinzelte ihm also so oft sie ihn sah mit den Augenwimpern zu als wolle sie ihm zu verstehen geben, wie sie sich um ihn verzehre. Der Jüngling, der die ausgestandenen Leiden schon vergeßen hatte, fieng bald an, vor ihrem Hause Fensterspaziergänge anzustellen, und den Verliebten zu spielen. Als Sinforosia sah, daß er sich schon über und über in ihren Netzen verfangen habe, schickte sie ihm durch eine Alte einen Brief, worin sie ihm sagte, sie sei von seiner Schönheit und edelm Betragen so eingenommen und bezaubert, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe finde, und wünsche daher über Alles in der Welt, ihn, wenn es ihm beliebe, zu sprechen. Als Filenio den Brief empfangen und den Inhalt ersehen hatte, dachte er an keinen Betrug, vergaß alle früher empfangenen Beleidigungen und war der fröhlichste und zufriedenste Mensch, der jemals gefunden ward. Sogleich ergriff er die Feder und antwortete, wenn sie ihn liebe und nach ihm schmachte, so seien ihre Schmerzen wohl vergolten, denn er liebe sie mehr als sie ihn, und zu jeder Stunde wo sie befehle sei er zu ihren Diensten bereit. Sobald sie die Antwort gelesen und den günstigen Augenblick gefunden hatte, ließ ihn Sinforosia ins Haus und nach vielen erheuchelten Seufzern sprach sie zu ihm: Mein Filenio, zu diesem Schritt hätte mich in der ganzen Welt wohl Niemand als

du vermocht, denn deine Schönheit, deine Anmuth und der Reiz deiner Rede haben ein solches Feuer in meiner Seele entzündet, daß ich wie trockenes Holz zu lodern glaube. Als der Student sie so sprechen hörte, zweifelte er keinen Augenblick, daß sie vor Liebe zu ihm zerschmelzen wolle. So ergieng sich der lose Vogel eine Weile mit Sinforosien in süßen und ergetzlichen Liebesreden und schon schien es ihm Zeit zu Bette zu gehen und sich an ihre Seite zu schmiegen, als Sinforosia sprach: Bevor wir schlafen gehen, mein süßes Herz, scheint es mir räthlich uns ein wenig zu stärken; dann ergriff sie ihn bei der Hand und führte ihn in ein Seitengemach, wo ein Tisch mit köstlichem Zuckerwerk und trefflichen Weinen bereit stand. Die Verschlagene hatte den Wein mit Kräutersaft gemischt, damit er zu einem gewissen Zeitpunkt entschliefe. Filenio ergriff den Becher, füllte ihn mit jenem Weine und trank ihn, ohne einen Betrug zu ahnen, völlig aus. Nachdem er die Lebensgeister erfrischt und sich mit wohlriechenden Waßern gesalbt und durchbalsamt hatte, begab er sich zu Bette. Es währte nicht lange, so that der Trank seine Wirkung und der Jüngling verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß der stärkste Geschützdonner oder ein anderer noch so heftiger Lärm ihn schwerlich erschreckt hätte. Als Sinforosia sah, daß er fest schlafe und der Saft seine Wirkung vollkommen bewähre, so schlüpfte sie von ihm und berief eine junge muntere Dienerin, die mit einverstanden war, worauf beide den Studenten bei Händen und Füßen ergriffen und ihn gemach vor die Thüre auf die Straße trugen, wo sie ihn etwa einen Steinwurf weit von dem Hause liegen ließen. Etwa eine Stunde vor Tage, als der Trank seine Kraft ausgebraust hatte, erhob sich der Arme und fand sich, statt an Sinforosiens Seite barfuß und im Hemde und halbtodt vor Kälte auf der bloßen Erde liegen. Kaum konnte sich der Bedauernswürdige, an Armen und Beinen erstarrte, wieder auf die Füße heben. Als es seinen Anstrengungen gelang, sich aufzurichten, die Beine ihn aber noch nicht halten wollten, schleppte er sich, so gut er konnte und mochte, zu seiner Herberge zurück und traf Anstal-

ten zu seinem Heile. Und wäre die Unverwüstlichkeit der Jugend ihm nicht zu Hülfe gekommen, so wär er gewiss lebenslang mit Nervenziehen behaftet geblieben. Als er aber seine frühere Gesundheit wieder erlangte, verschloß er die erlittenen Beleidigungen in der Tiefe seines Herzens und ohne sich irgend gekränkt oder erbittert zu zeigen, stellte er sich vielmehr in alle Drei noch weit verliebter als zuvor, indem er bald nach der Einen, bald nach der Andern liebäugelte. Jene versahen sich seiner Arglist nicht, sondern hatten ihre Freude an seinem Betragen, und nahmen seine Huldigungen mit der freundlichen, wohlwollenden und gnädigen Miene auf, die man wahrhaft Liebenden nicht versagt. Manchmal war es dem gereizten Jüngling als müße er Hand an sie legen und ihnen das Antlitz zeichnen, aber er bedachte klüglich den hohen Stand der Frauen und wie schimpflich es für ihn wäre, drei schwache Weiber zu schlagen und bezwang seinen Ingrimm. Lange sann er hin und her, wie er sich rächen möge, und da er es durchaus nicht anzustellen wuste, gerieth er außer sich vor Betrübniss. Nach geraumer Zeit fiel es ihm ein, was er thun müße um seinen Wunsch zu befriedigen, und das Glück begünstigte ihn, den entworfenen Plan ins Werk zu rufen. Filenio hatte in Bologna ein schönes Lusthaus mit einem geräumigen Saale und geschmackvollen Nebengemächern gemiethet, und hier beschloß er ein prachtvolles und glänzendes Fest zu geben, und außer andern Frauen auch Emerentia, Panthemia und Sinforosien dazu einzuladen. Die Einladung wurde angenommen, und als der Tag des glänzenden Festes erschien, begaben sich die Frauen, die in ihrem Leichtsinn nichts Arges ahnten, alle drei dahin. Als es Zeit war, die Frauen mit kühlen Weinen und köstlichem Zuckerwerk zu erquicken, ergriff der verschlagene Jüngling seine drei Liebsten bei der Hand und führte sie mit vielem Anstand in ein Nebengemach, sie höflich bittend, sich ein wenig zu erfrischen. Kaum aber waren die thörichten, unvorsichtigen Frauen in der Kammer angelangt, so verschloß er die Thür derselben, wandte sich zu ihnen und sprach: Jetzt, ihr boshaften Weiber, ist die Stunde gekommen

mich zu rächen und euch für die Beleidigungen zu strafen, wodurch ihr meine heiße Liebe vergaltet. Als sie diese Worte hörten, waren sie vor Schreck mehr todt als lebendig, bereuten es im Stillen ihn beleidigt zu haben, und machten sich die grösten Vorwürfe, daß sie dem vertraut hatten, den sie hätten haßen sollen. Mit drohender, zornglühender Miene befahl ihnen der Jüngling, wofern ihnen das Leben lieb sei, sich alle drei nackt auszukleiden. Als dieß die guten Frauen vernahmen, sahen sie sich betroffen an, ergoßen sich in Thränen und Wehklagen und baten flehentlich, wenn nicht um ihrer Liebe willen, doch bei seiner Zucht und angeborenen Menschlichkeit, mindestens ihrer Ehre zu schonen. In der Freude über das Gelingen seines Anschlags versprach es ihnen der Jüngling, bestand aber darauf, daß sie sich in seinem Beisein entkleiden sollten. Da warfen sie sich alle drei zu den Füßen des Studenten und beschworen ihn unter tausend Thränen, ihnen dieß zu erlaßen und so unendliche Schmach nicht zuzufügen. Aber er hatte sein Herz zum Diamant verhärtet und sagte, er sei in einer gerechten Rache begriffen. So musten sich denn die Frauen ausziehen, daß sie dastanden wie sie aus Mutterleibe gekommen, und doch waren sie nackt nicht minder schön als bekleidet. Der Jüngling betrachtete sie von dem Kopf bis zu den Füßen, und als er sie so schön und zart erblickte, daß die Weiße ihrer Haut den Schnee übertraf, begann sich doch einiges Mitleid in ihm zu regen; aber die Erinnerung der erlittenen Beleidigung und ausgestandenen Todesgefahr kehrte in sein Gedächtniss zurück und verscheuchte alles Erbarmen, so daß er bei seinem grausamen und herzlosen Vorsatz beharrte.

Alsdann nahm der listige Jüngling die Kleider und alles Zeug, das sie an sich gehabt hatten, verschloß es in einem Seitenzimmer und befahl ihnen eben nicht allzuhöflich, sich alle drei in ein Bett zu legen. Ganz bestürzt und bebend vor Schrecken riefen sie aus: O wir Unseligen, was werden unsere Männer, was unsere Eltern sagen, wenn sie erfahren, daß man uns hier so nackt wie wir sind ermordet gefunden! Beßer wären wir in den

Windeln gestorben, als daß die Welt diese Schmach und Schande von uns erfahren soll. Als der Student sie wie Mann und Weib beisammen liegen sah, nahm er ein weißes Leintuch, das aber nicht allzufein war, damit ihre Gesichtszüge nicht durchschimmern und sie verrathen sollten, und bedeckte sie damit vom Kopf bis zu den Füßen, dann verließ er das Gemach, verschloß die Thüre und suchte ihre Männer auf, die sich in dem Saale eben beim Tanz vergnügten. Als die Musik schwieg, führte er sie in das Nebengemach, wo die drei Frauen im Bette lagen, und sprach zu ihnen: Ihr Herrn, ich hab euch hieher geführt, um euch ein kleines Vergnügen zu machen, und euch den schönsten Anblick zu verschaffen, der euch in euerm Leben zu Theil geworden. Hierauf näherte er sich mit einer Fackel dem Bette, hob das Leintuch von den Füßen empor und wickelte es auf, indem er die Frauen bis zu den Knieen bloßdeckte, daß die Männer die runden, weißen Beine mit dem zierlichen Füßchen sehen mochten, was ein wundervoller Anblick war. Dann enthüllte er sie bis zur Brust und zeigte ihnen die blendenden Schenkel, die zwei Säulen des reinsten Marmors schienen, und den gerundeten Leib, dem feinsten Alabaster ähnlich. Hierauf enthüllte er sie noch weiter und zeigte ihnen den zarten, schön gewölbten Busen mit den zwei prallen, köstlichen runden Brüsten, die den erhabenen Jupiter selbst gezwungen hätten sie zu küssen und liebzukosen. Dieß gewährte den drei Ehemännern das gröste Vergnügen und Ergetzen, das sich denken läßt. Ich überlaße es Jedem, sich ein Bild der Angst und Verlegenheit zu machen, worin die armen unglücklichen Frauen sich befanden, als sie hörten, daß ihre Männer es seien, die sich an ihrem Anblick weideten. Sie hielten sich ruhig und wagten kaum Athem zu holen, um nicht erkannt zu werden. Die Ehemänner ersuchten den Jüngling, auch von dem Antlitz den Vorhang wegzuziehen; er aber, in fremden Angelegenheiten vorsichtiger als in den eigenen, wollte nicht einwilligen. Aber dennoch begnügte er sich nicht hiemit, sondern nahm die Kleider der drei Frauen und zeigte sie ihren Männern. Diese erblickten sie mit

einer gewissen Betroffenheit, die ihnen am Herzen nagte. Mit steigendem Erstaunen betrachteten sie dieselben näher und sprachen bei sich selbst: Ist dieß nicht das Kleid, das ich meiner Frau machen ließ? Ist das nicht die Haube, die ich ihr kaufte? Ist dieß nicht das Halsgehänge, das ihr vom Halse bis zur Brust niedergieng? Sind dieß nicht die Ringe, die sie am Finger trug? Um das Fest nicht zu stören, verließen sie das Gemach, entfernten sich aber nicht, sondern blieben zur Tafel. Als der Jüngling vernahm, daß das Abendmal fertig sei, und sein kluger Haushofmeister Alles bereitet habe, forderte er die Gesellschaft auf, sich zu Tische zu setzen. Während es die Gäste sich wohlschmecken ließen, begab sich unser Student in das Nebengemach zurück, wo die drei Frauen im Bette lagen, enthüllte sie und sprach: Guten Morgen, meine Damen, habt ihr eure Männer nicht gehört? Sie harren eurer draußen mit dem heißesten Verlangen: worauf wartet ihr? Steht auf, ihr Siebenschläfer, gähnt nicht lange, laßt ab euch die Augen zu reiben, nehmt eure Kleider und schlüpft eilig hinein: es ist Zeit in den Saal zurückzukehren, wo euch die andern Damen erwarten. Also foppte er sie und weidete sich an ihrer Rathlosigkeit. Die trostlosen Frauen fürchteten, ihr Abenteuer werde ein grausames Ende nehmen, sie weinten und verzweifelten an ihrem Heil. So geängstet und von Schmerzen durchbohrt, erhoben sie sich auf die Füße, mehr den Tod als etwas Anderes erwartend. Filenio, sprachen sie zu dem Jüngling, du hast vollkommene Rache an uns genommen, es bleibt nichts mehr übrig als daß du dein scharfes Schwert nimmst und uns den Tod damit giebst, welchen wir über Alles in der Welt wünschen und willkommen heißen. Willst du uns diese Gnade aber nicht erzeigen, so laß uns wenigstens unerkannt nach Hause gelangen, damit unsere Ehre unbescholten bleibe. Filenio glaubte nun genug gesehen zu haben, gab ihnen ihre Kleider zurück und gebot ihnen, sich eiligst anzuziehen. Als dieß geschehen war, ließ er sie durch ein geheimes Hinterpförtchen hinaus, und so kamen sie beschämt, ohne von jemand erkannt zu werden, nach Hause. Sogleich zogen

sie die Kleider wieder aus, die sie getragen hatten, verschloßen sie in ihre Schränke, begaben sich aber klüglich noch nicht zu Bette, sondern setzten sich hin zu arbeiten. Nach der Malzeit dankten die Männer dem Studenten für die gute Aufnahme, die sie bei ihm gefunden, noch mehr aber für das Vergnügen, das er ihnen gewährt, indem er sie die köstlichen Glieder habe sehen laßen, deren Schönheit die Sonne überstralt habe, nahmen Abschied von ihm und kehrten zurück in ihre Wohnungen. Zu Hause fanden sie ihre Frauen in ihrem Kämmerlein neben dem Feuer sitzen, eifrig mit Nähen beschäftigt. Weil ihnen aber die Kleider, Ringe und andere Kostbarkeiten, welche sie in Filenios Kammer gesehen hatten, noch einigen Verdacht erregten, fragten sie, um auch diesen zu beseitigen, Jeder die Seinige, wo sie den Abend zugebracht hätten, und wo ihre Kleider seien? Ganz unbefangen antworteten ihnen die Frauen, sie hätten heute Abend das Haus nicht verlaßen, nahmen die Schlüßel ihrer Schränke, wo die Kleider verwahrt wurden, und zeigten ihnen Röcke, Ringe und Alles, was sie an Schmuck von ihren Männern erhalten hatten. Als die Männer dieß sahen wusten sie nicht was sie sagen sollten und verhielten sich ruhig, erzählten aber doch ihren Frauen Alles haarklein, was ihnen jenen Abend begegnet sei. Als dieß die Frauen angehört hatten, stellten sie sich als wüßten sie von nichts, und nachdem sie das Abenteuer eine Weile belacht hatten, entkleideten sie sich und begaben sich zu Bette. Wenige Tage vergiengen, so begegnete Fileno seinen holden Damen mehrmals auf der Straße und flüsterte ihnen zu: Wer von uns hat mehr Angst ausgestanden? Wer von uns ward übler behandelt? Sie aber schlugen die Augen nieder und antworteten nichts. Und so rächte sich unser Student ohne alle Gewaltthätigkeit, wie es einem Manne geziemt und so gut als er wuste und konnte für die erlittenen Beleidigungen.

---

3. Der Ring.

Nach Straparola.

Galleſe, König von Portugal, hatte einen Sohn Namens Nerino, welchen er dergeſtalt erziehen ließ, daß er bis zu ſeinem achtzehnten Jahre keine andere Frau zu ſehen bekam als ſeine Mutter und die Amme, welche ihn ſäugte. Als aber Nerino jetzt zur Volljährigkeit gelangt war, beſchloß der König, ihn auf die Univerſität zu Padua zu ſchicken, um dort die lateiniſche Sprache und die Sitten Italiens kennen zu lernen. Gedacht, gethan. Als Nerino in Padua angelangt war, lernte er viele Studierende kennen, die ihm täglich den Hof machten, und unter welchen ein Arzt war, der Meiſter Raimondo Brunello genannt wurde. Da ſie täglich ſich über allerlei Dinge unterhielten, geſchah es eines Tages, wie es unter jungen Leuten zu geſchehen pflegt, daß die Rede auf ſchöne Frauen fiel, und dieſer die eine, jener die andere rühmte. Aber Nerino, der wie geſagt nie eine andere geſehen hatte als ſeine Mutter und ſeine Amme, behauptete mit großer Entſchiedenheit, daß ſeinem Urtheile nach in der ganzen Welt keine ſchönere, anmuthigere und ſtattlichere Frau zu finden ſei als ſeine Mutter, und alle die man ihm nannte, behandelte er im Vergleich mit ſeiner Mutter wie Geſindel. Meiſter Raimondo, der eine Frau hatte, welche zu den ſchönſten gehörte, die je die Natur geſchaffen hatte, rückte ſich über dieſe Poſſe die Halskrauſe zurecht und ſprach: Herr Nerino, ich kenne ein Weib von ſo großer Schönheit, ſähet ihr ſie, ihr würdet ſie nicht für minder ſchön, ja für ſchöner als eure Mutter erachten.

Nerino antwortete, er könne nicht glauben, daß ſie ſchöner ſei als ſeine Mutter, aber es werde ihm Vergnügen machen, ſie

zu sehen; worauf Raimondo versetzte: Wenn es euch gefällig ist sie zu sehen, so bin ich erbötig sie euch zu zeigen. Das wird mir sehr lieb sein, entgegnete Nerino, ich werde euch dafür verbunden sein. Wenn es euch also beliebt sie zu sehen, begann hierauf Meister Raimondo, so kommt morgen früh in die Domkirche, und ich verspreche sie euch zu zeigen. Alsdann gieng er nach Hause und sprach zu seiner Frau: Steh morgen zeitig auf, ordne dein Haar, mache dich schön und kleide dich sorgfältig, denn ich will, daß du zur Messezeit in den Dom gehst, das Hochamt zu hören. Genobbia (so hieß die Gattin des Meister Raimondo) war nicht gewohnt viel hin und her zu laufen, sondern brachte fast den ganzen Tag mit Nähen und Sticken zu Hause zu: sie verwunderte sich also nicht wenig über diesen Einfall ihres Gatten; weil es aber sein Wille war, so ergab sie sich drein, und kleidete sich des andern Morgens schon in der Frühe so herrlich, daß sie mehr eine Göttin als eine Frau zu sein schien. Als Genobbia nun nach ihres Gatten Befehl den heiligen Tempel betrat und Nerino, der Königssohn, kam und ihrer ansichtig ward, gestand er sich, daß sie in der That außerordentlich schön sei. Als Genobbia sich entfernt hatte, kam Meister Raimondo zu Nerino und sprach: Nun, was dünkt euch von der Frau, die so eben aus der Kirche gieng? Meint ihr, daß sie mit irgend Einer den Vergleich zu scheuen habe? Ist sie nicht schöner als eure Mutter? In der That, sprach Nerino, sie ist schön, die Natur hätte keine schönere schaffen können. Aber seid so gut und sagt mir, wessen Frau sie ist, und wo sie wohnt? Darauf antwortete Meister Raimondo mit keiner Silbe, denn er wollte es ihm nicht sagen. Nun Meister Raimondo, sprach da Nerino, wenn ihr es mir nicht sagen wollt, wer sie ist und wo sie wohnt, so versprecht mir wenigstens, daß ich sie noch einmal zu sehen bekomme. Von Herzen gern, antwortete Raimondo. Kommt morgen wieder her in die Kirche, so will ich machen, daß ihr sie wie heute sehen könnt. Darauf begab sich Raimondo nach Hause und sprach zu seiner Frau: Genobbia, morgen früh halt dich bereit, denn ich will, daß du die Messe im

Dom hörst, und wenn du dich jemals schön gemacht und prachtvoll gekleidet hast, so thu es morgen. Darüber verwunderte sich Genobbia von Neuem, weil sie aber dem Befehl ihres Mannes Gehorsam schuldig war, so that sie was er verlangte.

Als der Morgen kam, begab sich Genobbia in reichen Gewändern und mehr als gewöhnlich geschmückt nach der Kirche. Es währte nicht lange, so kam auch Nerino und als er sie von Schönheit stralen sah, entglühte er so mächtig in Liebe zu ihr als nur je ein Mann für ein Weib geglüht hat. Meister Raimondo kam nun auch hinzu und Nerino bat ihn, er möge ihm sagen wie sie heiße, die in seinen Augen so viel Reize besitze. Aber Raimondo, der sich stellte als habe er seiner Praxis wegen große Eil, wollte es ihm jetzt nicht sagen, sondern ließ den Jüngling sich in seinem Fette braten und gieng lachend davon. Nerino gerieth in großen Zorn wegen des Mangels an Achtung, womit ihn Raimondo zu behandeln scheine, und sprach zu sich selbst: Du willst nicht, daß ich es wißen soll, wer sie ist; aber ich werde es dir zum Trotz schon erfahren. Er verließ die Kirche und wartete draußen so lange bis die Schöne ebenfalls aus dem Dome kam, worauf er sie eben so bescheiden als freundlich grüßte und bis zu ihrem Hause begleitete. Da nun Nerino die Wohnung der Frau ermittelt hatte, begann er ihr den Hof zu machen und ließ selten einen Tag verstreichen, wo er nicht zehnmal vor ihrem Hause vorüber gegangen wäre.

Er wünschte eine Unterredung mit ihr zu haben, und versank unaufhörlich in Gedanken wie er es einrichten könne, daß er seinen Zweck erreiche und die Ehre der Frau unverletzt bleibe. Nach langem Hin- und Hersinnen wollte ihm kein Mittel einfallen, das ihm heilsam wäre; er gerieth aber nun so lange auf die abenteuerlichsten Einfälle bis er die Bekanntschaft einer Alten machte, die dem Hause Genobbiens gegenüber wohnte. Diese gewann er durch Geschenke zu seiner Vertrauten und schlich sich heimlich in ihr Haus. In dem Hause dieser Alten war ein Fenster, das nach dem Saale in Genobbiens Hause blickte, von wo aus sie

Nerino sehen konnte, wie sie sich in ihrem Hause hin und her bewegte; jedoch vermied er es selbst gesehen zu werden, damit sie keinen Anlaß nehme, sich künftig vor seinen Blicken zu verbergen. Als Nerino nun alle Tage auf seinem geheimen Lauschörtchen zubrachte und der heißen Flamme nicht widerstehen konnte, die ihm das Herz verzehrte, beschloß er, ihr einen Brief zu schreiben und zu einer Zeit ins Haus zu werfen, wo er ihren Mann nicht daheim glaubte. Und also that er, ja er wiederholte es mehrmals, aber Genobbia warf sie ungelesen und ohne weiteres Nachdenken ins Feuer. Doch als sie dieß mehrmals gethan hatte, fiel es ihr ein, doch einmal einen zu eröffnen und zu sehen was darin stehe. Als sie ihn aufgemacht, sah sie, daß der Briefsteller Nerino, des Königs von Portugal Sohn sei, der sich heftig in sie verliebt habe, worüber sie erst eine Weile in Nachdenken versank, dann aber in Betracht des übeln Lebens, das sie bei ihrem Manne führe, guten Muth schöpfte und Nerino freundliche Blicke zuwarf, ja ihn sogar auf geschickte Weise ins Haus schaffte, wo ihr der Jüngling denn die heiße Liebe erklärte, die er zu ihr trage, und die Qualen, die er um ihretwillen stündlich erdulden müße, endlich die Weise, wie er sich in sie verliebt habe. Und sie, die nicht minder mitleidig als schön und liebreizend war, versagte ihm ihre Liebe nicht. Während sie nun beide, durch gegenseitige Gunst vereinigt, sich verliebten Gesprächen hingaben, klopfte plötzlich Meister Raimondo an die Hausthüre. Als dieß Genobbia hörte, ließ sie den Nerino sich auf das Bette strecken, zog die Vorhänge zu und wies ihn an, die Entfernung ihres Mannes hier abzuwarten. Raimondo trat ins Haus, steckte irgend eine seiner Sachen zu sich, und entfernte sich wieder ohne etwas zu merken. Ein Gleiches that auch Nerino. Des andern Tages, als Nerino sich auf dem Marktplatz ergieng, kam zufällig Meister Raimondo vorüber, welchem er durch Zeichen andeutete, daß er ihn zu sprechen wünschte, dann auf ihn zugieng und sprach: Nun, Meister, hab ich euch nicht gute Botschaft zu bringen? Und welche? fragte Meister Raimondo. Kenne ich nicht jetzt, fuhr Nerino fort, die Wohnung jener wunderschönen Dame?

Hatte ich nicht eine verliebte Unterredung mit ihr? Und als der Mann nach Hause kam, verbarg sie mich auf dem Bette und zog den Vorhang zu, daß er mich nicht sehen solle, worauf er sich auch gleich wieder entfernte. Ist dieß möglich? rief Meister Raimondo aus. Möglich und wirklich, versetzte Nerino, und in meinem Leben hab ich kein herrlicheres, holdseligeres Weib gesehen. Solltet ihr sie vielleicht nächstens besuchen, Meister Raimondo, so empfehlt mich ihr doch und bittet sie, mich in gutem Andenken zu behalten. Dieß versprach Meister Raimondo zu thun und nahm unwillig Abschied; doch erst fragte er Nerino, ob er wohl wieder hingehen werde? Das könnt ihr euch denken, antwortete Nerino. Meister Raimondo begab sich nach Hause, entschloß sich aber, seiner Frau nichts zu sagen, sondern abzuwarten bis er sie zusammen fände. Am andern Tage besuchte Nerino Genobbien wieder, und während sie sich den Freuden der Liebe und ergetzlichen Gesprächen hingaben, kam plötzlich der Mann nach Hause. Da verbarg sie den Nerino geschwinde in einen Koffer und warf eine Menge Kleider darüber, welche sie abscheren wollte, um sie vor den Motten zu wahren. Raimondo stellte sich als könne er eine seiner Sachen nicht finden, durchstöberte das ganze Haus, steckte den Kopf sogar durch die Bettvorhänge, und als er nichts fand, gieng er beruhigter hinweg und besuchte seine Kunden. Auch Nerino entfernte sich bald, und als er dem Meister Raimondo wieder begegnete, sprach er zu ihm: Herr Doctor, da komm ich eben von der schönen Frau; aber das neidische Glück hat uns die beste Freude verkümmert, denn der Mann kam hinzu und verdarb Alles. Und wie entkamt ihr? fragte Meister Raimondo. Sie schloß einen Koffer auf, antwortete Nerino, und verbarg mich darin, und über die Kiste warf sie eine Menge Kleidungsstücke, welche sie bearbeitete, damit sie nicht schäbicht würden. Er aber kehrte das Bett um und um, und als er da nichts fand, gieng er seiner Wege. Wie verdrießlich dieß Meister Raimondo gewesen sein muß, mag sich leicht denken, der weiß wie die Liebe thut. Inzwischen hatte Nerino Genobbien einen schönen, kostbaren Diamant geschenkt, in dessen goldener Faßung

sein Kopf und sein Name eingegraben stand. Des andern Tags, als Meister Raimondo ausgegangen war, seine Kranken zu besuchen, ließ die Dame den Nerino wieder ins Haus und kaum hatten sie ihr Herz den Freuden der Liebe und süßen Wechselreden erschloßen, so kehrte ihr Mann schon wieder nach Hause zurück. Aber die verschlagene Genobbia hatte kaum die Rückkehr ihres Mannes wahrgenommen, so eröffnete sie einen großen Schrank, der in ihrer Kammer stand und verbarg ihren Liebsten darin. Meister Raimondo trat ins Haus, stellte sich als suche er eine seiner Sachen und kehrte in der ganzen Stube das Unterste zu oberst, und als er nichts im Bette noch in dem Koffer fand, nahm er wie ein Rasender einen Brand von dem Feuer und hielt ihn, fest entschloßen, die ganze Kammer mit Allem was darinnen war zu verbrennen, an die vier Pfähle des Gemachs. Schon hatten die Wände und Querbalken Feuer gefangen, als Genobbia sich zu ihrem Manne wandte und sprach: Was soll das heißen, mein Gemahl? Seid ihr etwa toll geworden? Wollt ihr das Haus einäschern, so äschert darauf los; aber äschert mir diesen Schrank nicht ein, worin sich die Papiere befinden, die zu meinem Heirathsgute gehören. Hierauf ließ sie vier starke Kerle kommen, und den Schrank hinweg in das Haus der Alten tragen, wo sie ihn heimlich ohne daß es Jemand gewahr wurde eröffnete und sich zurück nach Hause begab. Der sinnlose Meister Raimondo hatte nur sehen wollen, ob Jemand hervorkäme, der ihm nicht angenehm wäre; aber er sah Niemand als einen erstickenden Rauch und das glühende Feuer, welches das Haus verzehrte. Inzwischen liefen die Nachbarn herbei, um die Feuersbrunst zu ersticken, und arbeiteten so lange bis sie endlich sie bemeisterten. Des folgenden Tages, als Nerino sich vor der Stadt ergieng, stieß er auf Meister Raimondo, grüßte ihn und sprach: Lieber Meister, ich muß euch wieder eine Geschichte erzählen, die euch behagen wird. Und welche? fragte Meister Raimondo. Nerino fuhr fort: Ich bin der schrecklichsten Gefahr entronnen, der jemals ein Mensch entronnen sein mag. Ich gieng wieder in das Haus jener Dame und ergetzte

mich mit ihr in den süßesten Vertraulichkeiten, als plötzlich ihr Mann hinzukam, das ganze Haus um und um kehrte, endlich einen Brand ergriff und ihn an die vier Pfähle der Stube hielt, daß Alles verbrannte was drinnen war. Und ihr, sprach Meister Raimondo, wo stecktet ihr? Ich war in einem Schranke verborgen, versetzte Nerino, welchen sie aus dem Hause tragen ließ. Als dieß Meister Raimondo vernahm und an der Wahrheit der Erzählung nicht zweifeln konnte, meinte er vor Schmerz und Aerger zu sterben; aber er durfte sich nicht verrathen, weil er hoffte, ihn auf der That zu betreffen. Nun, Herr Nerino, fragte er ihn, werdet ihr euch noch einmal zu ihr wagen? Da ich dem Verbrennen entgangen bin, antwortete Nerino, wovor soll ich mich noch fürchten? Meister Raimondo brach nun das Gespräch ab und ersuchte Nerino, morgen beim Mittagsmal sein Gast zu sein, und der Jüngling nahm die Einladung mit Freuden an. Am folgenden Tage bat Meister Raimondo alle seine Verwandten, und die seiner Frau zu sich ein, und bereitete ein pomphaftes, prächtiges Mal, nicht in seinem Hause, welches halb abgebrannt war, sondern anderwärts, und wies auch seine Frau an, sich dahin zu begeben, jedoch nicht bei der Tafel zu erscheinen, sondern sich verborgen zu halten, und das Nöthige zu besorgen.

Als nun die Verwandten, so wie auch Nerino, versammelt waren, und man sich zu Tische setzte, suchte Meister Raimondo durch erkünstelte Lustigkeit den Nerino betrunken zu machen, um hernach seinen Anschlag ausführen zu können. Nachdem ihm Raimondo den mit Malvasier gefüllten Becher zum Oestern gereicht und ihn Nerino immer redlich geleert hatte, sprach Meister Raimondo: Ach Herr Nerino, erzählt doch diesen unsern Verwandten eine von euern drolligen Geschichten, damit sie etwas zu lachen haben. Der arme Nerino wuste nicht, daß Genobbia Meister Raimondos Frau sei, und hub an, sein Abenteuer mit derselben zu erzählen; jedoch ohne irgend einen Namen zu nennen. Es geschah, daß einer der Aufwärter in die Kammer gieng, wo sich Genobbia befand und zu ihr sprach: Ach, Frau Genobbia, wärt ihr

irgendwo in einer Ecke versteckt, so könntet ihr die schönste Geschichte erzählen hören, die ihr in euerm Leben gehört habt: ich bitt euch, kommt mit mir. Sie versteckte sich also in einem Winkel und erkannte bald die Stimme ihres Nerino und daß die Geschichte, welche er erzähle, die ihrige sei. Hierauf nahm die listige, verschlagene Frau den Diamant, welchen ihr Nerino geschenkt hatte, warf ihn in eine silberne Schale, die sie mit dem köstlichsten Trank füllte und sprach zu dem Aufwärter: Bringe diese Schale Nerino und sage ihm, er solle sie trinken, damit er desto beßer erzählen könne. Der Diener nahm die Schale und trug sie zur Tafel und als Nerino trinken wollte, sprach er zu ihm: Herr, trinkt diese Schale, daß ihr beßer erzählen könnt. Nerino nahm sie und trank den Wein aus: da sah er und erkannte den Diamant, welchen er sich in den Mund gleiten ließ, und dann, als sei ihm etwas Unreines in den Mund gekommen, hervor zog und an den Finger schob. Nun erkannte Nerino, daß die Frau, deren Geschichte er erzählte, Meister Raimondos Gattin sei, und wollte nicht weiter gehen, sondern als Raimondo und die Verwandten ihn aufforderten, die Geschichte auszuerzählen, beschloß er sie mit den Worten: Und wieder und wieder krähte der Hahn, und plötzlich ward es Tag, ich erwachte und sah, daß ich geträumt hatte. Als die Verwandten des Meister Raimondo, welche Alles was Nerino von der Frau erzählte, für wahr gehalten hatten, diese Wendung vernahmen, behandelten sie den Einen wie den Andern als die grösten Trunkenbolde. Nach einigen Tagen traf Nerino den Meister Raimondo, stellte sich als wiße er nicht, daß er der Mann Genobbiens sei und sagte ihm, daß er in einigen Tagen abreisen werde, indem ihm sein Vater geschrieben habe, daß er unverzüglich nach Hause kommen solle. Meister Raimondo wünschte ihm Glück zur Reise; aber Nerino schickte heimlich zu Genobbien, entfloh mit ihr und brachte sie nach Portugal, wo er lange in Freuden mit ihr lebte. Als aber Meister Raimondo nach Hause kam, war seine Frau verschwunden, worüber er nach wenigen Tagen vor Verzweiflung den Geist aufgab.

---

4. Die lustigen Weiber von Windsor.

Zur Sagenvergleichung.

Der erste Entwurf der lustigen Weiber erschien 1602. Bald darauf schrieb der Dichter dieß Stück so um wie wir es jetzt besitzen; ist Malones Vermuthung richtig, daß dieß schon 1603 geschah, ob es gleich in dieser erneuerten Gestalt erst 1623 gedruckt ward, so kann Shakspeare die erste Erzählung in dem erst 1603 erschienenen Westward for smelts etc. nicht benutzt haben. Doch bedauern wir, daß uns dieß Buch unzugänglich geblieben ist: es würde uns über die Hexe von Brentfort Aufschluß gegeben haben, von welcher diese erste Erzählung handeln soll.

Die englischen Erklärer Shakspeares nehmen an, er habe aus folgenden Erzählungen geschöpft:

1) The two Lovers of Pisa, in Tartletons Newes out of Purgatorie. 1590. Diese ist in der Johnson-Steevensschen Ausgabe abgedruckt und offenbar aus der dritten der von uns mitgetheilten Novellen (der Ring, nach Straparola) geschöpft.

2) Die erste Erzählung in The fortunate, the deceived and unfortunate lovers. Steevens hat zwar keine ältere Ausgabe dieses Buchs als die von 1632. 4. gesehen; Malone versichert aber, daß die Novellen, welche es enthält, schon bei Shakspeares Zeiten herausgekommen seien. Diese Erzählung ist nun, wie der Auszug bei Malone beweist, nichts als eine Nachbildung der Novelle des Giovanni, welche wir unter 1. mitgetheilt haben.

Ueberdieß hat schon Steevens bemerkt, daß Novelle I, 2 des Giovanni und IV, 4 in den Notti piacevoli des Straparola

mit Shakspeares Lustspiel große Aehnlichkeit haben, und dieß sind die unter 1 und 3 mitgetheilten Novellen. Beide behandeln unstreitig denselben Vorfall, ja man muß glauben, Straparola, dessen Novellino 1550 zu Venedig zum erstenmal herauskam, habe aus dem weit ältern Pecorone geborgt.

In Giovannis Novelle erklärt sich das Verhältniß des Schülers zu dem Lehrer, der letztern bittet, ihm nach beendigtem Rechtsstudium noch andere Wißenschaften beizubringen, aus der Sitte der italienischen Universitäten, wonach sich jeder Schüler in der Regel an einen einzigen Lehrer anschloß, welcher auch die Gerichtsbarkeit über ihn ausübte. Savigny Gesch. d. Röm. Rs. im Mittelalter, Bd. III, S. 154, Note 28.

Unsere zweite Novelle nun bildet den Uebergang zwischen Shakspeares Darstellung und der jener andern Novellen, indem sich hier die drei Frauen nur einen Spaß mit dem Studenten machen, wie Shakspeares lustige Weiber mit Fallstaf, während in jenen Novellen und den daraus gefloßenen englischen Erzählungen vielmehr die Ehemänner geprellt werden. Auch macht Filenio allen drei Frauen zugleich Liebesanträge, welche diese einander vertrauen und sich an ihm zu rächen beschließen, ganz wie Fallstaf der Frau Ford und Frau Page denselben Liebesbrief schickt, weshalb sich diese wider ihn verbinden.

An der Mittheilung dieser zweiten Novelle hätte es aber nicht genügt, indem Shakspeare aus den beiden andern das Verhältniß Fallstafs zu Ford entlehnte, welcher in seiner Verkleidung als Brooke von Fallstaf Alles erfährt, was diesem bei seiner Frau begegnet ist, ein Zug, der offenbar aus der ersten und dritten unserer Novellen stammt.

In dem von Dr. Max Habicht aus einer tunesischen Handschrift übersetzten Märchen ist die Geschichte des Sängers und des Gewürzkrämers (Tausend und eine Nacht. Breslau 1827. 14ter Bd. S. 18) entweder die Quelle Giovannis und Straparolas oder das arabische Märchen ist aus einer unserer Novellen gefloßen. Die Uebereinstimmung beider ist schlagend; nur scheint in

dem arabischen Märchen die Einleitung entstellt zu sein. Der Gewürzkrämer räth nämlich dem Sänger, durch die Straßen der Stadt zu gehen und wo er den Geruch von Speisen und Getränken spüre, sich als Sänger anzumelden. Der Sänger folgt dem Rath und wird von der eigenen Frau des Gewürzkrämers aufgenommen und bewirthet. Das Uebrige stimmt überein. Weit beßer ist es, wenn bei Giovanni der Professor dem Studenten Unterricht in der Kunst der Liebe ertheilt und dieser an dessen Frau geräth.

Aus dem Pecorone des Giovanni Fiorentino scheint die Erzählung von einem Goldschmied und armen Studenten gefloßen, welche Michael Lindener, der Verfaßer des Katziporus, in sein Rastbüchlein (1558 oder 1559) aufnahm; nur sind deutsche Verhältnisse an die Stelle der Bologneser gerückt. Ein Goldschmied in einer weitberühmten Stadt hatte seine schöne Frau im Verdacht der Untreue, konnte aber nie auf den rechten Grund kommen. Eines Tags, als der Goldschmied fern von seiner Behausung in seinem Laden steht, bittet ihn ein armer Schüler oder Student um einen Zehrpfennig. Der Student, ein schöner Jüngling von geradem Leibe, scheint dem Goldschmied tauglich des Weibes Tücke zu erforschen. Indem er vorgiebt kein Geld bei sich zu haben, weist er ihn an einen Ort, wo er Kurzweil und Freudenspiel mit einem schönen Weibe haben solle und wo man ihm noch Gelds genug dazu geben werde; er dürfe ihn aber nicht vermelden. Der Student gelobt Verschwiegenheit und wird nach der Frau gezeigt, die, während der Goldschmied in seinen Laden geht und arbeitet, den schönen und wohlgestalten Jüngling sieht, ihn einläßt und ihres Willens mit ihm pflegt. Alsbald kommt der Goldschmied heim: die erschrockene Frau stellt den Studenten vor den Laden hinaus auf ein Brett, darauf man Blumentöpfe und dergleichen zu setzen pflegte. Der Mann durchsucht das Haus vergeblich, läßt ab und geht wieder an seine Arbeit. Darauf bringt die Frau mit dem Studenten ihr Ding ganz zu Ende, labt sich und ihn mit gutem Confect, giebt ihm Geld und entläßt ihn mit

der Bitte, er möge bald wiederkehren. Der Student erzählt Alles dem Goldschmied, der ihn überredet, noch zum andernmal hinzugehen. Er thut es, wird wie beim erstenmal empfangen und geht mit ihr zu Bette. Eh er fortgeht, kommt der Mann wieder, forscht nach dem Studenten, den die Frau über eine Stange gehängt, und altes Zeug und Leinwand über ihn geschlagen hatte. Er zieht wieder ab in seinen Laden. Der Student geht wieder zu ihm, erzählt was sich begeben und wird, wenn auch mit Mühe, überredet, noch zum drittenmal zu gehen. Die Frau empfängt ihn freundlicher denn je. Wie sie miteinander fertig sind, klopft der Mann wieder an. Die Frau verbirgt den Studenten in einer großen Kiste. Der Mann sucht vergebens und droht das Haus niederzubrennen: da bittet ihn die Frau, die Kiste zuvor aus dem Hause zu tragen, damit, „wenn alles verbrennt, wir doch ein Hemd anzulegen haben". Darauf nehmen Mann und Frau die Kiste auf die Achseln, tragen sie auf die Gaße und gehen wieder ins Haus. Der Student entspringt und läuft in des Nachbars Laden, während der Goldschmied, dem es nicht recht Ernst war, sein Haus zu verbrennen, zurück in seinen Laden geht. Der Student kommt wieder zu ihm und erzählt was vorgefallen. Da spricht der Goldschmied: Lieber Junge, die Frau, mit der du also gehandelt hast, ist meine Ehefrau, und ich bin der, der alle drei Mal ins Haus gekommen ist und nach dir gefragt hat. Aber ob ich dich gleich gefunden hätte, so wär dir doch darum nichts Arges widerfahren, denn was ich gethan habe, hab ich gethan um zu erfahren mit was für Dingen meine Frau umgehe. Er ermahnt ihn, verschwiegen zu sein und die Stadt zu verlaßen." Dieser Erzählung legte dann wie es scheint Herzog Heinrich Julius von Braunschweig seiner „Tragedia Hibaldeha von einer Ehebrecherin, wie die ihren Mann dreimal betrogen, aber zuletzt ein schrecklich Ende genommen habe", Wolfenbüttel 1594, zu Grunde. Der Herzog hat nämlich einen andern Schluß hinzu gedichtet, und die Ehebrecherin, damit sie nicht ungestraft ausgehe, in des Teufels Küche gerathen laßen. Derselbe Schluß findet sich dann

auch in der bekannten Bearbeitung dieses Stücks: Tragödia Hibaldeha von geschwinder Weiberlist einer Ehebrecherin, durch Johannem Olorinum Variscum, Magdeburg bey Johan Francken. Vgl. Dr. Wilhelm Ludwig Holland die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Stuttgart, auf Kosten des Litterarischen Vereins, S. 401 ff. 555 ff. 874—876.

Auch Moliere hat in seiner école des femmes so wie in der école des maris eine dieser Novellen benutzt, wie dieß schon mehrmals von Franzosen bemerkt worden ist. S. Eschenburgs Uebersetzung, Zürich 1789, S. 561. Doch vgl. man Valentin Schmidts Beiträge S. 22, welcher Boccaccios Novelle III, 3 für Molieres Quelle hält. Damit stimmt auch die Bibl. univ. des romans Juni 1777. p. 160. Ferner ist Lafontaines Maitre en droit aus unserer ersten Novelle entlehnt und ein Lustspiel gleichen Inhalts und Titels hat auf der französischen Bühne Glück gemacht. Biblioth. des Romans. Sept. 1777. p. 99. Endlich ist noch der 30sten Novelle des Masuccio Salernitano zu gedenken, die indes der boccaccischen Erzählung näher steht. Vgl. Dunlop II, 371, welcher auch ein Abenteuer des Gil Blas aus unserer ersten Novelle ableitet.

In unserer zweiten Novelle ist die Rache, welche der Student an den Frauen nimmt, ein Gemeingut fast aller italienischen Novellisten. Sie begegnet unter Andern auch bei Giovanni Fiorentino II, 2.

In der dritten Novelle giebt sich Genobbia dem Nerino als Raimondos Frau durch einen Ring zu erkennen, den sie als Nerinos Geschenk in dessen Trinkschale wirft. Dieß ist die Art, wie in der Sage fast alle Erkennungsscenen eingeleitet werden. Vgl. die Sage von Amicus und Amelius in meiner Uebersetzung des armen Heinrich von Hartmann von Aue. Berlin bei Laue. 1830.

VIII.

Zu

der gezähmten Keiferin.

1. Die gezähmte Keiferin.

Nach Straparola.

In Cornetto, einem römischen Kastell im Gebiet Sr. päbstlichen Heiligkeit, lebten zwei geschworene Brüder, Namens Pisardo und Silverio, welche sich mit nicht geringerer Liebe zugethan waren als hätte sie dieselbe Mutter geboren. Beide hatten das Kriegshandwerk ergriffen und standen im Solde des Pabstes. So groß indessen ihre Liebe zu einander war, so wohnten sie doch nicht zusammen. Der jüngere, Silverio, dem es an Wartung fehlte, heirathete die Tochter eines Schneiders, mit Namen Spinella, ein schönes, reizendes Mädchen, doch von sehr hitzigem Geblüt. Als die Hochzeit gefeiert und die Frau ihm ins Haus geführt wurde, nahm ihn ihre Schönheit, die ihm über allen Vergleich erhaben schien, so sehr ein, daß er sich ihr in Allem, was sie von ihm verlangte, gefällig erwies. Dadurch wurde Spinella so übermüthig und herschsüchtig, daß sie ihres Gatten wenig oder gar nicht achtete. Schon hatte er es durch seine Schwäche dahin gebracht, daß wenn er ihr befahl thu dieses, so that sie jenes, und wenn er sagte komm her, so gieng sie weg und lachte ihn aus, und weil der Laffe nicht durch fremde, sondern durch seine eigene Augen sah, wagte er es nicht, sie zurechtzuweisen, noch auf Heilung des Uebels zu denken, sondern ließ sie thun was ihr einfiel und beliebte. Ehe das Jahr um war, nahm Pisardo die zweite Tochter des Schneiders, mit Namen Fiorella, welche nicht minder schön von Angesicht und auch nicht minder hitzköpfig war als ihre Schwester Spinella. Nach der Hochzeit, als die Frau ihm ins Haus geführt wurde, ergriff Pisardo ein Paar Mannsbeinkleider und zwei Prügel und sprach: Fiorella, faße du dieses Ende, ich werde

das andere faßen. Wir wollen um die Hosen ringen, wer sie tragen soll, und wer Sieger bleibt, der soll sie anziehen; wer aber unterliegt, der muß dem Andern gehorchen. Fiorella hatte kaum die Worte ihres Mannes gehört, so antwortete sie mit vieler Mäßigung: Ach mein Gemahl, was sind das für Reden, die ihr führt? Seid ihr nicht der Mann, und ich bin die Frau? Muß die Frau nicht dem Manne gehorchen? Wie sollte ich denn solche Thorheit beginnen? Tragt ihr also die Hosen, sie schicken sich beßer für euch als für mich. Gut, sprach Pisardo, ich werde also die Hosen tragen und du wirst als mein liebes Weib mir Gehorsam leisten. Aber hüte dich, nicht anderes Sinnes zu werden, daß ich die Frau sein soll und du der Mann, damit du dich hernach nicht über mich zu beklagen hast. Fiorella war klug, bestätigte nochmals was sie gesagt hatte, und der Mann übergab ihr unter diesem Vorbehalt das Regiment des ganzen Hauses, überwies ihr den Vorrath an Geräthen und Kleidungsstücken, und belehrte sie über die Art und Weise wie er zu leben gewohnt sei. Darauf sprach er: Komm mit mir, Fiorella, ich will dir meine Pferde zeigen und dich lehren wie du sie behandeln must, wenn es Noth thut. Als sie in den Stall kamen, sprach er: Was sagst du, Fiorella, von meinen Pferden? Sind sie nicht schön? Werden sie nicht gut gehalten? Gewiss, Herr, antwortete Fiorella. Aber gieb Acht, sprach Pisardo, wie lenksam und geschmeidig sie sind; nahm eine Peitsche zur Hand, und schlug erst dieses dann jenes, und trieb sie bald rechts bald links. Und die Pferde nahmen den Schwanz zwischen die Beine, stellten sich alle in eine Reihe und gehorchten ihrem Herrn. Pisardo hatte unter andern ein Pferd, das zwar von ziemlich gutem Ansehen, aber träge und widerspenstig war, und worauf er dieses Fehlers wegen nicht viel hielt. Zu diesem gieng er mit der Peitsche, ließ es sich rechts und links wenden und züchtigte es. Aber das von Natur störrische Pferd ließ sich schlagen und that nichts von Alle dem, was sein Herr verlangte, sondern schlug bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, bald mit beiden aus. Wie Pisardo sah, daß das Pferd so hart sei,

nahm er einen derben Knittel und gerbte ihm das Fell dermaßen durch, daß er selbst davon ermüdete. Aber das Pferd ward nur eigensinniger als vorher, ließ sich schlagen und rührte sich nicht. Ueber diese Hartnäckigkeit des Pferdes ergrimmte Pisardo vor Zorn, legte die Hand an sein Schwert und erstach es. Fiorella, die dieß mit ansah, hatte Mitleid mit dem Pferde und sprach: Ach, mein Gemahl, warum habt ihr das Pferd getödtet? Es war ein schönes Thier: es ist ewig Schade, daß ihr es umgebracht habt. Aber Pisardo versetzte mit zornglühendem Antlitz: Wiße, daß ich Alle, die mein Brot eßen und meinen Willen nicht thun, mit dieser Münze bezahle. Bei diesen Worten erschrak Fiorella und sprach zu sich selbst: Weh mir Armen, mir Elenden, wie übel bin ich mit Diesem angekommen! Ich glaubte, ich hätte einen besonnenen Mann zum Gemahl und bin an einen Wütherich gerathen. Wie hat er das schöne Pferd um Nichts und wieder Nichts umgebracht! So beklagte sie sich bei sich selbst ohne zu ahnen, mit welcher Absicht ihr Mann so spreche und handle. Dieser Vorfall hatte Fiorellen solche Furcht vor ihrem Manne eingeflößt, daß er sich nur zu rühren brauchte, so zitterte sie an allen Gliedern. Wenn er es etwas befahl, so that sie es auf der Stelle; kaum hatte er den Mund geöffnet, so verstand sie was sein Wille war, und niemals fiel ein unfreundliches Wörtchen zwischen ihnen vor. Silverio, welcher den Pisardo sehr liebte, besuchte sie oft, und aß zu Mittag und Abend bei ihnen; als er aber Fiorellens Betragen und Aufführung kennen lernte, wunderte er sich sehr, und sprach zu sich selbst: O Gott, warum muste ich nicht das Glück haben, Fiorellen zum Weibe zu bekommen, wie mein Bruder Pisardo? Wie gut sie das Haus in der Ordnung hält und ihn ohne das geringste Widerstreben bedient! Wie sie ihrem Manne gehorcht und Alles thut was er befiehlt! Aber die Meine, ich Elender, thut just das Gegentheil und behandelt mich so übel als nur möglich. Eines Tages war Silverio bei Pisardo und nach allerlei Gesprächen sagte er zu ihm: Lieber Bruder Pisardo, du weist wie sehr wir uns lieben: ich möchte von dir hören, wie du es

gemacht hast, deine Frau so zu ziehen, daß sie dir so unbedingt gehorcht und dir so viel schmeichelt und liebkost. Ich mag Spinellen eine Sache noch so liebreich befehlen, so giebt sie mir eine barsche Antwort und thut dann grade das Gegentheil von dem, was ich befahl. Pisardo lächelte und erzählte ihm von Wort zu Wort wie er es gehalten, als er sein Weib heimgeführt habe, rieth ihm auch ein Gleiches zu thun und zu sehen ob es anschlage: denn wenn es nicht anschlage, so wiße er nicht, was er ihm weiter rathen solle. Aeußerst wohl gefiel dieser Rath dem Silverio: er beurlaubte sich von ihm, nahm ein Paar Beinkleider und zwei Stöcke und that was ihm Pisardo gerathen hatte. Als dieß Spinella sah, sprach sie: Was macht ihr da für Streiche, Silverio? Was für Grillen sind euch in den Kopf gefahren? Solltet ihr etwa närrisch geworden sein? Glaubt ihr, ich wiße nicht, daß die Männer und nicht die Frauen Hosen tragen? Wozu jetzt ohne allen Anlaß dergleichen Zeug machen? Aber Silverio antwortete nichts, sondern verfolgte nun einmal die begonnene Ordnung und gab ihr jetzt die Regeln über die Führung des Hauswesens. Spinella, deren Verwunderung immer stieg, versetzte mit spöttischem Lächeln: Glaubt ihr vielleicht, Silverio, ich wiße noch nicht eure Sachen in der Ordnung zu halten, daß ihr mich so ernstlich darüber belehrt? Aber der Ehemann schwieg und begab sich jetzt mit der Gattin nach dem Stalle, wo er mit den Pferden ganz so verfuhr wie Pisardo gethan hatte, auch eins davon tödtete. Als Spinella diese Thorheit erblickte, dachte sie bei sich, ihr Mann müße in Wahrheit den Verstand verloren haben und sprach: Was wollen diese Narrheiten sagen, die ihr so unbesonnen vollführt? Solltet ihr etwa zu euerm Unstern verrückt geworden sein? Silverio antwortete: Ich bin nicht verrückt, aber alle, die mein Brot eßen und meinen Willen nicht thun, bestrafe ich so wie du gesehen hast. Nun merkte Spinella den thörichten Vorsatz ihres einfältigen Gatten, und sprach: O du Tropf, man sieht wohl, daß euer Pferd ein dummes Thier war, weil es sich so jämmerlich umbringen ließ. Aber wo denkt ihr hin? Meint ihr vielleicht,

mit mir zu verfahren wie mit diesem Pferde? Wahrhaftig, wenn ihr das glaubt, so irrt ihr euch gewaltig, und viel zu spät versucht ihr jetzt dafür zu sorgen, wofür ihr viel früher hättet sorgen sollen. Aus Knorpel ist Knochen geworden, die Wunde ist in Krebs übergegangen, es giebt kein Mittel mehr für einen so alten Schaden: hättet ihr doch früher euerm Unfall zu helfen gesucht. O Narr, hirnloser Narr, seht ihr denn nicht zu welchem Schaden, welchem Spott euch eure zahllosen Thorheiten gereichen? Und was hat euch dieß Alles geholfen? Nichts und wieder Nichts! Diese Worte des klugen Weibes belehrten Silverio wohl, daß er mit seiner allzugroßen Zärtlichkeit wenig Gutes gestiftet habe: er entschloß sich daher, so schwer es ihm auch fiel, sein trauriges Looß lebenslänglich in Geduld zu ertragen. Spinella hatte nun gesehen, daß der Rathschlag ihrem Manne wenig gefrommt habe, und wenn sie sonst ihren Willen fingerlang durchsetzen wollte, so machte sie ihn jetzt in der ganzen Armslänge geltend, denn es liegt in der Natur halsstarriger Weiber lieber tausend Tode zu dulden als ihren ernstlichen Beschluß aufzugeben.

2. Die gezähmte Keiferin.

Zur Sagenvergleichung.

Hier müßen wir zu unserm Zweck dreierlei unterscheiden:
1) Das Vorspiel und die Zwischenspiele, oder die Induction.
2) In dem Schauspiel selbst, die Episode von Biancas und Lucentios Liebe, und

3) die Haupthandlung, welche der Titel des Stücks andeutet. Alle drei finden sich schon in dem alten Stück, welches Shakspeare bearbeitet haben soll. (Vgl. die Six old Plays, on which Shakspeare founded his etc. vol. I p. 159.) Vielleicht ist aber auch dieß von seiner Erfindung. Wer das nicht annimmt und mithin als Shakspeares Quelle das ältere Stück betrachtet, möge was wir hienächst anmerken auf den Verfaßer desselben beziehen.

1) Wir haben es für schicklicher gehalten, die vermuthliche Quelle der Induction nicht in den Text aufzunehmen, theils weil wir der Erzählung Goularts, die als solche betrachtet wird, keinen künstlerischen Werth beimeßen, theils weil es noch immer zweifelhaft bleibt, welche von den unzähligen Gestalten, in denen diese Geschichte umgeht, dem Dichter zunächst vorschwebte. Das Letzte gilt zwar auch von der zu der Haupthandlung des Stücks mitgetheilten Novelle; da aber hier der erste Grund wegfiel, so schien uns ihre Aufnahme in den Text weniger bedenklich.

Goulart erzählt in seinem Thrésor d'histoires admirables et merveilleuses de notre temps unter der Aufschrift: Vanité du monde magnifiquement représentée folgende Begebenheit:

„Als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, zu Brügge Hof hielt, gieng er eines Abends nach Tische in Begleitung einiger seiner Vertrauten durch die Straßen der Stadt, wo er einen

sehr betrunkenen Handwerker der Länge nach auf dem Pflaster ausgestreckt im tiefsten Schlafe liegen fand. Es gefiel dem Fürsten, an diesem Handwerker einen Beweis von der Eitelkeit unseres Lebens aufzustellen, über welche er so eben mit seinen Vertrauten gesprochen hatte. Er ließ also diesen Schläfer nach seinem Palaste bringen, ihn in eines der prächtigsten fürstlichen Betten legen und mit einer kostbaren Nachtmütze bekleiden. Auch ward ihm sein schmutziges Hemde ausgezogen und ein anderes von der feinsten Leinwand angelegt. Als der Trunkenbold seinen Rausch ausgeschlafen hatte und allmählich erwachte, traten Edelknaben und Kammerdiener des Herzogs an sein Bette, zogen die Vorhänge zurück, machten mehrere tiefe Verbeugungen und frugen mit entblößten Häuptern, ob es ihm gefällig sei aufzustehen und welche Kleider ihm heute anzulegen beliebe? Dabei überreichte man ihm mehrere sehr kostbare Anzüge. Der neugeschaffene Herzog, der über diese Liebkosungen sehr erstaunt war und nicht wuste ob er wache oder träume, ließ sich anziehen und aus dem Zimmer führen. Hier ward er von vielen vornehmen Herrn ehrerbietig empfangen und bewillkommt, dann in die Messe geführt, wo man ihm unter großen Ceremonien das Evangelienbuch zum Küssen darreichte, wie man es täglich dem Herzog zu thun pflegte. Nach der Messe führt man ihn in den Palast zurück, reicht ihm das Waßer zum Händewaschen und setzt ihn an eine reichbestellte Tafel. Nach Aufhebung derselben läßt der Großkämmerer Karten und eine bedeutende Summe Geld bringen. Darauf führt man ihn zum Garten, dann auf die Hasen- und Falkenjagd und endlich wieder zurück in den Palast zu einer glänzenden Abendmalzeit. Bei dem Schein der Kerzen stimmen die Instrumente ein Concert an und nach aufgehobener Tafel beginnen Herrn und Damen sich im Tanz zu vergnügen. Hierauf ließ man die Darstellung einer lustigen Comödie und ein Banket folgen, bei welchem man dem neugeprägten Herzoge so viel feine und köstliche Weine, Zuckerwerk und Confituren aller Art darbot, daß er sich bald übernahm und in den tiefsten Schlaf verfiel. Auf den Be-

fehl des Herzogs, ihn von allen den reichen Gewändern wieder zu entkleiden, legte man ihm seine Lumpen wieder an und trug ihn an den Ort zurück, wo man ihn Tags zuvor gefunden hatte. Hier brachte er die Nacht zu und als er am Morgen erwachte, erinnerte er sich dessen, was gestern mit ihm vorgegangen war, ohne zu wißen ob er es wirklich erlebt oder ob ein Traum ihm den Kopf verdreht habe. Nach mancherlei Selbstgesprächen entschied er sich zuletzt dafür, daß Alles nur ein Traum gewesen sei, und erzählte es seiner Frau, seinen Kindern und Nachbarn, ohne den wahren Zusammenhang zu ahnen.

Goulart hat wahrscheinlich aus Heuterus de rebus burgundicis geschöpft, wo dieser Vorfall (lib. IV) nach einem Briefe des Ludov. Vives als wirklich geschehen erzählt wird. Dem Ludov. Vives soll ihn ein alter Beamter am Hofe des Herzogs selber erzählt haben. Goulart ward aber wohl erst 1607 durch Eduard Grimstone ins Englische übersetzt und Malone setzt Shakspeares Bearbeitung schon in das Jahr 1594. Derselbe Vorgang ward jedoch auch unmittelbar nach Heuterus in Burtons Anatomy of Melancholy erzählt, wovon die zweite Ausgabe, nach welcher Percy in den Reliques of ancient Poetry. Vol. I p. 238 die Stelle mittheilt, im Jahre 1624 in Folio erschien. Hier wird aber der lustigen Comödie nicht gedacht, die man vor dem eingebildeten Herzoge aufführen ließ. Die alte Ballade bei Percy a. a. O. The froliksome Duke or the Tinkers good fortune, gedenkt dieses entscheidenden Umstandes, aus dem die Verbindung des Vorspiels mit dem Hauptstücke gefloßen zu sein scheint, ebensowenig; auch ist ihr Alter nicht mit Gewissheit zu bestimmen. Für diejenigen, welche dem Dichter die Kenntniss der französischen Sprache nicht zutrauen, bliebe also Wartons Vermuthung das Wahrscheinlichste, daß Shakspeare eine alte englische Sammlung lustiger Erzählungen, fortgesetzt von Richard Edwards und schon im Jahre 1570 gedruckt, benutzt habe, denn schon diese enthielt den obigen Vorgang.

Schwerlich war der Herzog von Burgund der erste Erfinder

des Scherzes, welchen er sich mit dem betrunkenen Handwerker erlaubte. Er war ihm, wie schon der Verfaßer der Anmerkungen zu Tausend und Eine Nacht (Bd. 13, S. 261) vermuthet, durch die Gesandtschaften der morgenländischen Fürsten an ihn überliefert, welche ihm den Titel eines Großherzogs des Abendlandes zugedacht hatten. Somit folgte er nur dem Beispiel des Chalifen Harun Alraschid, der nach dem anmuthigen Märchen von dem erwachten Schläfer Abuhassan (Tausend und Eine Nacht Bd. 7) diesen schlafend in seinen Palast bringen und einen ganzen Tag lang als den Beherscher der Gläubigen von seinem Hofstaate verehren läßt. Durch einen neuen Schlaftrunk in den alten Zustand zurück versetzt, findet er die Befehle vollstreckt, die er als Chalif gegeben hat, und vergebens sucht ihn seine alte Mutter zu überzeugen, daß er nicht wirklich Beherscher der Gläubigen sei. Man bringt ihn als einen Wahnsinnigen in ein Narrenhaus, wo er so lange auf das Grausamste misshandelt wird bis er seine Einbildung aufgiebt. Kaum ist er aber entlaßen, so wird er von Neuem hingezaubert, dießmal jedoch bald enttäuscht und für die ausgestandenen Qualen durch die Freundschaft des Chalifen und die Hand einer Favoritsclavin der Fürstin reichlich entschädigt.

Auch in Tausend und ein Tag (übers. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen. Prenzl. 1827, Bd. 5 S. 64—163) kommt in der Geschichte Xaïluns, des Blödsinnigen, dieselbe Episode vor, zwar weniger ausgeführt, aber vielleicht noch belustigender.

Durch einen ähnlichen Betrug soll Hassan, der Alte vom Berge, das Reich der Assassinen gestiftet haben. (Vgl. J. v. Hammers Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen. Stuttg. u. Tüb. 1818.) Er benutzte die Begriffe der Mohamedaner von einem sinnlichen Paradiese, wie es der Prophet seinen Tapfern verheißen hatte, von Milch- und Honigbächen durchfloßen, wo himmlische Houris von unvergänglicher Schönheit und Jugend im ewigen Frühling wandeln und durch Gesang und Tanz den seligen Glaubenshelden die höchsten Genüße bereiten. Nach dem Vorbild dieses Paradieses des Propheten legte sich

Hassan bei der Bergfeste Alamut einen Garten an und gab dann den tapfersten und schönsten Jünglingen zu verstehen, daß er Gewalt habe, sie aller Freuden des Paradieses theilhaftig zu machen. Wenn sie nun Verlangen danach zeigten, brachte er ihnen einen Schlaftrunk bei und ließ sie so in jene glänzenden Gärten versetzen, wo sie sich beim Erwachen von entzückenden Freuden umgeben sahen und nicht Zeit fanden, von dem Erstaunen über diese Herrlichkeit zurück zu kommen: reizende Mädchen ergetzten sie durch Gesang, Tanz und Liebkosungen und der Genuß der ausgesuchtesten Speisen und Weine steigerte den Rausch ihrer Sinne, daß sie sich wirklich im Paradiese glaubten und es nie zu verlaßen wünschten. Nach einiger Zeit aber entrückte sie ein zweiter Schlaftrunk diesen Freuden: sie fanden sich in ihren alten nüchternen Zustand zurück geschleudert, wo sie sich in Sehnsucht verzehrten bis Hassan ihnen die Bedingungen vorschrieb, unter welchen sie der Prophet noch öfter jener Seligkeiten würdigen wolle. Diese bestanden im unbedingten Gehorsam gegen seine Befehle, in der Bereitwilligkeit zu der entschloßensten Lebensaufopferung auf jeden seiner Winke. Und so versammelte Hassan seine Fedavie (Aufopfernden), die durch Gift und Dolch ein Reich auf Schrecken gründeten. (S. Leo's Lehrbuch der Gesch. d. Mittelalters I, S. 369.)

Einige Aehnlichkeit hat auch der Versuch des Tyrannen Dionysius von Sicilien mit dem Schmeichler Damocles, dem das Schwert über dem Haupte den Genuß der gepriesenen Freuden verbitterte. Doch sollte dieser mehr das Elend im Königsglanze als die Eitelkeit des menschlichen Lebens überhaupt zeigen. Steevens findet aber den Versuch des Tyrannen dem des Lords bei Shakspeare so ähnlich, daß er glaubt, einige Leser würden vermuthen, der Dichter sei durch Ciceros Worte (Tusc. disp. lib. V, 21) zu dieser Erfindung veranlaßt worden, und in der That finden sich die in Steevens Auszuge der Stelle unterstrichenen Worte im Munde des Lords wieder, da er die Jäger anweist, wie sie mit dem Trunkenbold bei seinem Erwachen verfahren sollen.

Daß Calderons Schauspiel: Das Leben ein Traum, auf einer verwandten Idee beruht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Der Darstellung Shakspeares näher steht Holbergs Jeppe vom Berge. Holberg hat aber aus Jac. Bidermanni Utopia geschöpft. Der Verfaßer dieses Buchs, von welchem uns die editio tertia, Dilingae 1691 vorliegt, war ein gelehrter Jesuit, der sich durch Belesenheit und Eleganz des lateinischen Stils empfiehlt. Das vierte und fünfte Buch der Utopia ist fast allein mit dieser hier sehr weitläufig ausgesponnenen Episode gefüllt. Eine eigenthümliche Erweiterung ist es, daß der betrunkene Bauer Menalcas, nachdem ein zweiter Schlaftrunk ihn seinem Stande zurückgegeben hat, vor Gericht gezogen und der Anmaßung der königlichen Würde angeklagt wird. Er wird auch wirklich zum Scheine verurtheilt, und die Hinrichtung, jedoch wieder nur zum Scheine, an ihm vollzogen. Auch dieser Zusatz findet sich bei Holberg wieder. Aus dessen Lustspiel ist er in ein französisches Melodram übergegangen, das wir unter dem Titel Ein Tag im Lager gesehen haben.

Unser Christian Weise benutzte die Erzählung Goularts zu seiner Comödie: „Von dem träumenden Bauer am Hofe Philippi boni in Burgundien." Noch heute erhält sich dieser Stoff in mancherlei Gestalten auf der deutschen Bühne. Erst jüngst (1830) gab das königsstädtische Theater in Berlin unter dem Titel: „Das lebendige Weinfaß, von Stegmeyer" eine Bearbeitung desselben, die auf der Geschichte: „Von einem in der Hölle und Vorhimmel gewesenen versoffenen Bauer" zu beruhen scheint, welche den Anhang zu dem Volksbuche von der Höhle Xaxa bildet. Herumziehende Puppenspieler und stabile Käsperletheater oder Henneschen, wie sie am Niederrhein heißen, stellen den Vorgang auf eine Weise dar, die fast auf einen Zusammenhang mit der altenglischen Bühne zu deuten scheint, dessen Annahme nicht bedenklich ist.

2) In dem Schauspiel selbst ist die Episode von Lucentios und Biancas Liebe aus Ariostos Comödie: »I Suppositi« entlehnt,

welche schon 1565 nach George Gascoignes Bearbeitung auf die englische Bühne gekommen war. Niemals hat Shakspeare ein so starkes Plagiat begangen, als indem er den ganzen Inhalt dieses werthvollen Stücks in das seinige aufnahm; doch hat er auch hier viele herrliche Züge von seiner Erfindung eingewebt und das Entlehnte durch Verbindung mit dem Hauptgegenstande des Stücks sich anzueignen gewußt.

3) Wie schon erwähnt, können wir uns nicht dafür verbürgen, daß die von uns mitgetheilte Novelle wirklich die Quelle der Haupthandlung unseres Stückes ist. Douce in den Illustrations of Shakspeare I. p. 345 will in einer altspanischen Novelle El Conde Lucanor 1643. 4., deren Verfaßer Don Juan Manuel, der Neffe Ferdinand IV. von Castilien war, die Grundzüge des Schauspiels wiedergefunden haben. Leider ist uns dieß seltene Buch unzugänglich geblieben und so können wir es nur bedauern, daß es Douce nicht der Mühe werth gefunden hat, mehr von dem Inhalte desselben zu sagen und zugleich die Zeit zu bestimmen, wo es zuerst erschien, denn wenn die von ihm angegebene Jahreszahl die der ersten Ausgabe ist, so kann es die Quelle Shakspeares nicht sein. — Hiezu hab ich im vierten Band der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, auch unter dem Titel: Novellenschatz der Italiener, Berlin 1832, S. 285 folgenden Nachtrag geliefert:

„Seitdem hab ich in der Bibliothèque des Romans, 1781, Novemberheft p. 3 hinreichende Auskunft über den Conde Lucanor und zugleich eine Uebersetzung der von Douce gemeinten Novelle gefunden, worüber ich hier nachträglich berichten will.

Jener Notiz zufolge erschien also die erste Ausgabe des Conde Lucanor, die mithin Shakspeare wohl hätte bekannt sein können, schon 1575 zu Sevilla; die zweite und letzte aber, welche Douce anführt, 1642 zu Madrid. G. Argote de Molina, der diese zweite Ausgabe besorgt hat, giebt an, der Verfaßer sei schon 1347 im Alter von 70 Jahren verstorben, obwohl sein Tod nach der Inschrift seines Grabmals zu Pennafiel erst 1362 zu Cordova erfolgte. Don Juan Manuel hinterließ viele Schriften, wo-

runter jedoch der Conde Lucanor die berühmteste ist. Sie enthält funfzig Erzählungen, theils Fabeln, theils Novellen, nach der zu seiner Zeit wie noch jetzt beliebten orientalischen Weise in einen Rahmen gefaßt, der sie zu einem Ganzen verbindet.

Folgendes ist der verkürzte Inhalt der Novelle, welche Douce für die Quelle Shakspeares ausgiebt:

Die nachgiebige Frau.

„„Don Alvar Fannez war der Tochter eines Grafen Angures vermählt. Sein Neffe, ein junger Edelmann von vielem Geiste, den er in sein Haus aufgenommen hatte, sagte ihm eines Tages: Was mir bei euch missfällt, lieber Oheim, ist daß ihr eurer Frau zuviel Herschaft einräumt. Hierauf gab ihm Don Alvar für heute keine Antwort.

Am andern Morgen ritt er in Begleitung seiner Gemahlin und seines Neffen auf sein nahgelegenes Landgut. Auf einer Wiese weidete eine Heerde Kühe, die dem Don Alvar gehörte. Was meint ihr, Neffe, fragte der Edelmann, ist das nicht eine prächtige Heerde Stuten?

Was sprecht ihr von Stuten, antwortete der Neffe, es sind ja Kühe, und so schöne wie der Schöpfer nicht alle Tage macht. — Seid ihr von Sinnen, Neffe, versetzte der Oheim, seht ihr die Fohlen nicht umherlaufen und hört ihr die Mütter nicht wiehern? — Nein, wahrlich nicht, betheuerte Jener. — So seid ihr taub und blind, fuhr Don Alvar fort; doch damit ihr seht, daß ich Recht habe, so soll meine Frau entscheiden.

Die Dame ward also zur Schiedsrichterin bestellt und entledigte sich dieses Amtes mit den Worten: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß dieß Stuten sind.

Der Neffe staunte und schwieg. Sie ritten weiter und gelangten bald zu einer andern Wiese, auf welcher eine schöne Heerde Stuten weidete. Da sprach der Alvar zu seinem Neffen: Hier könnt ihr sehen was man Kühe nennt, damit ihr sie künftig nicht wieder mit Stuten verwechselt.

Wie, mein Oheim, schrie der Neffe auf, das gebt ihr für Kühe aus, da es doch ganz offenbar Stuten sind? Seht ihr die schönen Mähnen nicht wallen? hört ihr nicht dieß verliebte Wiehern?

Neuer Streit, den abermals die Dame mit den Worten entschied: Ihr habt Recht, mein Gemahl, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß dieß Kühe sind.

Der Neffe verwunderte sich immer mehr, und sein Erstaunen wuchs noch, als sie ritten und zu einem Bache gelangten, von dem eben Alvar behauptete, sein Waßer fließe ihnen zur Linken hin, da es ihnen doch offenbar zur Rechten hin floß. Aber auch diese Streitfrage entschied die Dame mit der schon bekannten Formel zu Gunsten ihres Gemahls.

Endlich erreichten sie das Ziel ihrer Lustfahrt, das Landgut Don Alvars. Da sprach dieser: Das nenn ich spät anlangen, es ist eben Mitternacht.

Mittag, wollt ihr sagen, versetzte der Neffe: seht ihr die Sonne nicht hoch am Himmel stehen? — Die Sonne? fragte der Oheim; ich glaube, ihr wollt mich zum Besten haben, Neffe, daß ihr den Mond für die Sonne ausgebt. — Was, der Mond? — Nun freilich, und viele Sterne, die ihn umgeben. — Mit euch ist nicht zu streiten, Oheim, ihr sollt Recht behalten. — Nicht doch, Neffe, meine Frau soll entscheiden, damit ich doch erfahre ob ich von Sinnen bin oder ihr.

Ihr habt vollkommen recht, mein Gemahl, entschied die Dame, man muß blind sein um nicht zu sehen, daß der Mond scheint.

Als sie abgestiegen und eingetreten waren, zog der Oheim den Neffen bei Seite und sprach: Ihr seid ganz verwirrt, Neffe, doch hört mich an. Was wir gesehen haben, war allerdings erst eine Heerde Kühe, dann eine Heerde Stuten; auch floß der Bach ohne Zweifel rechts hin wie ihr behauptetet, und daß es jetzt Mittag ist und die Sonne scheint, ist ebenso gewiss; weil ihr aber meintet, ich laße meiner Frau zu große Herschaft, so wollt ich euch nur beweisen wer Herr im Hause ist. Ihr seht jetzt, daß ich immer Recht behalte und wenn ich sagte Schwarz sei Weiß,

oder Weiß sei Schwarz. Bedenkt aber, daß es bei einer Frau schon viel ist, Recht zu behalten, wenn man es wirklich hat, und schließt daraus, ob ich Ursache habe, der meinigen unbedingt zu vertrauen.““

Seit 1831, wo dieß geschrieben wurde, besorgte nun Adalbert Keller eine neue Ausgabe des Conde Lucanor, welche den ersten Band der in Stuttgart 1839 erschienenen Bibliotheca castellana füllt, und Eichendorff gab eine Uebersetzung des Buchs heraus, von welcher uns eine Ausgabe vom J. 1843 vorliegt. Das fünfte Capitel: Wie es dem Kaiser Friedrich und dem Don Alvar Fannez Minaja mit ihren Frauen ergangen, enthält nun die hier gemeinte Novelle, von der die Bibl. des Romans allerdings nur einen verkürzten Auszug giebt; einen Zug aber finden wir bei Eichendorff nicht wieder und gerade den, auf welchen es am meisten ankommt bei der Frage, ob Shakspeare diese Novelle gekannt habe, die Streitfrage nämlich ob es Mitternacht sei oder Mittag, und ob der Mond am Himmel stehe oder die Sonne. Es ist also zu vermuthen, daß Graf Tressan, der Herausgeber der Bibl. des Romans, diesen Zug aus Shakspeare hinzugefügt hat, obwohl er dieses Dichters auch nicht mit einer Silbe gedenkt.

Noch eine andere Novelle im Conde Lucanor behandelt das Hauptthema unseres Lustspiels und obwohl ich auch sie nicht für Shakspeares Quelle halte, so will ich doch ihren Inhalt kurz angeben, zumal Von der Hagen G. Ab. LXXXVI diese für die von Douce gemeinte hielt. Sie findet sich im 45. Capitel, welches die Ueberschrift führt: Wie es einem jungen Manne an seinem Hochzeitstage ergangen, und erzählt wie ein reicher Maure eine einzige Tochter hatte von so unsanften Sitten, daß kein Menschenkind diesen Teufel heirathen mochte. Gleichwohl faßte der Sohn eines andern minder begüterten, aber angesehenen Mauren den Vorsatz, durch Heirath mit dieser bösen Sieben sein Auskommen zu verbeßern. Sein Vater rieth ihm ab, da aber der Sohn auf seinem Willen bestand, gieng er endlich hin, bei seinem Freunde um sie zu werben. Dieser wollte sein Unglück nicht, noch seines

Sohnes Verderben; da aber des Menschen Wille sein Himmelreich ist, gab er endlich nach, und so ward die Heirath geschloßen und die Neuvermählte in das Haus ihres Mannes geführt, wo man den jungen Eheleuten den Tisch deckte und sie dann bis zum folgenden Tage allein ließ. Als der junge Ehemann sich zu Tisch gesetzt hatte, spähte der Ehemann, ehe die junge Frau noch zu Worte kommen konnte, nach seinem Jagdhunde und rief ihm zu: Hund, bring uns Waßer zum Händewaschen! Der Hund that es nicht; darüber gerieth er in Zorn und wiederholte seinen Befehl noch heftiger; der Hund aber that es abermals nicht. Da sprang er wüthend vom Tisch auf, ergriff sein Schwert und gieng auf den Hund los. Dieser entfloh, Er hinter ihm drein über Tisch und Bänke und Kaminfeuer bis er endlich den Hund erreicht hatte, dem er erst Kopf und Füße abhieb, dann ihn ganz in Stücke zerhackte und Wände und Tisch und alles Hausgeräthe mit seinem Blut besudelte. So kehrte er voll Wuth zur Tafel zurück, ersah ein Schooßhündchen und befahl diesem, Waschwaßer zu bringen. Da das Hündchen darauf nicht hörte, rief er: Wie, Herr Duckmäuser, hast du nicht gesehen wie dem Jagdhund geschah, weil er nicht thun wollte was ich befahl? Er wird dir ergehen wie ihm, wenn du dich widerspenstig bezeigst. Und da das Hündchen es dennoch nicht that, ergriff er es bei den Beinen und schlug es wider die Wand, daß es in tausend Stücke zerschmetterte. So wild und ungebärdig setzte er sich wieder zu Tische neben die Frau, die kein Wort sprach, aber nicht anders dachte als er sei unsinnig geworden. Nachdem er wieder umhergeschaut, erblickte er sein Pferd, das einzige, das er hatte, und befahl diesem, Waschwaßer zu bringen; aber das Pferd that es nicht, worauf er ihm den Kopf abschlug und in der grösten Wuth auch noch den Rumpf in Stücke hieb. Als die Frau sah, wie er sein einziges Pferd umbrachte, meinte sie, das geschehe denn doch nicht zum Spaß, und gerieth in große Angst. Er aber kehrte bluttriefend und wuthschnaubend zur Tafel zurück und schwor: Wenn er tausend ungehorsame Rosse, Männer und Weiber hätte, sie sollten alle des

Todes sein. Und da er wieder umhergeschaut und kein lebendiges Wesen mehr gewahrte, wandte er den Blick furchtbar auf sein Weib und rief ihr, das bloße Schwert noch immer in der Hand, in großem Grimme zu: Steht auf und bringt mir Waschwaßer. Die Frau, der es nicht anders war denn als würde sie schon selbst in Stücke gehauen, sprang eiligst auf und holte das Waßer. Da rief er: Ha, wie danke ich Gott, daß ihr meinen Befehl befolgt habt, denn bei der Wuth, in den jene Narren mich versetzt haben, würde es euch ergangen sein wie ihnen. Darauf befahl er ihr, ihm zu eßen zu geben, und sie that es; er sagte ihr aber Alles in solchem Tone, daß sie meinte, der Kopf wär ihr schon in Scherben, und so gieng es die ganze Nacht hindurch, und sie muckste nicht, sondern that Alles was er befahl. Nachdem sie aber ein Weilchen geruht hatten, sagte er: Vor dem großen Zorn kann ich nicht ruhig schlafen; sorgt aber ja, daß mich sonst Niemand störe und haltet ein gutes Frühstück bereit.

Am andern Morgen nun versammelten sich die Eltern und Verwandten vor der Thüre, und da drin Alles stille war fürchteten sie, der junge Ehemann sei todt oder verwundet, waren daher sehr erstaunt, als die junge Frau ganz leise und furchtsam heran schlich und ihnen zuflüsterte: Ach, ihr Unglückseligen, was macht ihr da? schweigt, oder ihr seid Kinder des Todes. Als sie aber erfuhren, wie sie die Nacht zugebracht hatten, wurde der junge Mann hochgepriesen, daß er so in seinem Hause aufzuräumen gewust; und von diesem Tage an war die Frau wie um den Finger zu wickeln, und sie führten mit einander ein glückliches Leben. Ein Paar Tage nachher aber wollte es der Schwiegervater seinem Eidam nachthun und tödtete auf diese Weise ein Pferd; da sagte seine Frau zu ihm: Laß gut sein, Alterchen, du besinnst dich zu spät, wir kennen einander schon.

In Svend Grundtvigs dänischen Volksüberlieferungen I, 88 findet sich ein hieher gehöriges jütisches Märchen, das wir nach Reinhold Köhlers Uebersetzung (Shakspeares Jahrb. III, 397) folgen laßen:

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten drei Töchter, mit Namen Karen, Maren und Mette. Sie waren hübsch genug anzusehen, aber bös und widerspenstig; indes war Mette die schlimmste. Dennoch kamen Freier zu Karen und Maren: sie verheiratheten sich; aber es dauerte lange bis an Metten Einer zu freien wagte. Endlich kam doch ein Freier aus weiter Ferne. Sie sollten dreimal aufgeboten werden, sagte er, und drei Tage nach dem dritten Aufgebot zu dem von ihm bestimmten Glockenschlag in der Kirche sich treffen, um getraut zu werden. Als der Hochzeitstag kam, giengen die Leute mit ihrer Tochter zur Kirche, musten aber lange auf den Bräutigam warten. Endlich kam er an. Er ritt auf einem alten grauen Pferde, hatte eine Büchse an der Seite und ein paar wollene Handschuhe an den Händen und ein grauer Hund folgte ihm. Sobald die Trauung vorbei war, sagte er zu seiner Frau: Setz dich vor mich aufs Pferd und laß uns heimreiten. Sie that wie er bat, obschon ihr Vater viel dagegen hatte; aber der Bräutigam bestand auf seinen Willen und sie ritten fort. Als sie ein gut Stück gekommen waren, ließ er seinen Handschuh fallen. Heb ihn auf, sagte er zu seinem Hund; aber der Hund hob ihn nicht auf. Heb ihn gleich auf! sagte er nochmals; aber der Hund ließ ihn doch liegen. Als er zum dritten mal vergeblich das Nämliche befohlen hatte, nahm er seine Büchse und schoß auf ihn, daß er auf der Stelle todt da lag. Sie ritten weiter und kamen in einen Wald. Hier wollte der Mann rasten; sie stiegen ab und ließen das Pferd grasen. Als der Mann fand, daß sie genug gerastet hatten, sagte er dreimal zu dem Pferde, es solle herkommen; aber das kümmerte sich nicht darum und graste weiter. Da nahm er seine Büchse und schoß es todt. Die Frau wunderte sich darüber und faßte gleich den Entschluß, ihrem Manne nie zu widersprechen. Der Mann nahm nun eine grüne Gerte, bog beide Enden zusammen und gab sie seiner Frau mit den Worten: Heb sie auf bis ich sie von dir zurück verlange! So giengen sie den Rest des Weges bis zu ihrem Hause. Hier lebten sie glücklich mehrere Jahre zusammen,

denn sie vergaß nie was sie im Walde gelobt hatte, ihrem Mann nie zu widersprechen. Sie war stäts so gut und so fügsam, daß Niemand gesagt hätte, das wär die widerspenstige Mette. Eines Tags sagte der Mann zu seiner Frau: Was meinst du? sollen wir uns aufmachen und deine Eltern besuchen? Ja, das wollte sie gern. Der Mann hieß gleich den Knecht anspannen und sie fuhren fort. Unterwegs trafen sie eine Menge Störche. Das sind schöne Raben! sagte der Mann. Nein, das sind keine Raben, das sind Störche, sagte die Frau. Wend um, und fahr wieder nach Hause! sagte der Mann zum Knechte und so fuhren sie wieder nach Hause. Als einige Zeit vergangen war, fragte der Mann sie wieder ob sie sich aufmachen und ihre Eltern besuchen wollten, und das wollte sie gern. Unterwegs kamen sie zu einer großen Heerde Schafe und Lämmer. Das war ein großes Rudel Wölfe! sagte der Mann. Nein, das sind Schafe und Lämmer! sagte die Frau. Wend wieder um, sagte der Mann zum Knecht, und so kamen sie dießmal auch nicht weiter. Zum drittenmal fragte der Mann seine Frau, ob sie zu ihren Eltern sich aufmachen wollten, und da sagte sie gleich Ja dazu. Da ließ er anspannen und sie fuhren weg. Da sie ein gutes Stück Wegs gefahren waren, kamen sie zu einer Menge Hühner. Das war eine schwere Menge Krähen! sagte der Mann. Ja, das ist auch wahr, sagte die Frau. So fuhren sie weiter, und als sie zu Mettes Eltern kamen, war da große Freude. Karen und Maren waren auch mit ihren Männern da. Die Mutter nahm alle drei Töchter mit in die Schlafstube, denn sie wollte genau hören, wie Mette zufrieden wäre. Indessen füllte der alte Vater einen Krug mit Silberpfennigen und Goldpfennigen: den setzte er auf den Tisch vor den drei Männern und sagte: Wer von ihnen die folgsamste Frau habe, solle den Krug bekommen. Da rief der erste Mann: Karen, kleine Karen, komm ein wenig heraus! Aber wie viel er auch rief und wie viel er auch bat, da kam keine Karen, nicht einmal als er hinein gieng, konnte er sie mit herausbringen. Dem andern Mann gieng es nicht beßer mit seiner Maren. So kam die Reihe an den dritten.

Der gieng bloß an die Thüre, klopfte daran und sagte: Mette, komm heraus! Da kam sie gleich gesprungen und fragte was er wollte. Da sagte er: Bring mir die Gerte, die ich dir im Walde gab. Die hatte sie auch gleich bei der Hand und brachte sie ihm, und die wies er da den andern Männern mit den Worten: Seht ihr wohl: ich bog die Gerte, als sie noch grün war. Das hättet ihr auch thun sollen.

Dieß vortrefflich erfundene Märchen kommt auch dem englischen Schauspiel am Nächsten und Eschenburgs Vermuthung, daß eine italienische Quelle zu Grunde liege, verliert immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Sie ruht auf den italienischen Namen der handelnden Personen im Hauptstücke, die allerdings mit den englischen des Vor- und Zwischenspiels nicht zu stimmen brauchten, daher sie Shakspeare unverändert laßen konnte. Erst ein später zu nennendes deutsches, das von Shakspeare ausgieng, vertauschte die Namen mit deutschen. Unter den italienischen Novellen ist aber noch keine nachgewiesen, die mit dem Hauptinhalte des Stücks mehr Verwandtschaft hätte als Straparolas zweite Novelle der achten Nacht. Wie überhaupt Straparolas Novellen, nicht bloß seine Märchen, das von dem gelehrten Uebersetzer der letztern (Vergl. Valentin Schmidts Märchen des Straparola, aus dem Italienischen, mit Anmerkungen, Berlin 1817, bei Duncker und Humblot, und dessen Beiträge zur Geschichte der rom. Poesie, S. 26) und den Brüdern Grimm (Kinder- und Hausmärchen III. S. 272) übergangene Verdienst uralten epischen Gehalts haben, so ist auch die gegenwärtige Novelle nicht seine Erfindung, sondern Gemeingut vieler Zeiten und Völker. Selbst im Orient scheint sie bekannt, obgleich wir daraus ihren morgenländischen Ursprung nicht folgern. In Kisseh Khun, der Persische Erzähler (Berl., bei Nicolai 1829), einer Sammlung orientalischer Erzählungen aus den Sketches of Persia, stimmt die Geschichte von der Katze, nächst dem Fabliau: La Dame qui fut écoliée (cf. Dunlop II. p. 444) am Genauesten mit unserer Novelle. Ihr Inhalt ist kürzlich folgender:

„Sadik-Beg erwirbt sich durch persönliche Vorzüge Hussëini, die stolze Tochter des Nabobs. Nach dem Herkommen bei so ungleichen Heirathen war er nicht viel Beßeres als ihr Sclave. Seine Freunde bedauerten sein Schicksal; nur ein kleines Männchen, Merdek mit Namen, das ganz und gar unter dem Pantoffel stand, freute sich, einen Andern in gleicher Lage zu sehen. Mit heimtückischer Freude wünschte er ihm Glück zu seiner Vermählung. Sadik-Beg nimmt den Glückwunsch an und versichert sich wirklich höchst glücklich zu fühlen. Als dieß Merdek bezweifelt, erzählt er ihm, wie er es nach der Hochzeit mit seiner Frau gehalten habe: „Ich gieng mit dem Schwert an der Seite in das Gemach Husseinis, die mich in einer würdevollen Stellung empfieng. Als ich hervortrat kam eine schöne Katze, offenbar ein großer Liebling, knurrend mir entgegen. Ich zog gelaßen mein Schwert, schlug ihr den Kopf ab, und diese in die eine Hand, den Körper in die andere nehmend, warf ich beides zum Fenster hinaus. Dann wandte ich mich ganz unbefangen zu der Frau, welche etwas beunruhigt schien, jedoch nicht die geringste Bemerkung machte, sondern sich bis auf den heutigen Tag als eine sehr gütige und nachgiebige Frau erwies.“ Merdek läßt sich dieß zur Lehre dienen und beschließt bei seiner Xantippe ein Gleiches zu versuchen. Wirklich tödtet er auch die Katze, wird aber, da er die getrennten Stücke vom Boden aufnehmen will, durch eine derbe Ohrfeige von seiner entrüsteten Ehehälfte niedergeworfen. Späterhin erfuhr Merdeks Frau, wessen Beispiel der arme Kleine hatte nachahmen wollen: da sagte sie, ihm noch eine Ohrfeige gebend: Du jämmerlicher Geselle: du hättest die Katze tödten sollen am Hochzeittage.“ Nach Hagen, Gesammtab. I, LXXXV, wäre übrigens das Buch, das mir vorgelegen hat, wie Nachfragen bei der genannten Buchhandlung ergeben hätten, niemals wirklich erschienen.

In dem altdeutschen Gedichte vom Zornbraten (Laßbergs Liedersaal II, S. 499.), womit die zeltende Frau (L. S. I. S. 295) verwandt ist, begegnen die Grundzüge unserer Novelle in Verbindung mit andern, die sich in dem Schauspiele wiederfinden.

(Von der Hagens Gesammtab. I, 8 und S. LXXXIV): „Ein Ritter hatte ein böses Weib, das er nicht meistern konnte. In diesem Sinne erzog sie auch ihre Tochter, die bald alle Freier durch ihre Bosheit abschreckte. Endlich wagt es doch ein junger Ritter um sie zu werben. Der Vater verhehlt ihm keine ihrer bösen Eigenschaften; aber er besteht darauf, sie heimzuführen. Beim Abschied giebt ihr die Mutter Lehren, wie sie sich gegen ihren Mann verhalten solle, und drohte mit ihrem Fluche, wenn sie ihm nicht eben so thue wie sie dem Vater gethan habe. Nun besteigt der Bräutigam sein Ross und nimmt die Braut hinter sich: an einem Riemen führt er einen schönen Windhund und auf der Hand trägt er einen Edelfalken. So reitet er ohne Begleitung abgelegene Wege, um Niemand zu begegnen. Nicht lange so will der Falke nach einem Vogel auffliegen: zuerst warnt ihn der Ritter; als er es aber noch einmal versucht, drückt er ihm den Kopf ein und sagt: So müße es Allen ergehen, die gegen meinen Willen thun. Bald darauf findet er Gelegenheit dem Hunde ein Gleiches zu thun, und zuletzt gar dem Pferde, auf dem sie reiten. Jetzt macht er der Braut den Vorschlag, sich satteln zu laßen, damit er sie reiten könne, indem er des Fußgehens ungewohnt sei. Vor Schrecken giebt sie nach und trägt den Ritter wohl eine halbe Meile: dann giebt sie ihm die süßesten Worte und gelobt ihr ganzes Leben hindurch seinem Willen zu gehorchen. Da heißt er sie aufstehen, nimmt sie freundlich bei der Hand und führt sie auf seine nahe Burg, wo seine Freunde ihrer harren und sie in alle Rechte einer Hausfrau eingesetzt wird. So ward aus der schlimmsten Braut das beste Weib. Sechs Wochen darnach kommen die Eltern der Braut sie zu besuchen. Als die böse Mutter ihre Sanftmuth sieht, schilt und schlägt sie die Tochter. Der Vater aber bittet den Schwiegersohn, ihm zu rathen, wie er auch sein Weib zahm machen könne. Da nimmt der Ritter vier Knechte zu sich und erklärt der Xantippe, daß sie zwei Zornbraten über ihren Lenden habe, welche ihr ausgeschnitten werden müßten: so werde sie bald das beste Weib werden. Der eine Zornbraten

wird auch wirklich herausgeschnitten: da verspricht sie Beßerung und bittet, ihr den andern zu laßen, welcher ganz klein sei und und ihr nicht viel Schaden thue. Dieß wird auch bewilligt, jedoch mit dem Vorbehalt, auch diesen auszuschneiden, wenn sich ihr Uebel wieder melde. Nun ward sie ein bescheidenes, friedliches Weib, und wenn sie je wieder ein Wort sprach, das ihrem Manne missfiel, so brauchte er nur an den Zornbraten zu erinnern, um sie zur Ruhe zu verweisen. Zuletzt folgt der Rath:

Wer ein böses Weib habe,
Der thu sich ihrer bei Zeiten abe,
Empfehle sie dem Ritten (kalten Fieber)
Und lege sie auf einen Schlitten,
Und kaufe ihr ein Bästlein,
Und hänge sie an ein Aestlein
Und hänge dabei
Zwei Wölfe oder drei.
Wer sah je einen Galgen
Mit schlimmern Balgen?
Es wäre denn daß man den Teufel fienge
Und ihn auch dazu hienge.

Einige Züge in diesem Gedicht stehen der Darstellung Shakspeares näher als unsere Novelle, z. B. daß der Ritter mit der Braut abgelegene Wege reitet, um Niemand zu begegnen, und sie erst heimführt um die Ehe zu vollziehen, als die Zähmung vollbracht ist. Dafür ist aber der Gegensatz der beiden Schwestern in der Novelle Straparolas ein so wichtiges Moment der Shakspeareschen Behandlung, daß es wahrscheinlich wird, der Dichter habe eine dritte, die Novelle und das altdeutsche Gedicht vermittelnde Darstellung vor sich gehabt.

Unter den deutschen Märchen bei Grimm behandelt das vom König Drosselbart (I. 52.) unser Thema. „Eine Königstochter war wunderschön, aber so stolz, daß ihr kein Freier genügen mochte. Der Eine war zu dick: das Weinfaß! sprach sie. Der Andere zu lang: lang und schwank hat keinen Gang. Der Dritte zu kurz: kurz und dick hat kein Geschick u. s. w. Zuletzt

zähmt sie der König Drosselbart, eine Name, dem sie ihm gegeben hat, weil er ein Kinn habe, wie die Drossel einen Schnabel, durch Armut und Entbehrung. Vgl. im Pentamerone des Basile IV. 10. (40.) La soperbia castegata. Hier aber schon der Uebergang in die Sage von der Griseldis u. s. w.

Unsere Novelle ist auch die Quelle von Hans Sachsens Fastnachtsspiel: „Der böse Rauch," abgedruckt in Tiecks deutschem Theater I. S. 19—28. Doch geht hier der Kampf um die Hosen und das Hausregiment wirklich vor sich und das Weib trägt den Sieg davon. Der Mann läßt sie nun nicht bloß im unbestrittenen Besitz der Hosen, sondern gürtet ihr auch noch Meßer und Taschen um.

Noch einmal schärft Straparola die hier gegebene Lehre von der Zähmung der bösen Weiber ein, nämlich in dem Märchen XII. 3. (Vgl. V. Schmidts Märchensaal S. 188, nebst den Anmerkungen):

Ein Mann, welcher die Sprache der Thiere versteht, lacht, da er eine Stute mit ihrem Füllen reden hört. Die Frau verlangt zu wißen, worüber er lache; er will es ihr aber nicht sagen, weil er sonst sterben muß. Sie besteht aber darauf es wißen zu wollen und droht, sich mit einem Strick die Kehle zuzuschnüren, wenn er es nicht sage. Da verspricht es der Mann; doch solle sie warten bis er sein Testament gemacht habe. In der Zwischenzeit hört er den Hund den Haushahn über seine Fröhlichkeit zurechtweisen, da er doch über den Tod des Herrn betrübt sein solle. Der Hahn antwortet aber, der Herr sei selbst Schuld an seinem Unglück, denn nach dem Aristoteles im ersten Buch der Politik solle der Mann des Weibes Haupt sein. Er selbst habe hundert Weiber und wiße sie alle in der Furcht zu halten und sich unterwürfig zu machen: er züchtige bald diese bald jene und laße es an tüchtigen Stößen nicht fehlen; der Herr aber, der nur eine Frau habe, wiße diese nicht einmal zu regieren." u. s. w. Vgl. Adalbert Kuhn Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843 S. 268 ff., wonach dieselbe Erzählung in Deutschland noch heute im Volksmunde lebt.

Auch dieß Märchen ist im Orient bekannt, denn es findet sich in Tausend und eine Nacht (I. S. 23) so übereinstimmend wieder, daß wir mit Val. Schmidt einen äußern Zusammenhang annehmen müßen ohne darum seinen orientalischen Ursprung behaupten zu wollen, womit man nicht zu schnell bei der Hand sein darf. Gerade an diesem Märchen hat aber Benfey Orient und Occident II. 133 seine Ansicht von dem indischen Ursprung der im Abendland verbreiteten Sagen und Märchen darzuthun versucht und man muß gestehen, daß das Beispiel sehr glücklich gewählt war, obgleich es die Frage zu entscheiden nicht ausreicht. Das gleiche Mittel wird übrigens in unzähligen Schwänken und Novellen empfohlen, unter welchen wir Giovannis zweite Novelle des fünften Tags als eine der besten ausheben möchten.

Es bleibt noch übrig von dem verwandten deutschen Schauspiel zu sprechen, das Eschenburg in Gottscheds Sammlung deutscher Schauspiele aufgefunden hat. Er führt den Titel: „Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen. Vormahls von einem italiänischen Cavalier practisiret, jetzo aber von einem Teutschen Edelman glücklich nachgeahnet und in einem sehr lustigen possenvollen Freuden-Spiele fürgestellet“ u. s. w. Es stimmt mit dem Shakspeareschen Stücke so genau überein, daß Eschenburg sich überzeugt hielt, beide Verfaßer müsten entweder einerlei Original genau copiert, oder der deutsche Verfasser das Shakspearesche Stück zur Grundlage des seinigen gemacht haben. Eschenburg ist geneigt sich für das Letztere zu entscheiden; doch macht ihn die Angabe des deutschen Verfaßers, daß sein Stück von italienischem Ursprunge sei, darin wieder irre, denn diese versteht er so als sei eine alte italienische Comödie vorhanden gewesen, von welcher beide, das englische und das deutsche Schauspiel, freie Nachahmungen und wörtliche Uebersetzungen wären. Allein eben dieser Schlußbericht des deutschen Verfaßers läßt keinen Zweifel übrig, daß er nur aus den italienischen Namen, die er mit deutschen vertauschte, auf den italienischen Ursprung dieses ihm von deutschen Comödianten überlieferten Stücks geschloßen habe. Wahrscheinlich war das ebenfalls

in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst erwähnte Schauspiel: „Die wunderbare Heurath Petruvio mit der bösen Catharina", sein Original, an dem er schwerlich viel mehr als die Namen änderte. Beide Stücke beweisen nur, wie früh Shakspeares gezähmte Keiferin auf der deutschen Bühne heimisch geworden. Der hier ausgesprochenen Vermuthung hat seitdem Reinhold Köhler in seiner Ausgabe der Kunst über alle Künste (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1864 S. XX) beigestimmt.

Im letzten Act hat Shakspeare die deutsche Volkssitte des Thierjagens oder des Haberfelltreibens auf die Bühne gebracht, dessen Zusammenhang mit dem deutschen Gottesdienst und den Glauben an die Umzüge des wilden Heeres Handb. der Mythologie III. Aufl. S. 527 ff. (§ 143) besprochen ist, wobei sich auch ergiebt, daß der Ausdruck ins Bockshornjagen und das Haberfelltreiben gleichbedeutend sind, wofür der Hauptbeweis gerade aus Shakspeare zu entleihen ist.

IX.

Zu

Ende gut Alles gut.

1. Giletta von Narbonne.

Nach Boccaccio.

In Frankreich lebte ein Edelmann, Namens Isnard Graf von Roussillon, der seiner Kränklichkeit wegen stäts einen Arzt bei sich hatte, welcher Gerard von Narbonne hieß. Der Graf hatte einen einzigen, kleinen Sohn, der sehr schön und anmuthig war und mit mehrern Kindern seines Alters erzogen wurde, unter welchen sich auch Giletta, die Tochter des erwähnten Arztes befand. Diese fühlte eine grenzenlose und viel glühendere Liebe, als sie bei so zartem Alter gewöhnlich ist, für den jungen Beltram. Nach dem Tode des Grafen, welcher ihn der Pflege des Königs überwiesen hatte, muste Beltram sich nach Paris begeben, worüber das Mädchen unendlich betrübt wurde, und da bald nachher auch ihr Vater starb, gern nach Paris gereist wäre, um Beltram wiederzusehen, wenn sie einen schicklichen Vorwand gewust hätte; allein des Reichthums willen, der ihr nun allein zugefallen war, ward sie von zu Vielen beobachtet und wuste keine anständige Auskunft zu finden. Auch als sie zu ihren mannbaren Jahren gelangt war, hatte sie den Beltram noch nicht vergeßen können und ohne einen Grund anzugeben schon viele Bewerber ausgeschlagen, welchen ihre Verwandten sie vermählen wollten.

Da sie nun mehr als je zuvor für Beltram entbrannt war, weil sie vernommen hatte, daß er ein sehr schöner Jüngling geworden sei, hörte sie zufällig die Nachricht, daß der König von Frankreich in Folge eines schlecht geheilten Geschwulstes, das er auf der Brust gehabt, an einer Fistel leide, die ihm große Beschwerden und heftige Schmerzen verursache und daß er keinen Arzt finden könne, der ihn davon heile, obgleich sich schon Viele daran

versucht, aber das Uebel nur verschlimmert hätten, worüber der König an der Genesung verzweifelt sei und nun allen Rath und Beistand von sich weise. Das Mädchen war hierüber höchlich erfreut, denn sie glaubte nun, nicht bloß einen schicklichen Vorwand zu der Reise nach Paris gefunden zu haben, sondern auch, wenn es wirklich die Krankheit sei, welche sie vermuthete, ihren Beltram leicht zum Gemahl erwerben zu können. Da sie von ihrem Vater Vieles erlernt hatte, bereitete sie sogleich aus gewissen heilsamen Kräutern ein Pulver für die Krankheit, welche sie bei dem Könige voraussetzte, stieg damit zu Pferde und begab sich nach Paris, wo es ihr erstes Geschäft war, sich den Anblick Beltrams zu verschaffen; dann erschien sie vor dem Könige und bat sich die Gnade aus, daß er ihr sein Uebel zeige.

Da der König ihre Jugend und Anmuth sah, mochte er es nicht abschlagen und zeigte ihr seinen Schaden. Sobald sie ihn gesehen hatte, zweifelte sie nicht mehr, ihn heilen zu können und sprach: Gnädiger Herr, wenn es euch beliebt, so hoffe ich zu Gott euch in acht Tagen, ohne euch irgend Schmerzen oder Beschwerden zu verursachen, von dieser Krankheit zu heilen. Der König machte sich im Stillen über ihre Rede lustig und sprach zu sich selbst: Wie sollte es ein junges Mädchen ausrichten können was die grösten Aerzte der Welt nicht vermocht haben? Er dankte ihr also für ihren guten Willen, entgegnete aber, er sei entschloßen, keinem ärztlichen Rathe mehr Folge zu leisten. Darauf versetzte die Jungfrau: Gnädiger Herr, ihr verschmäht meine Kunst, weil ich ein Mädchen und noch so jung bin; aber ich erinnere euch, daß ich nicht durch meine Wißenschaft und Erfahrung, sondern durch Gottes Beistand und die Wißenschaft meines Vaters, des bei seinen Lebzeiten berühmten Arztes Gerard von Narbonne, zu heilen verstehe. Der König sprach bei sich selbst: Vielleicht ist mir diese von Gott gesendet: warum versuche ich nicht was sie vermag, da sie doch verspricht, mich ohne Beschwerden in kurzer Zeit zu heilen. Er bestimmte sich also den Versuch zu machen und sprach: Junges Mädchen, und wenn ihr uns nicht heilt, falls wir

euretwillen von unserm Entschluße abgiengen, was sollte für euch die Folge sein? Gnädiger Herr, versetzte die Jungfrau, laßt mich bewachen, und wenn ich euch in acht Tagen nicht heile, lebendig verbrennen; aber was soll mein Lohn sein, wenn die Heilung gelingt? Der König antwortete: Da ihr noch unvermählt scheint, so wollen wir euch, wenn ihr euer Wort löst, gut und anständig verheirathen. Gnädiger Herr, erwiderte das Mädchen, ich bin es zufrieden, daß ihr mich verheirathet, ich begehre aber den zum Manne, welchen ich mir wähle; doch werde ich keinen eurer Söhne oder aus dem königlichen Hause verlangen.

Der König sagte ihr dieß zu, worauf sie ihre Kur begann und binnen Kurzem, noch vor der bestimmten Frist, dem König seine Gesundheit wiederschenkte. Da er sich nun geheilt fühlte, sprach er: Jungfrau, ihr habt euern Mann wohl verdient. Wohlan denn, versetzte Giletta, so hab ich denn den Beltram von Roussillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben begann und seitdem immer von ganzer Seele geliebt habe. Dem König kam es schwer an, ihr diesen zu geben; da er es aber versprochen hatte und nicht wortbrüchig werden wollte, ließ er ihn rufen und sprach zu ihm: Beltram, ihr seid nun erwachsen und ausgebildet: wir wünschen, daß ihr jetzt zurückkehrt, eure Grafschaft selbst zu regieren, und ein Fräulein mit euch führt, das wir zu eurer Gemahlin bestimmt haben. Und wer ist das Fräulein, gnädiger Herr? fragte Beltram. Dieselbe, antwortete der König, welche uns durch ihre Heilmittel die Gesundheit wiedergeschenkt hat.

Beltram, der sie gesehen und wiedererkannt hatte, hielt sie zwar für schön genug, da er aber wuste, daß sie nicht von einem Geschlechte sei, wie es sich für seinen Adel gezieme, versetzte er verächtlich: Gnädiger Herr, ihr wollt mir also eine Quacksalberin zur Frau geben? Gott verhüte es, daß ich je eine Solche zur Gemahlin nehme. So wollt ihr denn, entgegnete der König, daß wir unser Wort brechen, welches wir, um unsre Gesundheit wiederzuerlangen, dem Mädchen verpfänden musten, das nun zum Lohn eure Hand begehrt? Gnädiger Herr, erwiderte Beltram,

ihr könnt mir nehmen was ich besitze und mich als euern Vasallen an wen ihr wollt verschenken; das aber versichere ich euch, daß ich mit dieser Heirath niemals zufrieden sein werde. Ihr werdet schon, sprach der König, denn das Mädchen ist hübsch und verständig und liebt euch zärtlich; deshalb hoffen wir, daß ihr viel glücklicher mit ihr leben werdet als ihr mit einer Dame höherer Abkunft leben würdet.

Beltram schwieg und der König ließ zur Feier der Hochzeit große Zurüstungen machen. Als nun der festgesetzte Tag herankam, vermählte sich Beltram, so schwer es ihm auch ward, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte, und nahm, als dieß geschehen war, nachdem er sich schon vorher entschloßen hatte was er zu thun habe, unter dem Vorwande, daß er nach seiner Grafschaft zurückkehren und dort das Beilager vollziehen wolle, Urlaub von dem Könige. Dann stieg er zu Pferde, reiste aber nicht nach der Grafschaft, sondern begab sich nach Toscana, wo er hörte, daß die Florentiner mit den Sienesern im Krieg begriffen seien, und sich gleich entschloß zu ihren Gunsten am Streite Theil zu nehmen. Er ward mit Freude und großen Ehren empfangen, zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsmacht geordnet und mit einer so ansehnlichen Besoldung begabt, daß er eine geraume Zeit in ihren Diensten verweilte.

Die Neuvermählte, die über diese Behandlung wenig erfreut war, hoffte ihn durch ihr gutes Betragen noch in seine Grafschaft zurückrufen zu können und reiste nach Roussillon, wo sie von Allen als Gebieterin aufgenommen ward. Weil aber die Grafschaft in so langer Zeit ohne Herrn gewesen, fand sie alle Geschäfte verwahrlost und zerrüttet. Als eine verständige Frau wuste sie indes in kurzer Zeit durch Fleiß und Sorgfalt Alles wieder ins Geleise zu bringen, worüber die Unterthanen sehr erfreut waren und ihr mit Liebe und Treue ergeben wurden, während sie den Grafen bitter tadelten, daß er mit einer solchen Gemahlin nicht zufrieden sei. Als sie nun die Angelegenheiten des Landes geordnet hatte,

ließ sie den Grafen durch zwei Edelleute davon benachrichtigen und bitten, wenn er um ihretwillen anstehe in seine Grafschaft zurückzukehren, so möge er es ihr anzeigen, und sie werde sich alsdann, ihm zu Gefallen, entfernen. Er aber antwortete ihnen mit großer Härte: Hiemit mag sie es halten wie es ihr beliebt; ich aber werde nicht eher zurückkehren und mit ihr leben bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind von mir auf dem Arme trägt. Auf diesen Ring legte er großen Werth und trennte sich niemals von ihm, wegen einer gewissen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte, ihm beiwohnte. Die Edelleute fühlten wohl die Härte der fast in einer doppelten Unmöglichkeit beruhenden Bedingung; da sie aber sahen, daß sie ihn durch Zureden seinem Entschluß nicht abwendig machen könnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und hinterbrachten ihr seine Antwort. Sie ward sehr betrübt darüber, entschloß sich jedoch nach langem Nachdenken den Versuch zu machen, ob sie jene Bedingungen nicht erfüllen könne. Um also in der Folge ihren Gemahl für sich zu gewinnen, versammelte sie, sobald ihr Entschluß gefaßt war, viele der ältesten und angesehensten Männer der Grafschaft und erzählte ihnen ausführlich und in beweglichen Worten, was sie schon Alles aus Liebe zu dem Grafen gethan und welchen Lohn sie dafür empfangen habe, worauf sie hinzufügte, es sei ihre Absicht nicht, den Grafen durch ihre Anwesenheit in ewiger Verbannung zu halten, vielmehr gedenke sie den Rest ihres Lebens zum Heil ihrer Seele in Pilgerfahrten und Werken der Barmherzigkeit hinzubringen. Alsdann bat sie die Versammelten, den Schutz und die Regierung der Grafschaft zu übernehmen und dem Grafen anzuzeigen, daß sie die Besitzung frei und ledig gelaßen habe, und sich in der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, entfernt habe.

Während sie also sprach, vergoßen die guten Leute häufige Thränen und baten sie dann inständigst, ihren Vorsatz aufzugeben und bei ihnen zu bleiben; womit sie aber nichts ausrichteten. Giletta empfahl sie dem göttlichen Schutze, machte sich in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin, in Pilgerkleidung und

mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne Jemand von dem Ziel ihrer Reise zu unterrichten, auf den Weg und langte auch bald in Florenz an, wo sie durch Zufall in einen kleinen Gasthof einkehrte, der einer anständigen Wittwe gehörte, und dort, voller Verlangen von ihrem Herrn Nachricht zu hören, als eine arme Pilgerin sehr eingezogen lebte. Schon am andern Tage fügte es sich, daß sie ihren Gemahl mit seinem Gefolge vor dem Gasthause vorbeireiten sah, und obwohl sie ihn sogleich erkannte, fragte sie doch die gute Wirthin, wer er sei? Die Gastwirthin antwortete: Es ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Beltram nennt, ein gefälliger und höflicher Herr, der in dieser Stadt sehr viel gilt und in eine unserer Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, sterblich verliebt ist. Es ist in der That ein sehr ehrbares Mädchen, das nur seiner Armut willen noch nicht vermählt ist, und mit seiner Mutter, einer verständigen und achtbaren Frau, zusammen lebt. Und vielleicht hätte sie, wenn die Mutter nicht wäre, schon in die Wünsche des Grafen gewilligt. Die Gräfin faßte die Worte mit Wohlgefallen auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen, und als sie sich von Allem unterrichtet hatte, stand ihr Entschluß fest. Da sie das Haus und den Namen der Dame und ihrer Tochter, welche der Graf liebte, ausgemittelt hatte, begab sie sich eines Tages heimlich in ihrer Pilgertracht zu denselben, fand die Dame und die Tochter in ziemlich ärmlichen Umständen, grüßte sie und sagte der Erstern, sie wünsche, wenn es ihr gefällig sei, eine Unterredung mit ihr. Die Dame stand auf und erklärte sich bereit, sie anzuhören; darauf traten sie in ein Seitengemach, wo die Gräfin, als sie sich niedergelaßen hatten, so zu sprechen begann: Madonna, ihr scheint mir nicht minder als ich selbst zu den Stiefkindern Fortunens zu gehören; wenn ihr aber wolltet, so könntet ihr vielleicht euch und mich glücklich machen. Die Dame antwortete, sie wünsche nichts so sehr als ihre Lage auf ehrbarem Wege zu verbeßern. Ich bedarf eurer Verschwiegenheit, fuhr die Gräfin fort: wenn ich mich dieser vertraue und ihr verrathet mich dennoch, so schadet ihr euch und

mir. Die Dame versetzte: Ihr dürft mir Alles, was euch gefällt, ruhig vertrauen, denn nie werdet ihr euch von mir hintergangen sehen.

Darauf erzählte ihr die Gräfin auf so bewegliche Weise, wer sie sei und Alles was sich seit dem ersten Aufkeimen ihrer Neigung für den Grafen bis zu dem heutigen Tage mit ihr ereignet hatte, daß die Dame, die ihren Worten um so lieber Glauben schenkte als sie ihre Geschichte zum Theil schon von Andern vernommen hatte, nicht wenig Mitleid für sie empfand. Als die Gräfin ihre Erzählung beendigt hatte, fügte sie hinzu: Ihr habt nun mein Unglück gehört und vernommen, was ich für zwei Dinge besitzen muß, wenn ich meines Gemahls froh werden soll, und ich kenne Niemand anders, der sie mir verschaffen könnte als euch; wenn es nämlich wahr ist was ich höre, daß der Graf, mein Gemahl, sich auf das Heftigste in eure Tochter verliebt hat.

Ob der Graf meine Tochter liebt, versetzte die Dame, weiß ich nicht, aber er giebt sich völlig den Anschein. Allein was kann ich deshalb thun, eure Wünsche zu befriedigen? Madonna, antwortete die Gräfin, ich werde es euch gleich sagen; zuvor aber wünsch ich euch die Vortheile zu zeigen, die euch daraus erwachsen sollen, wenn ihr mir beisteht. Wie ich sehe, ist eure Tochter schön und von mannbaren Jahren; auch scheint es nach dem, was ich gehört habe und selbst zu bemerken glaube, daß ihr sie nur aus Mangel einer anständigen Ausstattung noch im Hause behaltet. Ich denke ihr also zum Lohn des Dienstes, den ihr mir leisten sollt, von meinem Gelde ein solches Heirathsgut auszuwerfen, wie ihr es selbst für erforderlich haltet, um sie ehrenvoll zu vermählen. Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch antwortete sie ihrer edeln Gesinnung gemäß: Madonna, sagt mir was ich für euch thun kann, und wenn es mir nicht unziemlich scheint, so will ich es herzlich gern verrichten: hernach mögt ihr thun was euch belieben wird.

Meine Absichten erfordern, versetzte die Gräfin, daß ihr dem Grafen durch eine zuverläßige Mittelsperson sagen laßt, eure

Tochter sei bereit, allen seinen Willen zu thun, wenn sie Beweise erhalte, daß er sie wirklich so liebe, als er vorgebe. Davon werde sie sich aber nie überzeugen, wenn er ihr nicht den Ring schicke, den er am Finger trage und der ihm, wie sie gehört habe, so werth sei. Schickt er ihr den Ring, so gebt ihr ihn mir und laßt dem Grafen sagen, eure Tochter sei bereit, seine Wünsche zu befriedigen. Alsdann müßt ihr ihn heimlich hieher kommen laßen und mich unvermerkt statt eurer Tochter ihm beilegen. Vielleicht gönnt mir Gott die Gnade von ihm zu empfangen, und so werde ich, seinen Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme, ihn mir erwerben und mit ihm leben können wie es Mann und Frau geziemt, und ihr seid von dem Allen der Urheber gewesen.

Die Dame mochte sich schwer hiezu verstehen: sie fürchtete, es könne dem Rufe ihrer Tochter großen Schaden bringen; indes schien es ihr doch wieder, es sei löblich, der guten Dame ihren Mann wiederzugeben, und auch die Absicht, die sie zu diesem Schritte bewege, sei nicht unehrbar, und so im Vertrauen auf ihre gute und löbliche Gesinnung versprach sie der Gräfin nicht nur, das Gewünschte zu thun, sondern erhielt auch nach ihrer Anweisung in wenig Tagen durch geheime Verhandlung den Ring, obwohl es dem Grafen hart ankam, und schob ihm die Gräfin statt ihrer Tochter mit großer Geschicklichkeit unter. In diesen ersten Zusammenkünften, die der Graf inbrünstig gewünscht hatte, empfieng die Gräfin, wie ihre Entbindung nachmals ergab, zwei männliche Kinder. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Umarmungen ihres Gemahls nicht bloß dieß eine Mal, sondern öfter, und wuste dieß so geheim zu bewirken, daß Niemand davon Kunde erhielt und der Graf immer der Meinung war, nicht mit der Gattin, sondern mit der Geliebten zusammen zu kommen. Daher schenkte er ihr auch, wenn ihn der Morgen zum Aufbruch mahnte, viele schöne und kostbare Steine, welche die Gräfin sorgfältig aufbewahrte. Da sie sich nun schwanger fühlte, wollte sie der Dame nicht länger mit diesen Dienstleistungen beschwerlich fallen und sprach: Madonna, Gott und euch sei Dank, ich habe

erlangt was ich wünsche; es ist daher Zeit, daß ich auch eure Wünsche erfülle und dann abreise. Die Edelfrau erwiderte, es sei ihr lieb, wenn sie durch ihre Vermittlung ihre Wünsche erreicht habe; was sie gethan, sei indes nicht in Hoffnung einer Belohnung geschehen, sondern weil sie gemeint habe, so handeln zu müßen um Gutes zu thun. Diese Gesinnung, Madonna, entgegnete die Gräfin, ist gut und löblich und auch ich gedenke euch, was ihr von mir verlangen werdet nicht als Lohn zu schenken, sondern um Gutes zu thun, weil ich meine, so handeln zu müßen. Hierauf bat die Dame nothgedrungen und voller Scham um hundert Gulden zur Ausstattung ihrer Tochter. Da die Gräfin ihre Beschämung bemerkte und diese bescheidene Bitte vernahm, schenkte sie ihr fünfhundert Gulden und viele schöne und kostbare Steine, die wohl das Doppelte werth sein mochten, worüber die Dame höchlich erfreut war und der Gräfin dankte so gut sie nur konnte und wuste. Diese entfernte sich hierauf und begab sich in ihren Gasthof zurück.

Um aber in Zukunft dem Beltram allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu besuchen oder zu beschicken, zog die Dame sofort mit ihrer Tochter zu ihren Verwandten aufs Land, und bald darauf kehrte auch Beltram, da er von den Seinigen zurückberufen ward und hörte, daß die Gräfin sich entfernt habe, in seine Grafschaft zurück. Die Gräfin war über die Nachricht von seiner Abreise von Florenz sehr erfreut: sie wartete indes noch ihre Niederkunft ab und gebar zwei Knaben, die dem Vater äußerst ähnlich sahen. Sie ließ sie sorgfältig stillen, machte sich, da es sie Zeit dauchte, auf den Weg, und kam ohne von Jemand erkannt zu werden, in Montpellier an. Hier ruhte sie sich einige Tage aus, erkundigte sich nach dem Grafen und seinem Aufenthalt und erfuhr, daß er am bevorstehenden Allerheiligentage in Roussillon ein großes Fest für Männer und Frauen veranstalten werde, zu welchem sie sich, noch immer in der gewohnten Pilgertracht, sofort begab. Da sie hier vernahm, die Damen und Ritter seien im Palaste des Grafen versammelt und eben im Begriff zu Tische zu gehen, so trat

sie, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder auf dem Arm, in den Saal, drängte sich durch die Menge zu dem Grafen durch, warf sich ihm zu Füßen und sprach weinend: Mein Gebieter, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich deiner Heimat wieder zu geben und zu erhalten, lange Zeit in der Welt umhergeirrt ist. Ich beschwöre dich bei Gott, mir jetzt die Bedingungen zu halten, die du mir durch die beiden an dich gesandten Edelleute auferlegtest. Sieh hier auf meinen Armen nicht ein, sondern zwei deiner Kinder und sieh hier deinen Ring. Nun ist es wohl Zeit, daß du mich als deine Gattin anerkennst, wie du versprochen hast.

Als der Graf dieß vernahm, erschrak er heftig: er erkannte den Ring, er erkannte auch die Kinder, so ähnlich sahen sie ihm; aber dennoch sprach er: Wie sollte sich denn das ereignet haben? Da erzählte die Gräfin zum grösten Erstaunen des Grafen und aller Anwesenden der Ordnung nach den ganzen Hergang der Sache. Wie sich nun der Graf von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugte, und ihre Ausdauer und ihren Verstand und dazu die beiden schönen Kinder bedachte, legte er um seinem Versprechen getreu zu bleiben und auch den Seinigen gefällig zu sein, die ihn Alle, Männer und Frauen, inständigst baten, sie endlich als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen und zu ehren, seinen hartnäckigen Stolz ab, hob die Gräfin zu sich empor, küsste und umarmte sie und erkannte sie für seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder für die Seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern, wie sie ihrem Stande geziemten, bekleiden und veranstaltete zum grösten Vergnügen aller Anwesenden, so wie aller übrigen Vasallen, die es erfuhren, nicht nur diesen Tag, sondern viele folgende, ein glänzendes Fest und liebte und ehrte sie von diesem Tage an immer als seine Gattin und Ehefrau mit großer Zärtlichkeit.

---

2. Ende gut Alles gut.

Zur Sagenvergleichung.

Decam. III. 9. Für die nächste Quelle Shakspeares gilt Painters Giletta of Narbon in seinem Palace of Pleasure 1566 4. p. 88, eine Uebersetzung der mitgetheilten Novelle. Schon früher war dieselbe zu einer Comödie benutzt worden, nemlich von dem Italiener B. Acolti in seiner schon 1513 gedruckten Virginia. Vielleicht war eine Uebersetzung dieses Stücks auf die englische Bühne gekommen und veranlaßte den Dichter zur Behandlung desselben Themas. Farmers Vermuthung, daß sein All's Well that end's Well eine Weile Loves Labour Wonne geheißen habe, indem alte Verzeichnisse ein solches Stück dem Shakspeare zuschreiben, ist höchst wahrscheinlich.

Boccaccio soll nach Val. Schmidts Vermuthung (Beitr. S. 26) aus dem Altfranzösischen oder Provenzalischen geschöpft haben; doch ist eine solche Quelle noch nicht nachgewiesen. Straparolas Novelle VII. 1 ist verwandt; doch kommen hier statt des Ringes andere Wahrzeichen vor. Dunlops absprechendes Urtheil (II. p. 269) über unsere Novelle ist eben so geistlos als die von A. W. v. Schlegel widerlegte Ansicht Johnsons über Shakspeares Schauspiel. So findet Dunlop die von Beltram gestellten Bedingungen abgeschmackt, da sie doch, wie das Folgende ergeben wird, Alles enthalten, was seine Abneigung gegen die aufgedrungene Heirath zu beseitigen dienen kann.

Wir haben unter VI. (Vgl. III.) von der Sagenfamilie gehandelt, welcher diese Novelle angehört und viele verwandte Erzählungen mit ihr verglichen. Die Idee, welche alle diese Sagen verbindet, der Triumph der weiblichen Treue und Ergebenheit über

die Härte der Männer, wird aber hier durch die besondere Weise, wie sich dieser Sieg entscheidet, näher bestimmt. Wenn in andern Erzählungen dieses Inhalts die Hartherzigkeit der Männer von vorn herein als tadelswürdig erscheint, so ist dagegen Beltram vollkommen berechtigt, eine Gattin zu verschmähen, die ein fremder Wille ihm aufgedrungen hat, und die das Weib seiner Wahl weder ist noch nach den Begriffen seines Standes werden konnte. Die letztere Rücksicht besiegt Giletta nur zum Theil, indem sie sich die Liebe seiner Unterthanen in solchem Maße gewinnt, daß sie den Grafen wegen seiner Härte gegen die Gattin tadeln, und die erstere bleibt noch in ihrer ganzen Stärke zurück und kann nur durch Erfüllung der gestellten Bedingungen beseitigt werden. Diese sind aber nichts Willkürliches, sondern dienen zur Ergänzung aller Mängel in der Person Gilettens. Zwar hat sich der Graf ihr vermählt, aber wider seinen Willen auf den Befehl des Königs, dem er gleich erklärt hatte, daß fremde Willkür zwar seine Hand aber nicht sein Herz verschenken könne, und daß er selbst mit dieser Heirath nie zufrieden sein werde. Besäße aber Giletta den Ring, auf welchen der Graf so viel Werth legte, so hätte er sich ihr freiwillig und aus eigener Wahl verlobt, denn der Ring, welchen ein Mann einem Mädchen schenkt, kann nur als Gelübde und Pfand der Treue verstanden werden. Hiemit wäre also der Forderung freier Wahl, zu welcher der Graf berechtigt ist, Genüge gethan, und man könnte glauben, er hätte es bei dieser Forderung bewenden laßen müßen. Aber noch bliebe sein Eigensinn ungebeugt, den die Aufdringung einer unerwünschten Braut einmal geweckt hatte, noch wäre sein Adelstolz nicht versöhnt und vielleicht würden ihn die ererbten Vorurtheile seines Standes sogar des Gelübdes entbunden haben, das er durch Hingabe des Ringes einer Nichtebenbürtigen geleistet hätte. Darum ist die zweite Bedingung nothwendig: Giletta soll nicht nur den Ring am Finger, sondern auch ein Kind von ihm auf dem Arme tragen, wenn sie hoffen will, seine Abneigung zu überwinden. Dann müste er sich um des Kindes willen über alle Rücksichten hinwegsetzen, denn das

Kind ist sein anderes Selbst, sein Fleisch und Blut, wie das der Mutter, mit welcher ihn das Kind versöhnen und vermitteln würde. Wunderschön spricht Shakuntala, welche derselben Sagenfamilie angehört, diesen Gedanken im Mahabharat aus (Fr. Schlegels Werke IX. S. 299):

„Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind zu berühren nicht
So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich ist.
So berührt umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als des Kindes Berührung hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann!
Wie im Spiegel des klaren Quells siehe den Sohn, ein zweites Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerde genommen wird,
So ist von dir erzeugt dieser, da selbst der Eine, ungetheilt. —
So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wiedergeboren selbst
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß spricht."

Diesem unwiderstehlichen Reize des Kindes für den Vater, der sich in ihm wiedergeboren sieht, muß denn auch Beltrams Adelstolz weichen, denn die Stimme der Natur bringt alle Rücksichten der Standesehre und des Vorurtheils zum Schweigen. Selbst daß Giletta den Ring auf eine Weise erworben hatte, durch welche er aufhörte, ein Pfand verheißener Treue und ehelicher Liebe zu sein, denn nicht ihr war diese Verheißung geschehen, kommt hiebei nicht weiter in Anschlag, und es wäre nicht nöthig gewesen, daß Boccaccio dem Beltram sogar zwei Kinder statt des Einen von Giletten geboren werden ließ.

Man könnte eine nähere Verwandtschaft der Sage von Sakontala mit der von Giletta vermuthen, indem auch in jener der Ring und das Kind mit gleicher Bedeutung und Wirkung vorkommen. Wir kennen die Sage von der Sakontala in zwei sehr von einander abweichenden Gestalten. In der Episode des Mahabharat, aus welcher wir eben eine Stelle angeführt haben, kommt der Ring nicht vor und es wird aus dem von Schlegel mitgetheilten Bruchstücke nicht klar, warum Duschmanta zuerst die Shakuntala verwirft und verläugnet bis denn endlich nach jener Rede der Verstoßenen die

Wiedererkennung und Versöhnung folgt. Vielleicht geschah es, bemerkt Schlegel, um die Geliebte auf die Probe zu stellen; vielleicht weil Duschmanta fürchtete, es möchte Verdacht gegen die Echtheit des Kindes entstehen, wenn er so leicht in die Anerkennung willige. In dem Schauspiel des Kalidasa, das den Lesern aus G. Forsters und Anderer Uebersetzung bekannt sein wird, hat Sakontala, nachdem sie Duschmanta nach der Ordnung Gandharwa, d. h. durch gegenseitige Einwilligung, ohne alles Cermoniel, geehlicht, in der Trauer über die Abreise ihres Gemahls den jähzornigen Heiligen Durwasas, der als Gast zu ihr eintrat, nicht bemerkt und zur Strafe dieser Verletzung des Gastrechts verwünscht sie dieser:

„Er, den du denkst,
An dem dein Herz so einzig hängt, indes
Das reine Kleinod echter Gottesfurcht
Umsonst von dir des Gastfreunds Rechte heischt:
Vergeßen wird er dich, wenn du ihn wieder
Erblickst, wie Nüchternwordene vergeßen
Die Worte, die der Rausch aus ihnen sprach."

Doch mildert er diesen Fluch wieder dahin, daß der Zauber verschwinden soll, wenn ihr Gatte seinen Ring erblickt. Diesen hat ihr Duschmanta, als sie beim Abschied frug: „Wie lange wird mein Herr sich meiner erinnern?" zum Pfand seiner Treue gegeben; aber Sakontala hat ihn verloren, und als sie schwanger in den Palast des Königs gebracht wird, um in ihre ehelichen Rechte eingesetzt zu werden, kann sie den Zauber nicht entkräften, der Duschmantas Gedächtniss umnebelt. So wird sie verstoßen, aber von ihrer Mutter, der Nymphe Menaka, zu Aditis Palast entführt. Der Ring, den ein Fisch verschlungen hatte, wird aber durch einen Fischer vor Duschmanta gebracht, der sich bei seinem Anblick Sakontalas und seines Gelübdes wieder entsinnt. Hier hat also der Ring dieselbe Bedeutung wie in der Novelle: er ist zwar ein entscheidender Ring (the fatal ring), aber kein Zauberring, obwohl er einen Zauber vernichtet. Der König hat ihn der Sakontala zum Pfande gegeben, daß er sie nicht vergeßen

wolle und diese Bestimmung erfüllt er vollkommen. Indessen erscheint er seiner Wirkung nach zauberkräftig und also ist es nicht störend, wenn man einen Zusammenhang mit der Novelle annehmen will, daß auch bei Boccaz dem Ring des Beltram, seiner Meinung nach, Zauberkräfte beiwohnen. Zu vergleichen ist hier das Märchen von den zwölf Jägern bei Grimm Nr. 67 und was unter XII. und XIII. darüber gesagt wird. Bei Kalidasa findet nun Duschmanta nach langer vergeblicher Sehnsucht Sakontalan in Aditis Palast wieder, nachdem er vorher seinen gleich nach der Vermählung mit ihr erzeugten Sohn als einen jungen Helden angetroffen hat. Das Kind tritt also bei Kalidasa nicht in der Bedeutung auf wie in der Novelle und wie wir gesehen haben, im Mahabharat, denn es bestimmt den Vater nicht, die Mutter anzuerkennen, sondern kündigt ihm nur das Wiederfinden der ersehnten Verlorenen an. Dürfte man aber beide Darstellungen der Sakontalasage zusammenfaßen oder annehmen, daß in ihrer ursprünglichen Gestalt der Ring in derselben Bedeutung wie bei Kalidasa und das Kind in der des Mahabharat erschienen sei, was allerdings wahrscheinlich ist, so würde die Identität dieser Sage mit der von der Giletta keinen Zweifel leiden. Doch werden Andere Landau (a. a. O. 50) beistimmen, wenn er sagt, Boccaccio habe hier eher ein europäisches dramatisches Werk, nämlich die Hecyra des Terenz benutzt: „In diesem Werke entreißt Pamphilus einem von ihm entehrten Mädchen einen Ring, den er dann seiner Buhlerin Bacchis schenkt. Nach dem Wunsche seiner Eltern heirathet er dann jenes Mädchen ohne zu wißen, daß es dieselbe ist, der er Ring und Ehre geraubt. Das Verhältniſs in ihrer Ehe ist so wie zwischen Beltram und Giletta bei Boccaccio, wozu noch der Verdacht kommt, in den die Frau geräth. Erst durch den bei Bacchis gefundenen Ring wird Alles aufgeklärt und die Aussöhnung des Ehepaars herbeigeführt.“ Wieder anderer Meinung über die Quelle der Novelle ist Gräſſe IV, 377, der den Roman du Comte d'Artois et de sa femme (ed. Barrois, Paris 1837) dafür ausgiebt, indem er in ihm die Bearbeitung eines ältern Romans ver-

muthet, der Begebenheiten enthielt, die sich zu Boccaccios Zeit ereigneten. Vgl. Landau a. a. O. Daß sich die rechtmäßige Ehefrau einer Buhlerin unterschiebt, um Nachkommen von ihrem Gemahl zu gewinnen, begegnet auch in der spanischen Romanze, deren Inhalt die Ueberschrift angiebt: Romance del engaño, que usó la reina doña Maria de Aragon, para qué el rey don Pedro su marido durmiese con ella, in Ferd. Wolfs „Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern", Wien 1850, S. 52 ff., und dessen Rosa de Romances, Leipzig 1846, S. 14 ff.; vgl. Liebrecht zu Dunlop 539, Zusatz zu S. 229.

Lies

S.	23	Z.	8	v. u. Pygmalion.
=	85	=	13	Aegialeus.
=	104	=	4	mit der er.
=	123	=	6	v. u. 418.
=	128	=	16	= = §. 90.
=	149	=	14	zu suchen.
=	156	=	4	v. u. die für.
=	215	=	9	= = in seiner.
=	219	=	13	= = von dorther.
=	251	=	10	= = ist hier.
=	271	=	7	erst 1603 und Z. 11 v. u. 255.
=	272	=	1	v. u. Habrocomas.
=	291	=	2	Fiorentino.
=	303	=	3	Götter.
=	319	=	17	zu sich, und
=	331	=	15	v. u. er etwas.
=	340	=	1	schon 1566.
=	343	=	11	v. u. l.
=	344	=	5	das junge Ehepaar und Z. 15 v. u. Es
=	349	=	14	v. u. und S. 350 Z. 3 v. u. Xanthippe.
=	350	=	1	l, 3.

Druck von Karl Georgi in Bonn.



Die Quellen des Shakspeare

in

Novellen Märchen und Sagen

mit sagengeschichtlichen Nachweisungen

von

Karl Simrock.

Zweite Auflage.

Neue Ausgabe.

Erster Theil.

Bonn
bei Adolf Marcus
1872


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04942 7423